C
5777

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [1] - -

C 5777 vesfelent '06

NLB Hannover/ZB 35
031 538 517

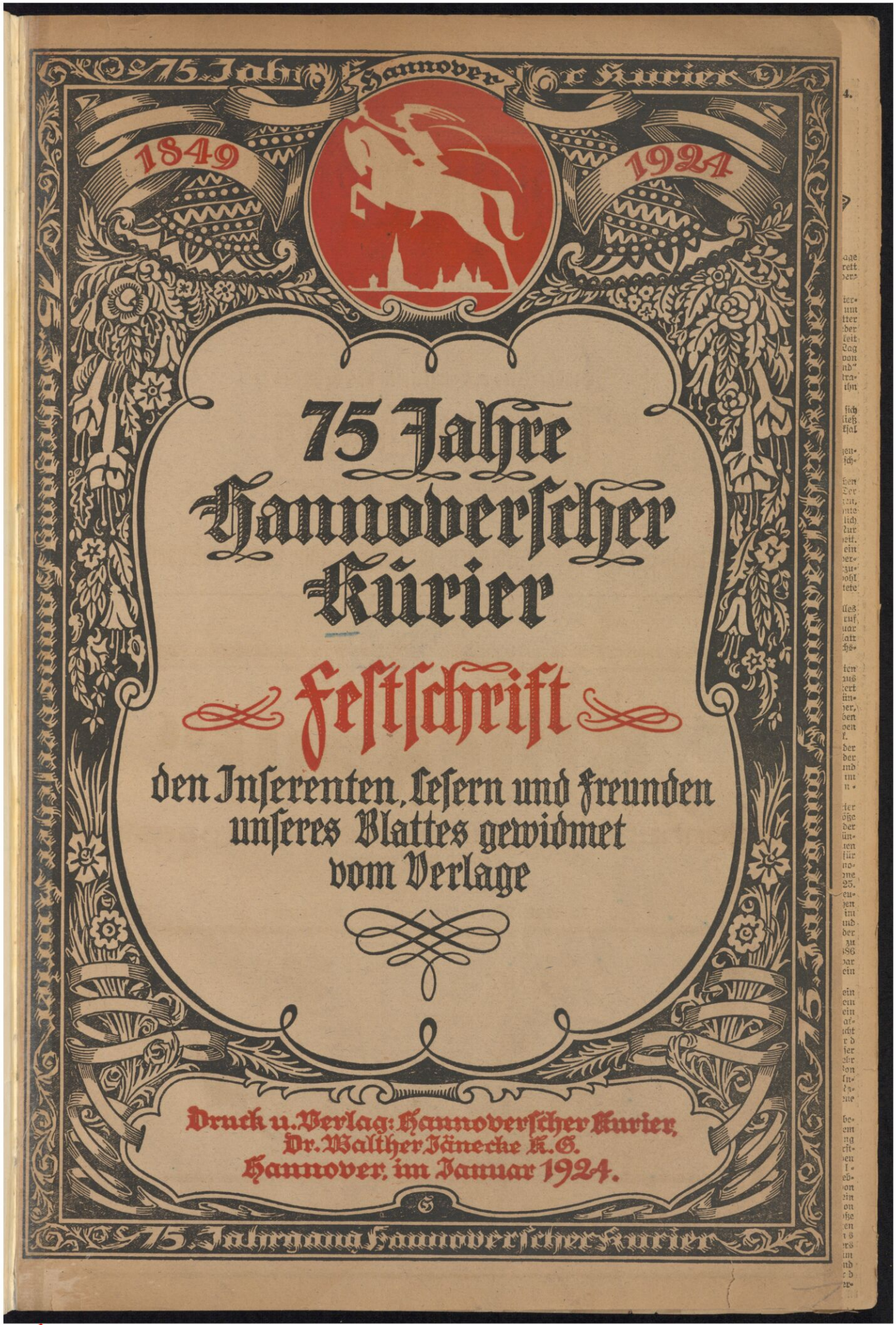
Mikroverfilmung
bestandsgefährdeter Literatur
Nur als Mikroform ausleihbar!
Signatur: MF-6960

Mikroverfilmung
bestandsgefährdeter Literatur
Nur als Mikroform ausleihbar!
Signatur: MiF 3508

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover
Am Archive 1

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [2] - -




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [3] - -

# Wilhelm Sieburg

Kohlenhandelsgesellschaft

Telegr.-Adr. Kohlensieburg **Hannover, Am Schiffgraben 61** Fernruf West 5395

Großvertrieb von englischen und deutschen

## Kohlen und Koks

für Industrie, Hausbrand, Gas- u. Elektrizitätswerke

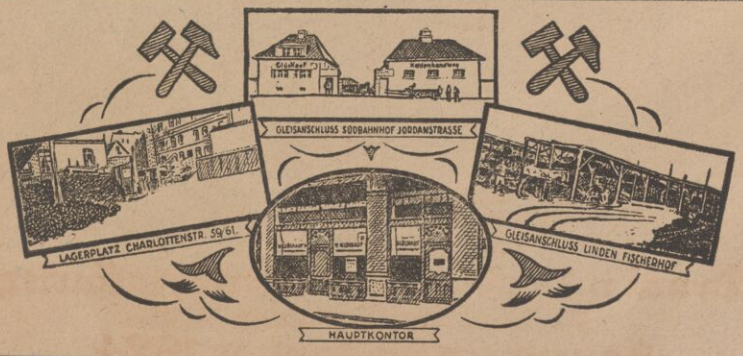
**Vertriebsstelle des Leopold-Konzerns für mitteldeutsche Braunkohlenbriketts**

# „Glückauf"

## Kohlenhandlung, Hannover, Andreaestr. 6A

Fernruf Nord 8633

Gleisanschluss - Lagerplätze




## Lieferung sämtlicher Brennstoffe

Kohlen, Koks für Zentralheizungen und Hausbrand - Briketts, Holz und Torf

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [4] - -

1923.839

BIBLIOTHECA REGIA HANNOVERANA

Sonntag, 20. Januar 1924.




## 1849 - 1924.

Von

Hauptschriftleiter Dr. Fritz Hartmann.

Der Bischof Ketteler wurde einmal gefragt, in welcher Weise wohl Paulus heutzutage seines Apostelamtes walten würde. Ohne Besinnen antwortete er: „Er würde eine Zeitung gründen."

Solch hohe Meinung von dem Wert und dem Einfluß der Presse hat man im vormärzlichen Deutschland noch nicht besessen. Im Königreich Hannover weniger noch als anderwärts. Das Wort von einer gesinnungsvollen Opposition, die er liebe, ist von Friedrich Wilhelm dem Vierten in Berlin gesprochen worden. Sein Oheim Ernst August, obwohl in englischen Verhältnissen aufgewachsen, war den Zeitungsschreibern ebenso abgeneigt wie den Professoren. Was an Presse im Lande da war, das schien ihm schon übergenug, den Bedarf des Untertanen an politischer Aufklärung zu decken.

Die Gebrüder Jänecke in der Osterstraße standen daher vor einer schroffen Schranke ihres Strebens. Im Druckereigewerbe zu raschem Ansehen gediehen, erkannten sie eine weitere großzügige Entwicklung nur in der Richtung des Zeitungsverlages als möglich. Namentlich war es der Sohn des jüngeren Teilhabers, der erst zwanzigjährige Georg, der den Plan eines neuen Tageblattes mit Eifer wälzte, ausbaute und betrieb. Aber ohne die königliche Konzession konnte er nicht ins Leben treten. Man kam ein und wurde abgewiesen. Man ging von Instanz zu Instanz; änderte die Richtlinien, um die erhobenen Einwände abzustellen, es hatte jedoch bei dem starren „Nein" sein Bewenden.

Da kam das Jahr 1848 und mit ihm die Preßfreiheit. Fortan konnte eine Zeitung gründen, wer nur immer das Zeug hatte, zu schreiben und zu drucken. Der politische Sinn war im deutschen Bürgertum soweit erstarkt, daß jedem tüchtigen Blatt, das frischweg ins volle Leben der Zeit griff, Bestand und Zukunft gesichert schien. In dem Rehberg-Hause an der Osterstraße wurden daher die alten Gründungspläne hervorgeholt. Jetzt freilich mußte es erst recht eine politische Zeitung sein, während man bisher, um der Konzession willen, bereit gewesen, Politik und Kirche auszuschließen.

Wenn die Dinge reif sind, dann hilft der Zufall. Die „Bremer Ztg." hatte es durch idealistisches Sturmgesellentum mit dem rechnenden Hanseatengeist ihres Erscheinungsortes gründlich verdorben. Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht, mußte sie versuchen, in Hannover zu ersetzen, was sie in Bremen verlor. Die Jäneckes griffen zu, und aus der „Bremer Ztg." wurde am ersten Januar 1849 die „Zeitung für Norddeutschland".

Der Chefredakteur kam mit herüber. Es war der 26jährige Theodor Althaus, ein frühreifer, genialer Mensch; ein hochstrebiger, reiner Charakter, von dem demokratischen Gedanken, so wie man ihn in gärender Zeit — weit anders als heute — verstand, und deutscher Vaterlandsliebe erfüllt bis zum Selbstopfer. Er ist so recht das ideale Spiegelbild der Frankfurter Paulskirche. Das trug deren Schicksal auch in sein junges Leben hinein. Denn ihr Gedanke von der deutschen Volkssouveränität stieß hart zusammen mit dem Grundsatz des unumschränkten Fürstenwillens, der in König Ernst August seinen zähesten Vertreter hatte. Diesem waren die Frankfurter Grundrechte ein Fetzen Papier, einem Althaus die magna charta deutscher Freiheit. Sie wurden in Hannover kalt beiseite geräumt. In einem Artikel vom 13. Mai 1849 rief daher der heißblütige Jüngling zu den Waffen, um den steifen Torq zu zwingen. Tags darauf war er schon als Staatsverräter verhaftet. Zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, schied er dadurch nach vierthalb Monaten schon wieder aus der Zeitung aus, der er Ziel, Geist und Taktrait gegeben. Leider für immer. Denn wenn er gleich nach Jahresfrist begnadigt wurde, so hatte sich doch die Kraft seines Körpers bereits aufgezehrt. Er war noch nicht dreißig Jahre, als er starb.

Ihn ersetzte zunächst Karl Goedeke, der berühmte Literargeschichtler. Dann kamen vergessene Namen. Es kam aber auch der Rückschritt der fünfziger Jahre; mit ihm der neue Verfassungssturz wie das üble Polizeiregiment des Vorries und Wermut. Die Presse stand unter Sonderrecht und konnte die Schwingen nicht mehr regen, die ihr im Jahre 1848 gewachsen.

Die „Ztg. für Norddtschl." litt auch geschäftlich. Sie war zu einer Aktiengesellschaft geworden und hatte das Haus verlassen, wo ihre Wiege stand. Aber nicht verlassen hatte sie die Ideale von deutscher Einheit und Größe, denen sie bei ihrer Gründung den Fahneneid geschworen. Es wurden ihr die amtlichen Anzeigen entzogen und sonstige Plackereien angetan. Allein sie ließ sich weder pressen noch locken, und ihr politisches Ansehen wuchs. Sie galt damals schon für eins der führenden Blätter im Deutschen Bunde. Freilich lernte sie auch die schwere Kunst des Möglichen, und als in der deutschen Demokratie die Geister sich schieden, beschritt sie mit Bennigsen, Miquel und Planck entschlossen den Rechtsweg eines seiner Verantwortung voll bewußten gemäßigten Liberalismus.

Im Herbst des Jahres 1854 erwuchs ihr noch ein nicht ungefährlicher Wettbewerb. Der Verlagsbuchhändler Rümpler gründete nämlich im Bunde mit dem Hofmaler Frederich den „Hannoverschen Kurier". Er war freilich in seinen Anfängen mehr als ein Nachrichtenblatt gedacht, das, wie seine Werbeanzeige versprach, „fern von jedem Parteistandpunkte" die Tatsachen zusammenstellen und anregend erläutern wollte. Diese Absicht sowohl wie die künstlerische Anlage Frederichs führten dazu, daß man auch große Holzschnitte in den Text verwob. Der Krimkrieg sorgte schon dafür, daß es an Vorwürfen niemals fehlte. Der „Hannoversche Kurier" bezweckte also tiefer ins Volk hineinzugehen. Allmählich jedoch gelangte er, wenngleich derber im Stile, auf demselben politischen Standpunkte an wie die „Ztg." f. Norddeutschland". Beide wurden im Kampfe gegen das System Borries brave Waffen- und Leidensgefährten.

Oesterreichs unglücklicher Krieg gegen Frankreich weckte vaterländische Sorge, aber auch vaterländischen Abwehrwillen. Das Bedürfnis strafferer Einheit, als der Deutsche Bund sie bot, wurde drängend gefühlt. Die schwarzgelbe Präsidialmacht hatte alles Vertrauen verscherzt. Nur Preußen konnte Führer sein. Dieses Geistes voll erließen Bennigsen und Miquel von Hannover aus jenen berühmten Aufruf, woraus der Nationalverein erwuchs. Die „Ztg. f. Norddeutschland" war es, die ihn in die Oeffentlichkeit brachte. Er erschien am 20. Juli 1859.

Die königl. hannoversche Regierung sah jetzt doppelt sauer drein. Die hier wieder geforderte starke deutsche Zentralgewalt, die preußische Spitze; dies alles dünkte ihr ein Raub an ihren Hoheitsrechten, dem sie nie sich zu beugen fest entschlossen blieb. In den Nationalvereinlern, die ihr dies ansannen, erblickte sie daher gefährliche Hochverräter und kniff sie unter jedem Vorwand. Die „Ztg. f. Norddeutschland" sowohl wie der „Hannoversche Kurier" befanden sich nach je zwei Verwarnungen Jahre lang in der Lage eines zum Tode Verurteilten, der bereits an das Brett angeschnallt ist. Ein Griff, und das Fallbeil sauste nieder: das Verbot.

Die deutsche Frage spitzte sich zu. Preußen oder Oesterreich? Wer politisch, wer vaterländisch dachte, der kam um die bündige Stellungnahme nicht herum. Für beide Blätter war sie im Sinne des Nationalvereins gegeben. Jeder klare Blick sagte überdies, daß Hannovers Selbständigkeit nur durch kluges Verhalten gegen Berlin zu retten sei. Lag es doch als freies Schußfeld zwischen den Kanonen von Minden und Magdeburg. Die „Ztg. f. Norddeutschland" erhob daher die haarscharf geschliffene Forderung: „Neutralität, so lange Preußen sie duldet; Anschluß, sobald es ihn fordert."

Wann je aber hätte die Regierung König Georgs sich von dem beigehaßten Blatte belehren lassen? Sie ließ sich zu Oesterreich drängen und besiegelte damit das Schicksal des Welfenreiches. Hannover wurde preußisch.

Selbst dem Unsichtigen blieb keine Wahl. Langensalza und Königgrätz hatten gar zu laut gedonnert. Deutschlands Schicksal lag fortan einzig in Berlin.

Der „Ztg. f. Norddtschl." hatten die gemeindeutschen Belange immer über den sonderstaatlichen gestanden. Der Verlust der Selbständigkeit tat weh; allein er war zu tragen, wofern das höhere Ganze gewann. Gottlieb Planck mahnte daher in unseren Spalten, nunmehr so rasch wie möglich lebendige Glieder zu werden am Leibe Preußens. Nur dadurch führe der Weg zu der ersehnten deutschen Einheit. Der bisherige Chefredakteur Dr. Ehrenreich Eichholz, ein ehrenwerter, aber verbohrter und daher immer nur verneinender Mann, lehnte ab, diesen äußeren Wandel mitzumachen, der doch nur innere Folgerichtigkeit war. Obwohl geborener Berliner, ging er ins welfische Lager und leitete fortan die neugegründete „Deutsche Volkszeitung".

Um so begeisterter wurde zwischen den Kriegen alles begrüßt, was die Einheit förderte. Auch Bennigsens Aufruf zu einer nationalliberalen Partei erschien am 2. Januar 1867 in der „Ztg. f. Norddeutschland", und das Blatt wurde dadurch zum ersten Organ dieser Partei der Reichsgründung.

Was der Väter Sehnen gewesen, die Söhne erkämpften es auf den Schlachtfeldern Frankreichs. Jubel tönt uns aus den Jahrgängen 70/71 entgegen, und mit Bewegung blättert man heute in den vergilbten Bänden. Das seit der Gründung zäh erstrebte Ziel war erreicht; nicht von unten her, wie es sich Theodor Althaus einst gedacht, sondern von oben durch die liberale Tat eines im besten Sinne konservativen Staatsmannes von der herrlichen Größe unseres Bismarck.

Die Jänecke waren seit der Aktiengesellschaft an der „Ztg. f. Norddtschl." nicht mehr beteiligt gewesen. Aber der Verlegergeist Georgs hatte sich in das reine Druck- und Farbfabrikwesen nicht einzuspinnen vermocht. Bereits im Jahre 1864 hatte er sich mit den „Hannoverschen Anzeigen" ein neues Pressefeld eröffnet.

Nach der Reichsgründung erkannte er, daß drei Blätter derselben Grundfarbe in einer Stadt von der Mittelgröße des damaligen Hannovers nur einander hemmten und der gemeinsamen Sache schadeten. Unter Wahrnehmung günstiger Umstände betrieb er daher die Gründung einer neuen großen Aktiengesellschaft, zu der die Besitzer der „Ztg. für Norddtschl.", des „Hannoverschen Kuriers" und der „Hannoverschen Anzeigen" zusammentraten. Die drei Organe wurden in eins verschmolzen, und dieses erschien vom 25. Februar 1872 ab unter dem Namen des zwar nicht bedeutendsten, aber gelesensten von ihnen, des „Hannoverschen Kuriers". Die „Ztg. für Norddeutschland" bestand nur im Untertitel weiter. Dafür kehrte sie in das alte Haus und immer mehr auch in den alten Verlag zurück. Denn in der Aktiengesellschaft gewannen die Gebr. Jänecke von Jahr zu Jahr an Anteil und Einfluß, bis sie am 9. September 1886 ganz in deren Alleinbesitz aufging. Der Kreislauf war vollendet, und das heutige Fest der Zeitung ist zugleich ein Fest der Gründerfirma.

Ueberhaupt zeigt sich im Leben unseres Blattes ein gesundes Beharren. Während der allerersten Zeit war ein mehrfacher Leitungswechsel freilich noch unvermeidlich. Allein in den letzten 71 Jahren hat die Zeitung nur 7 Chefredakteure gehabt. Unter ihnen war A. zum Berge nicht weniger als 35 Jahre beim „Kurier" tätig. Dr. Richard Jacobi 22 Jahre, und auch der jetzige, der Verfasser dieses Rückblickes und der Festschrift, ist bereits vor mehr als sechzehn Jahren in die Schriftleitung eingetreten. Von den anderen ist Siegfried Ernst Köbner zu Ansehen gediehen, der spätere Herausgeber der Berliner „Nationalzeitung", sowie Dr. Otto Hugo, der angesehene Parlamentarier und schlagkräftige Volksredner.

Auch der Kunstteil hat mit vielgenannten, zum Teil berühmten Namen ehrenvoll aufzuwarten. Da ist vor allem Friedrich Spielhagen, der ihn zwei Jahre lang leitete und dem die „Ztg. für Norddtschl." durch den Erstabdruck seiner „Problematischen Naturen" zum glänzenden Erfolge die Treppe baute. Später kam Robert Kohlrausch, der feine Novellist und Dramatiker, der volle siebzehn Jahre unter dem Strich waltete und dann auch von München aus immer noch geschätzter Mitarbeiter blieb. Sein Nachfolger wurde Wilhelm Meyer-Förster, schon durch manches Schauspiel geachtet, wenn ihm gleich der große Schlager seines „Alt-Heidelbergs" erst nach seiner hiesigen Tätigkeit glückte. Ihn ersetzte der Freiherr Hanns v. Gumppenberg; aus der Schule des Goetheforschers Bernays erwachsen, dann einer der hoffnungsvollsten im Kreise der Münchener „Modernen", ein personnener und doch zugleich kräftiger Dramatiker. Endlich Dr. Richard Hamel, der Biograph Klopstocks, dessen im „Kurier" er-

---

Hannover, 16. Januar 1924.

Dem „Hannoverschen Kurier" zur Feier seines 75jährigen Bestehens herzlichen Glückwunsch. Möge er, sich selbst getreu, auch fernerhin das deutsche Nationalbewußtsein wecken und pflegen helfen und damit zur Gesundung unseres schwer geprüften Vaterlandes beitragen.

von Hindenburg

Berlin, 12. Januar 1924.

Wenn der „Hannoversche Kurier" an seinem heutigen Ehrentage, zu dem ich ihm meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche, auf 75 Jahre erfolgreichen Wirkens zurückblickt, so ist das zugleich eine Rückschau auf ein Dreiviertel-Jahrhundert deutscher Geschichte; es ist eine Rückschau, die fast aufs Jahr genau die Geschichte des neuen Reiches umfaßt.

1848 half 1871 innerlich vorbereiten; beides ist durch 1918 keineswegs ausgelöscht.

Die Aufgabe der Gegenwart ist es, die weiterwirkenden Ideenströme von 1848, 1871 und 1918 zusammenzufassen zur innerlichen Einigkeit aller Deutschen im einigen Reich.

Marx
Reichskanzler.

Zu dem 75jährigen Bestehen des „Hannoverschen Kuriers" herzliche Grüße und Glückwünsche! Was in diesem Zeitraum an großen, bewegenden, nationalen Ideen und Fortschritten innerer Entwicklung im deutschen Volke vor sich gegangen ist, hat im „Hannoverschen Kurier" bis auf den heutigen Tag beredten Widerhall gefunden und seine Geschichte ist mit der der deutschen Entwicklung verwoben. Die Deutsche Volkspartei als Nachfolgerin der alten nationalliberalen Partei, deren Geburtsland Hannover war, gedenkt dabei der treuen Mitarbeiterin in besonderer Dankbarkeit.

Im „Hannoverschen Kurier" erschien einst, im Jahre 1859, der Aufruf zur Begründung des Nationalvereins und ist nach dem Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich jener Appell von Bennigsen, Miquel und Planck erschienen, der am 2. Januar 1876 zur Gründung der nationalliberalen Partei aufforderte. So wie die Partei selbst sich einsetzte für den Reichsgedanken und für ein starkes Preußen innerhalb des Reiches, so sind es diese Grundideen, die stets besonders im niedersächsischen Stamme lebendig waren und in dem hervorragendsten Blatte Hannovers immer vertreten wurden.

Neue Probleme pochen heute an das Tor der Gegenwart. In der Zerrissenheit der Meinungen und in einer Zeit, in der die Masse allzu leicht suggestiven Einflüssen ausgesetzt ist, ist es um so notwendiger, diejenigen führenden und charaktervollen Zeitungen zu erhalten, die auf dem Boden gefestigter Weltanschauungen Wege in die Zukunft zu weisen vermögen. Nichts wäre gefährlicher für uns als der Niedergang dieser Presse, der durch die Verhältnisse der letzten Jahre und die Zermürbung des geistigen Mittelstandes sich anzubahnen schien. Möchte die Konsolidierung der Verhältnisse, die wir erhoffen dürfen, und das Wiedererstarken jener Schichten des Bürgertums, die immer berufen waren, bei der Führung des Staates ausgleichend zwischen den extremen Massenmeinungen zu wirken, in dieser Beziehung uns besseren Zeiten entgegenführen! Möchte dem „Hannoverschen Kurier" in dieser Bewegung die führende Stellung erhalten bleiben, die er sich mit Recht erworben hat!

Stresemann
Reichsaußenminister.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [5] - -

schienenen Theaterkritiken als „Hannoversche Dramaturgie“ gesammelt erschienen und beachtet wurden.

Bismarck hatte Germania in den Sattel gesetzt, und sie schien reiten zu können. Ein unvergleichlicher Hochgang setzte ein. Handel und Wandel blühten wie noch nie in Deutschland. Bald war es in der Welt voran.

Wenn es galt, die Verfassung zu hegen, die Wehrkraft zu stärken, soziale Zwecke zu fördern und alles zu bekämpfen, was zum Zerfall des Reiches oder seiner Vormacht Preußen führen konnte, fand der Altreichskanzler des „Kuriers“ freie Mannentreue stets in seinem Schildamte. In diesem Geiste hat das Blatt dann auch weiter gewirkt. Nie versäumte es indes, wo es not schien, den Finger auch in schwärende Wunden zu legen. Auf die Gefahren des versönlichen Regimentes, auf unverantwortliche Einflüsse wurde warnend hingewiesen. Das Zedlitzsche Schulgesetz erfuhr in entschlossenen Widerspruch, daß Graf Caprivi, der den Einfluß Bennigens erriet, diesen Artikel vom 26. Januar 1892 im Reichstage „eine Kriegserklärung der Nationalliberalen wider die Regierung“ nannte. Nicht lange zuvor hatte aber der Kaiser in der Schulkonferenz einen Aufsatz des Hauptschriftleiters Dr. Jacobi verlesen und hinzugefügt: „Der Mann, der dies geschrieben, hat mich verstanden.“

Wer schon vor dem Kriege den „Kurier“ las, der wird wissen, mit wie ernster Sorge er die immer dichter werdende Einkreisung durch England verfolgte. Wenn unsere

---

Schloß Mittelsteine, 1. Januar 1924.

Vor uns liegen nach menschlicher Voraussicht Jahre der Erniedrigung und des Darbens bei Frondienst für einen fremden Bedrücker. Klaren Auges sehen wir diese Zukunft, doch auch darüber hinaus auf den Ausgang aus dieser Zeit der Heimsuchung und Läuterung. Der Ausgang ist in ähnlichen Epochen der Deutschen Geschichte

die Erhebung Deutschlands als Reich

und

die Festigung des deutschen Volkes zur Nation

gewesen. In unerschütterlicher Zuversicht auf unsere dereinstige Erlösung und Befreiung arbeiten wir: die Arbeit auf unsere Freiheit und Einheit hin bindet uns unlöslich, unabänderlich zusammen; sie ist unser Schicksal, unser aller und jedes einzelnen Schicksal.

Wir gehen nicht unter — es sei denn, und hier ist keine Gefahr!, es sei denn, daß wir selbst unserem Deutsch um untreu werden und, nach Niederlegung der Wehr und Preisgabe unserer Hände Werk, auch unsere Seele dem Feind verkaufen. Das tun wir nimmer, auch unsere Kinder und Kindeskinder nimmer: denn das Blut der Unsrigen, unserer toten Helden, unser und ihr Schweiß, der auf Jahre hinaus täglich zum Nutzen des Feindes dienen soll, läßt weder uns noch sie schlafen oder rasten. Der bittere unablässige Schmerz unseres Gewissens ist der Wächter. Sein Horn ist und soll die deutsche Presse sein, der „Hannoversche Kurier“, getreu seiner Ueberlieferung, unter Ersten und Wachsamsten.

Staatssekretär des Auswärtigen Amtes a. D.

**75** Jahre Arbeit für Stadt und Land — nützlich und notwendig;
75 Jahre Dienst der Politik — schwierig und ehrenvoll;
75 Jahre Wirkens und Strebens für Vaterland und nationale Ehre — höchste Aufgabe, dankbarstes Feld, edelstes Ziel!

v. Gallwitz

General der Artillerie a. D., Mitglied des Reichstages.

---

Staatsmänner blind waren, der „Kurier“ ist es nie gewesen.

Am 31. Juli 1914 wurde die Kriegsbereitschaft befohlen. Wir meldeten sie durch Sonderblatt. Beigegeben war, vom Ernst der Stunde beschwingt, ein Artikel: „Rüttle Dich, Germania!“ In Tausenden von Stücken in die wogenden Massen gestreut, zündete er überall. Vor Café Kröpcke verlas ihn, auf dem Tischchen stehend, ein Hofschauspieler mit schallender Stimme, und immer wieder umbrauste ihn der Jubel der durch die Wucht der Worte geweckten vaterländischen Begeisterung.

Allein je länger der Krieg dauerte, desto schwerer ließ er sich tragen. Wir litten alle, und die Presse litt dreifach. Jeder Auslandsdienst war zerstört; im Innern griff eine vorsintflutliche Zensur ungeschickt in das Recht des freien Wortes, stellte aber zugleich maßlose Ansprüche in bezug auf Abdruck halbamtlicher Verlautbarungen und Stimmungsbilder. Die Schriftleitung war durch den Feldbedarf auf ein knappes Viertel des heutigen Bestandes gesunken, und das Druckpapier wurde immer sparsamer zugeteilt. Auch die großen Zeitungsbetriebe zogen sich dadurch zwangsläufig auf das Ausmaß besserer Kreisblätter zusammen.

Trotzdem hat der „Kurier“ die ganze Zeit über redlich zu leisten gesucht, was seine Vaterlandspflicht ihm ins Gewissen legte. Er hat unermüdlich dem Leser den Mut gestärkt und Ausharren gepredigt, indem er flaumacherischen Wahn bekämpfte und darauf verwies, daß um unser künftiges Sein oder Nichtsein gerungen werde.

Der einsetzende Umsturz hat uns das nicht vergessen. In der Nacht zum 7. November 1918 trafen die rotbebänderten Wilhelmshavener Matrosen ein, um auch Hannover des neuen Glückes teilhaftig zu machen. In den Vormittagsstunden besetzten wirre Haufen feldgrauer Schreier unseren Betrieb und legten ihn still. Der Hauptschriftleiter wurde am Eintritt ins Haus mit Gewalt gehindert. Schlimme Zeit war durch schlimmere abgelöst.

Aber selbst in ihr konnte sich beim „Kurier“ zeigen, was zielbewußte Tatkraft auch unter mißgünstigen Verhältnissen erreicht.

Der Verlag war all die Jahrzehnte über der gleiche geblieben; allein die Personen hatten naturgemäß gewechselt. Im Jahre 1903 starb der langjährige Seniorchef, Geh. Kommerzienrat Georg Jänecke, einst der geistige Gründer der „Ztg. f. Norddeutschland“. Schon vorher war sein Sohn Dr. Max Jänecke in den Verlag eingetreten; ein Mann, stattlich im Aeußeren, bedeutend an Gaben, kühn im Wollen; eingefleischter Politiker und Zeitungsmann. Eine Weile gehörte er sowohl dem Reichstage als dem Abgeordnetenhause an. Sein emsiges Mühen erreichte den lange versäumten Zusammenschluß der deutschen Verlegerschaft. Von ihr mit dem Vorsitz beehrt, wies er große Ziele und arbeitete ihnen zu. Sein früher Tod hat viel Hoffnungen zerstört.

Ihn ersetzte sein Neffe Georg. Nur kurzes Wirken war diesem vergönnt. Der Krieg riß ihn ins Feld und in den Heldentod. Nun mußte die ältere Generation wieder einspringen. Dr. Friedrich Jänecke, ein Enkel des anderen Gründers, der bisher der Druckerei vorgestanden, übernahm auch den Zeitungsverlag. Er war es, der die ge-

---

Berlin, 1. Januar 1924.

Die deutsche Presse hatte in den letzten Jahren einen Stand von sich immer mehr steigernder, schließlich ganz außerordentlicher Schwierigkeit. Sie hatte nicht nur außergewöhnliche Aufgaben auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete zu erfüllen, sondern sah sich durch den Druck der Verhältnisse in ihrem nackten Dasein bedroht. Manchen Weggenossen hat sie in dem Kampf ums Dasein aus ihren Reihen verloren. Dem „Hannoverschen Kurier“ ist es gelungen, sich aufrechtzuerhalten, so daß er seine Kräfte weiterhin in den Dienst des Vaterlandes stellen konnte. An dem Tage seines 75jährigen Bestehens blickt er auf einen ereignisreichen Abschnitt der Geschichte zurück. Er hat das Deutsche Reich erstehen sehen, seine Glanzzeit miterlebt und die trüben Tage des letzten Jahrzehn's durchgemacht. In Glück und Freude, in Leiden und Schmerzen ist er seiner Pflicht gerecht geworden. Möge er nach diesen schweren Zeiten noch recht lange frohe, arbeitsreiche Tage erleben.

Der Reichsminister der Finanzen.
**Dr. Luther.**

---

Berlin, 27. Dezember 1923.

Wenn die deutsche Presse der hohen Aufgabe genügen will, zu der Befreiung und Erhaltung des Vaterlandes beizutragen, muß sie nationales Empfinden und Wahrheitsliebe höher stellen als Parteigeist und Sensation.

**Rosen,**
Reichsminister des Auswärtigen a. D.

---

Duisburg, 1. Januar 1924.

Ein Jahr schwerster politischer und wirtschaftlicher Bedrängnis geht zu Ende, ein neues Jahr beginnt, das unserem Vaterlande und seiner Wirtschaft Aufgaben von nicht geringerer Bedeutung stellen wird. Es gilt auch, im neuen Jahre die Einheit und Geschlossenheit des Reichs zu bewahren und seine Hoheitsrechte nach innen und außen für das ganze Reichsgebiet zu erhalten, vor allem aber auch die Grundlagen zu schaffen, auf denen unsere zusammengebrochene Privat- und Staatswirtschaft wieder aufgebaut werden können. Der Presse fallen bei dieser Arbeit wichtige Aufgaben zu: Sie soll über die Parteigrenzen hinweg politisch belehren, das vaterländische Gefühl stärken, die Lässigen aufrütteln, die allzu rasch vorwärts Stürmenden bedachtsam zurückhalten. Wirtschaftliche Aufklärung in jedes Haus bringen, jedem Leser klar machen, auf welchen Ursachen der Zusammenbruch der privaten und der öffentlichen Wirtschaft beruht, die Erkenntnis vertiefen, daß wir uns aus dem Abgrund, in den wir gestürzt, nur herausarbeiten und heraussparen können, daß dazu jeder einzelne große Opfer an Geld- und Arbeitsleistung und Entsagung bringen muß, daß am Ende dieser Opferperiode aber ein politisch und wirtschaftlich wieder freies, einiges und erstarktes Deutschland stehen wird — das ist die schwere, aber auch schöne Aufgabe der deutschen Presse im neuen Jahre.

Der „Hannoversche Kurier“ hat in den dreiviertel Jahrhunderten seines Bestehens immer eine besonders hohe Auffassung von seinen Pflichten als Wortführer der besten Schichten des deutschen Bürgertums vertreten; er wird gewiß in der Erfüllung der besonderen Aufgaben der Presse auch im neuen Vierteljahrhundert sich seiner Vergangenheit würdig zeigen.

**Dr. Becker,**
Hess. Finanzminister und Reichswirtschaftsminister a. D., M. d. R.

---

Hildesheim, Neujahr 1924.

Im Kampfe für ein starkes, ungeteiltes Preußen, als den sichersten Hort deutscher Größe und Einheit, hat der „Hannoversche Kurier“ seit Jahrzehnten seinen Mann gestanden. Möchte es ihm jetzt vergönnt sein, in zäher treuer Arbeit dem sittlichen und politischen Wiederaufbau unseres tief gebeugten Vaterlandes mit Erfolg zu dienen und sich in nicht allzu ferner Zeit eines großen einigen und geachteten Vaterlandes zu erfreuen.

**D. Dr. v. Campe,**
Regierungspräsident a. D.
Vorsitzender der volksparteilichen Fraktion des preußischen Landtags.

---

schilderten schlimmen Zeiten des Krieges und Umsturzes durchzuhalten hatte.

Mit dem Heere kehrte auch Dr. Walther Jänecke heim, der jüngere Bruder des gefallenen Georg. Er trat nunmehr an dessen Stelle. In vielen Hinsichten dem Oheim Max ähnlich, mit dem ererbten Verlegerblut in den Adern, ging er sogleich mit jungem Eifer, Weitsicht und Großzügigkeit an das schwere Werk, die inneren Kriegsschäden des Betriebes auszuheilen. Als dies gelungen war, begann der weitere Ausbau. Kein Mittel wurde gescheut, überall vergrößert, neue Fäden angeknüpft; alles mit dem Ziele, den „Kurier“ in die allervorderste Reihe der deutschen Presse zu stellen. Schöner Erfolg ist bei dem Streben; das Blatt wächst täglich an Form, Einfluß und Bezieherzahl.

Wenn es jetzt in das vierte Vierteljahrhundert seines Bestehens eintritt, kann dies daher mit bester Zuversicht geschehen. Groß ist zwar das allgemeine Elend, groß leider noch immer die politische Urteilslosigkeit des allzu spät erwachenden Volkes. Es bedarf klarer Erzieher und rüstiger Wegweiser. Einst wird es denen danken, die es in die politische Schule nahmen. Indem der „Kurier“ nach Geltung strebt, arbeitet er somit für die Allgemeinheit und für eine bessere Zukunft. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!

# Der Idealist und die Idealistin.

Althaus und Malwida von Meisenbug.

Der erste Leiter der „Zeitung für Norddeutschland“ ist Theodor Althaus gewesen. Ein Jüngling von 27 Jahren, der sein Amt nur fünfthalb Monate verlah, weil die verworrene Zeit seinen stürmischen Idealismus ins Gefängnis schickte. Als er begnadigt wurde, hatte schwere Krankheit bereits seine Kraft gebrochen. Er starb, und dieser Tod hat schönste Hoffnungen herzzerreißend zunichte gemacht.

In meiner Festschrift habe ich den überschwänglich begabten, durch Schönheit, Geist und Charakter ausgezeichneten Menschen nach Gebühr zu würdigen gesucht. Aber der Rahmen durfte nicht gesprengt werden. So mußte manche Seite dieser anziehenden Natur unberührt bleiben. Insbesondere die schönste Episode seines Leben, der Liebesroman mit Malwida von Meisenbug. Er war schon aus, als Althaus nach Hannover kam. Es ist auch schwer, ihm auf die Spur zu kommen, denn der Biograph des Frühverklärten, sein Bruder Friedrich, verschweigt ihn, und Malwida nennt in ihren Memoiren nur den Vornamen dessen, der einst ihr junges Herz erfüllte. Daß sie aber noch als Sechzigerin mit solcher Gefühlsglut von dem schon lange Heimgegangenen spricht, das beweist den gewaltigen Eindruck des genialen Idealisten. Sie verdankt ihm die Weltanschauung, der sie bis an ihr spätes Ende, 51 Jahre nach dem seinigen, treu blieb.

Malwida wuchs in Detmold auf, der Heimat von Theodor Althaus. Sie wurde von seinem Vater eingesegnet, der in dem kleinen Fürstentum der oberste Geistliche war. An seiner Mutter gewann sie eine mütterliche Freundin und an seine Schwester schloß sie sich mit schwärmerischer Mädchenneigung an. Bei ihren Besuchen im Pfarrhause lernte sie denn auch den scheuen Studenten kennen, der freilich sechs Jahre jünger war.

Sie kamen einander immer näher. In regem Verkehr tauschten sie Gedichte und Gedanken aus. Die ältere wurde religös wie politisch die aufgeschlossene Schülerin des jungen Apostels, wie sie ihn nennt.

Eines Sonntagmorgens bestiegen sie die Grotenburg, wo der Hermann damals noch nicht stand. Alles glänzte im wonnigsten Maiengrün. Einige Bauernfamilien waren auch da droben.

---

Weimar, 1. Januar 1924.

Dem „Hannoverschen Kurier“ zum 75jährigen Bestehen: wofür er gewirkt hat, und wofür er weiter mit Erfolg wirken möge!

Mit der Macht des Reiches ist das Schicksal der deutschen Kultur aufs engste verbunden. Aus Macht und Kultur erwächst die Geltung eines Volkes und die Stärke seines Selbstbewußtseins. Aus beiden Quellen schöpft es die Kraft für seine Stellung und Aufgabe in der Welt.

Das nationale Empfinden kennzeichnet sich durch die Anerkennung der Staatsnotwendigkeiten und im Streben nach Macht; die völkische Eigenart soll sich in der Kultur ausprägen. Je stärker beide entwickelt sind, um so geschlossener und kräftiger steht die Nation als Macht, das Volk in seiner Wertschätzung für die übrige Welt.

Der Kampf um die Wiederherstellung unserer Macht und zur Wahrung unserer deutschen Kultur muß um so ernster und heißer geführt werden, je mehr beide von innen und außen bedroht sind.

Die Erkenntnis von der durch die Einigung zum Reich gewonnenen Macht schuf uns die Feinde. Was sie zerstören wollen, müssen wir um so fester halten:

Die Treue zum Reich

Scheer

Admiral.

---

Da hat Malwida, Theodor möge aus dieser seelenweitenden Stimmung heraus eine kleine Wald- und Bergpredigt halten.

Sofort nahm er den Hut ab und begann. Er sprach von dem Reich der Liebe, das sich schon hier auf Erden verwirklichen müsse, von jenem Reiche, wo Herz und Geist, Arbeit und Pflichttreue den einzigen Adel verleihen. Auch die Landleute hatten die Häupter entblößt und betrachteten den Redner, wie etwa die Fischer vom See Genezareth den Heiland betrachtet haben mögen. „Es war eine Szene, die auch die härtesten Herzen bewegen mußte.“

Aber bald sammelten sich Wolken über dem schönen Idyll. Theodor Althaus stand in Detmold ganz allein, Freunde hatte er nicht, weil die Altersgenossen seiner geistigen Ueberlegenheit auswichen. Der Hof aber schaute den redegewaltigen Demokraten mit immer argwöhnischeren Blicken an. Die Familie Meysenbug war in das Hofleben eng verstrickt. Sie mußte eines Tages Theodor von den Einladungen zu einem Hausball streichen, weil die Prinzen erscheinen würden. Malwida schickte ihm tröstend einen Veilchenstrauß, und er antwortete: „Ich lese im Plato nur mich von dem Schmutz der andern Welt zu reinigen.“

Nur Freund hatten sie einander sein wollen; durch nichts vereint als durch gleiches Streben und Seelenverwandtschaft. Aber was sind Vorsätze, wenn erst die Seelen brennen? Die Stunde kam dennoch, die sie hatten fernhalten wollen. „Er umschlang mich und drückte mich an sein Herz. Wir blieben lange so; stumm, versunken in jenes Wonnemeer, das eine neue, unsagbare, so noch nie von anderen empfundene Offenbarung ist. Endlich sagte er: „Und dennoch frei.“

Malwidas Mutter war nicht abgeneigt, den Liebenden den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Aber das junge Mädchen selber widerstrebte trotz starker Liebe. Sie hoffte Größtes von Theodor, gerade jetzt, wo die Geister zu erwachen begannen und das Jahr 1848 an die Pforten klopfte. Konnte sie ihn da mit der Verantwortung für ihre Liebe belasten? Das mußte ihn in ein Amt zwängen, wofür er nicht geschaffen war, mußte die Schwingen knicken, die sich adlerstark regten. Theodor selber hatte diesen Entschluß entfesselt, „indem er mich für die Freiheit erzog“.

Sie mußten sich trennen. Er ging, um seine erste Redakteurstelle in Bremen anzunehmen, denn der Theologie hatte er völlig entsagt. Sie aber reiste ab, um zunächst die Heilquellen Homburgs zu genießen.

„Den Tag vor seiner Abreise kam er nachmittags, um Abschied zu nehmen. Die Meinigen aus einem Gefühl der Schonung, für das ich ihnen Dank wußte, ließen uns allein. Das einzige Versprechen, das ich von ihm verlangte, war das, mir alsbald zu schreiben, wenn ein neues Gefühl sich seines Herzens bemächtige. Er sagte lächelnd: „Als ob man auch Deinesgleichen so viele in der Welt fände!“

Noch einmal entfaltete er vor mir den ganzen Reichtum seines Geistes, seiner Phantasie. Noch einmal erhob er mich mit sich in die höchsten Regionen des Ideals, während ich an seine Schulter gelehnt, ihm zuhörte, um in dieser letzten Stunde noch eine Ewigkeit von Glück zusammenzufassen.

Am folgenden Morgen erhielt ich diese Zeilen, die er im Augenblick der Abreise geschrieben hatte: „Sei stark und verzage nicht, was Du Dir erworben hast. Diese Hoffnung ist mein Trost. Laß' ihn mir, erhalt' ihn mir!“

So endete der Frühling meines Lebens!“

Fritz Hartmann.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [6] - -

# Gottlieb Planck.

Von

**F. Frensdorff.**

Gottlieb Planck trat in das öffentliche Leben ein, als das Jahr der Freiheit seine ersten großen Schläge tat. Es begann in Hannover wie in anderen deutschen Ländern mit der Preßfreiheit. Als am 17. März 1848 aus dem Palais an der Leinstraße die Nachricht kam: „Die Zensur ist aufgehoben", machte es unter den Herern marchen bekremden, wie zögernd die Botschaft begrüßt wurde. Hannover war dazumal ein stiller Ort. Wenn auch eine in Handel und Gewerben froh gedeihende Stadt, waren ihm doch politische und literarische Gegensätze und Parteien fremd. Seit dem März kam das deutsche Publikum in Bewegung und forderte von den Regierungen Reformen in Justiz und Verwaltung, um von dem Polizeistaat zum Rechtsstaat zu gelangen, und an die Stelle des ohnmächtigen deutschen Bundes eine kraftvolle Gesamtorganisation Deutschlands zu setzen. So sorgenvoll das Alter solche Begehren aufnahm, so hoffungsvoll und begeistert blickte die jüngere Welt zu diesen Zielen auf. Begabte und herzhafte Männer aus diesen Kreisen traten auch in Hannover zusammen, vor allem darauf bedacht, ein Organ zu schaffen das von der neu errungenen Preßfreiheit Gebrauch machen und der Gesinnung des Landes Ausdruck geben sollte. Sie fanden einen ausgezeichneten Leiter an Karl Gödeke, der 1814 in Celle als Sohn eines Handwerksmeisters geboren, 1833—38 in Göttingen unter Jakob Grimm Philologie studiert und sich im Leben schon einen angesehenen Namen als Literarhistoriker erworben hatte. Politisch ein Schüler Dahlmanns, hatte er sich seine Sporen im Kampfe um das Staatsgrundgesetz verdient und die zurückhaltende und maßvolle Sinnesweise seiner Landsleute gründlich kennen gelernt. An ein bestehendes literarisches Organ anknüpfend, machte er die „Hannoversche Morgenzeitung" zu einer den liberalen und nationalen Forderungen dienenden Zeitung. Zur Zeit, als die Revolution ausbrach, mit einer großen literarhistorischen Arbeit beschäftigt, ließ er seine Sammlungen bis auf günstigere Gelegenheit einschnüren, um statt mit Handschriften und Büchern mit Menschen zu verkehren und sich den zeitigen Bedürfnissen des Vaterlandes zu widmen. Ein guter Hannoveraner, dem doch alles Partikularistische zuwider, freute er sich, einem um zehn Jahre jüngeren Landsmann auf gleichem Wege zu begegnen: Gottlieb Planck, 1824 in Göttingen geboren, an den diese Zeilen vor allem erinnern sollen. Aus dem höheren Beamtentum des Landes hervorgegangen, in dem sein Vater eine der angesehensten Stellungen einnahm, gedachte er, gleich seinem Vater, den richterlichen Beruf zu ergreifen, zu dem er sich durch seine Studien in Göttingen und Berlin während der Jahre 1842—1846 vorbereitet hatte. Ein glänzend im Januar 1848 bestandenes Schlußexamen brachte ihn in den königlichen Justizdienst, in dem er alle Stadien durchlief. Was er im Leben erreichte, verdankte er der Gründlichkeit seines Wesens, der vollen Ernsthaftigkeit, mit der er auch seine Studien betrieben hatte.

Neben der richterlichen Tätigkeit füllte die parlamentarische sein Leben aus. 28 Jahre alt, trat er als Abgeordneter für die Stadt Osnabrück in den hannoverschen Landtag ein und machte von da seinen Weg in die preußische Volksvertretung und den Deutschen Reichstag. Es waren sehr verschiedene Stimmungen, die ihn auf dieser Bahn begleiteten. Ihre Anfänge brachten ihn in Konflikt mit einer dünkelhaften Reaktion, die den „Schwärmer" in die Schule zu nehmen für ihre Aufgabe ansah und nicht wählerisch war in ihren polizeilichen Mitteln, den Mann des Rechts zu brechen. Sie mühte sich vergebens ab. Er hielt dem Staate die Treue; ließ sich nicht aus dem Staatsdienste verdrängen, noch dem Radikalismus in die Arme treiben. Sie drachte ihn nicht einmal zum Hasse gegen die, die ihn haßten. Die Festigkeit seines Wesens, die Sachlichkeit, mit der er alle Gegenstände behandelte, seine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe verschafften ihm Beliebtheit in weiten Kreisen.

Die Zeit seiner späteren parlamentarischen Wirksamkeit galt ganz anderen Zielen als in Hannover. Aus seiner richterlichen Wirksamkeit hatte er erkannt, wie sehr die zivilistische Jurisprudenz an ihrem Mangel, an Einheit, zu leiden hatte. Seit die Stunde der deutschen Regeneration geschlagen hatte, war er vor allem bestrebt, sie der Erringung der Rechtseinheit dienstbar zu machen. Die Einzellandtage und der Juristentag schrieben sie auf ihr Programm, und Planck wurde ihr rechter Vorkämpfer. Seine alten hannoverschen Freunde boten die nächsten Stützen. In der Zeit nach 1848 begegnet man ihm regelmäßig verbündet mit dem jungen Rechtsanwalt Albrecht, nachmals Syndikus der Stadt Hannover. Später bildete er mit Rudolf von Bennigsen und Joh. Miquel die hannoversche Trias in der nationalliberalen Partei. Von ihrer Gründung an spielt er in ihr und mit ihm seine Landsleute eine hervorragende Rolle. Es war ihm vergönnt, das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich schaffen zu helfen. In allen seinen Vorbereitungsstadien hat er ihm angehört und seine ganze Kraft für sein Zustandekommen eingesetzt. Als die Ergebnisse der ersten Lesung des Entwurfs den berechtigten Erwartungen nicht entsprachen, besann er sich nicht in der Kommi Jon, für die zweite Lesung seinen Platz einzunehmen und zu bessern, was verfehlt war. Er wurde zum Generalreferenten für das Ganze bestellt und zum Hauptredaktor des vierten Teils, des Familienrechts, das er ganz mit seinem Geist erfüllte. Er führte die Verteidigung des Entwurfs vor dem Reichstage mit glänzendem Erfolge durch (1. Juli 1894). Der Erfolg war um so größer, als sich deren Ziel nicht bloß die größten inneren, mit dem ganzen Entwicklungsgange des deutschen Privatrechts zusammenhängenden Schwierigkeiten in den Weg stellten, sondern in der Person des Hauptträgers des ganzen Plans, kaum daß er fest gefaßt war, ein wesentliches Hindernis eintrat. Eine schon dem Knaben anhaftende Augenschwäche hatte sich dahin entwickelt daß er seit 1873 für erblindet gelten mußte. Da seine Teilnahme an der Neugestaltung der deutschen Zivilprozeßordnung 1871 durch dies Hindernis keine Einbuße erlitten hatte, so ließ man seinen Einwand gegen seine Berufung in die Gesetzbuch-Kommission nicht gelten. In der Tat hat sich seine Teilnahme glänzend bewährt. Seine Arbeiten zeichneten sich durch die größte Genauigkeit aus. Er selbst hat immer wieder darauf gedrungen, den Anteil seiner Kollegen und Hilfsarbeiter an diesem Erfolge nicht zu verkennen und namentlich nicht zu vergessen, wie vielen Dank er seiner Frau schuldig sei. Johanne, die Tochter des Arztes Steinbömer in Aurich, mit der er seit dem Sommer 1865 verheiratet war, war die sicherste Stütze seines ganzen Lebens, das gilt auch für den Teil, der zu dessen Mittelpunkt werden sollte, das BGB. Er blieb auch das nach seiner Vollendung. Planck verlegte seinen Wohnsitz wieder nach seinem Ausgangspunkte, nach Göttingen, zurück, nicht um auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern um Aufgaben auszuführen, die das neue Werk in der juristischen Welt einzubürgern bestimmt waren. Er machte es zum Gegenstand von Vorlesungen an der Universität, zu deren ordentlichem Honorarprofessor er ernannt worden war, und schrieb einen Kommentar in 6 Bänden zu dessen Erklärung, der mehrere Auflagen erlebte und ihn bis an seinen letzten Lebenstag beschäftigte. Der Ernst, der ihn sein ganzes Wirken hindurch auszeichnete, hat ihn auch hier nicht verlassen. Dies arbeitsreiche Leben krönte ein sanfter Tod am 20. Mai 1908.

---

Berlin, 1. Januar 1924.

Mit großer Freude folge ich der Aufforderung, am Jahrestag des 75jährigen Bestehens des „Hannoverschen Kuriers" ein kurzes Geleitwort zu schreiben. Die Geschichte der Zeitung gibt gleichzeitig ein Bild deutschen Aufstieges und Niederganges unserer Epoche und ist heute in Zeiten besonderer deutscher Not wie ein Symbol dafür, daß echtes und kerniges Deutschtum unvergänglich ist. Die heutige Generation ererbte das Reich Bismarcks, aufgebaut vor allem auf Preußens staatlicher Macht und Kraft. Der Ausgang des Weltkrieges ließ dieses Bauwerk, unser gewaltiges Erbe, bis in die Grundfesten erbeben. Aber im Besinnen auf unser inneres Deutschtum, auf deutsche Tüchtigkeit, Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe, in gerechterer Würdigung der Leistungen des alten Deutschland sowohl wie der Heldentaten unserer Generation im vierjährigen Kampfe gegen ungeheure Uebermacht spüren wir durch alle Nöte der Gegenwart hindurch das Kommen einer neuen besseren Zeit. Das Reich kann uns nicht mehr genommen werden, weil die große Mehrheit unseres Volkes die Irrlehren und Illusionen einer letzten Endes undeutschen, internationalen und pazifistischen Lehre überwunden hat. Die Not wurde uns wie in vergangenen Zeiten wieder eine harte Lehrmeisterin. Aber wir fühlen, daß sie uns neue Kräfte verleiht, und wir beginnen langsam unser gedemütigtes Haupt wieder zu erheben und schreiten festen Schrittes auf langem und schwierigem Pfade der Wiederaufrichtung unseres Staates und der Wiedererlangung der Freiheit entgegen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der „Hannoversche Kurier" durch alle Stürme dieser Zeit einer der Führer sein und bleiben wird, die unserem Volke auf diesem Wege voranleuchten!

**Frhr. v. Rheinbaben,**
Staatssekretär z. D., M. d. R.

---

St.-Blasien, 1. Januar 1924.

Die Spanne Zeit, welche das Deutsche Kaiserreich umfaßt, war vielleicht zu kurz, um die Masse unseres Volkes zu durchdringen mit dem Gefühl der Verantwortung für die Erhaltung des eigenen Volkstums. So richtig und sinner Denkweise entsprechend es auch ist, die besonderen Stammeseigenschaften zu pflegen, so gilt der großen Fremde gegenüber das Wort des Großen Kurfürsten mehr als je: Gedenke, daß Du ein Deutscher bist.

Die Geschichte aller Völker wird dereinst unser Volk richten, ob es sich durchgerungen hat zu einer nationalen Denkungsweise, die den anderen Völkern schon im Blute liegt. Nur wenn ein Volk ein Höchstes leistet für sich selbst, wird es auch das Beste leisten für die Menschheit.

Es bleibt ein dauerndes Verdienst des „Hannoverschen Kuriers", neben der Pflege der edlen niedersächsischen Stammesart doch das Deutschtum und seine Gesamtkultur stets vorangestellt zu haben.

A. v. Simpfz.

---

Berlin, 1. Januar 1924.

Eine Erhebung Deutschlands aus der furchtbaren Not der jetzigen Zeit ist nur möglich, wenn der Deutsche zwei Eigenschaften wiedergewinnt, die ihn früher auszeichneten: Sparsamkeit und Fleiß. Beide müssen für lange Zeit insbesondere auch die Leitsterne jeder öffentlichen und privaten Betätigung bleiben. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit kann aber nur dann Allgemeingut des Volkes werden, wenn sie ihm durch die Presse immer wieder vor Augen geführt werden. Den Bestrebungen der Behörden, das öffentliche und private Leben zur Einfachheit zurückzuführen, muß der Erfolg versagt bleiben, wenn nicht die Presse sie darin unterstützt. Der „Hannoversche Kurier" gehört zu denjenigen führenden Blättern Deutschlands, die in diesem Sinne seit langem wirken. Möge er, der schon einmal den Aufstieg Deutschlands zur Größe erlebte, auch in Zukunft zu seinem Teil an dem Wiedererstarken des Vaterlandes tatkräftig mitarbeiten können.

Der Präsident des Rechnungshofes:
**Saemisch,**
Staatsminister a. D.

---

Berlin, 1. Januar 1924.

Mit besonderem Vergnügen widme ich dem „Hannoverschen Kurier" meine besten Wünsche für die Zukunft. Wann hätte die Notwendigkeit der Presse, d. h. der gut informierten, gut geleiteten, gut wirkenden Zeitung sich jemals mehr aufgedrängt als heute. Das sich überstürzende Drängen der politischen und wirtschaftlichen Probleme betäubt geradezu weite Volkskreise. Hier ist eine ehrliche, sachgemäße Orientierung an der Hand reicher Erfahrungen absolut Erfordernis. Wie sollte sie ohne Presse geschehen können? Und nicht nur das Eigeninteresse weiter Volksschichten erheischt sie. Kann eine Regierung, und wäre es die beste, der Presse entraten? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Nur durch verständnisvolle erläuternde und aufklärende Tätigkeit der Presse, ja auch durch ihre Kritik wird die Politik der Regierung, die Verbreitung, die Anerkennung, die Basis gewinnen, die für jeden Erfolg die Voraussetzung bildet. Solchergestalt zu wirken, ist für die Presse die schwierige Aufgabe, erwachsend aus den Schwierigkeiten der Zeit, in der wir leben, die zu überwinden uns gesetzt ist. Glück zu diesem gemeinsamen Wirken allen, die eines guten Willens sind!

Der Reichspostminister:
**Höfle.**

---

Willmannsdorf, Bez. Liegnitz, 21. Dezember 1923.

Dem „Hannoverschen Kurier" wünsche ich zu seinem 75jährigen Ehrentage von Herzen Glück.

Möge der „Hannoversche Kurier" sich auch fernerhin stets seiner hohen Bedeutung für das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben Norddeutschlands bewußt sein. Möge er auch in Zukunft stets mit aller Kraft und unermüdlicher Zähigkeit den Kampf führen gegen die erdrosselnden, drakonischen Bestimmungen von Versailles und die zum Himmel schreiende Vergewaltigung von Rhein und Ruhr durch Frankreich. Möge er über alle innerpolitischen Streitfragen hinaus auch stets zur Einigkei mahnen und zeigen, daß der Feind nicht unter uns, sondern draußen ist.

Mögen die hohen Ziele des „Hannoverschen Kuriers" bald erreicht werden, dann wird es wieder besser um uns und unser tiefgebeugtes Vaterland stehen.

**Freiherr von Lersner,**
Mitglied des Reichstages.

---

# Rudolf von Bennigsen.

Von

**Paul Wentzcke.**

Für Deutschland beginnt die politische Laufbahn des größten Parteiführers den unser Liberalismus bislang sah mit der Begründung des Nationalvereins, der 1859 eine neue Epoche des parlamentarischen Lebens eröffnete. In Hannover trat Rudolf von Bennigsen bereits drei Jahre früher bedeutsam hervor, als sich der Sproß einer altadeligen, eingesessenen Familie entschlossen von der eigenen Kaste loslagte, um die niedergesunkene Fahne gegen die Willkürherrschaft König Georgs V. wieder aufzunehmen. Im heimatlichen Boden war und blieb die Quelle seiner Kraft, die nun hinausrückte nach dem größeren Deutschland, das schon die Göttinger Sieben und die Männer der Frankfurter Paulskirche in heißem Ringen erstreben.

Da die alten Führer ferngehalten wurden, kob der unabhängige Gutsbesitzer den Kampf gegen das Ministerium Borries nun zum Ringen um ein neues Ideal empor: „Nur eine größere Zusammenfassung der militärischen und politischen Gewalt, verbunden mit einem deutschen Parlament, wird eine Befriedigung des politischen Geistes in Deutschland, eine reiche Entwicklung seiner inneren Kräfte und eine kräftige Vertretung und Verteidigung einer Interessen gegen äußere Mächte herbeiführen können." Fünfundzwanzigjährig wurde der Führer der heimattreuen Opposition in der hannoverschen Kammer zum Vorsitzenden des Deutschen Nationalvereins, der sich „die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland zum Zwecke der Einigung und freiheitlichen Entwicklung des großen gesamten Vaterlandes" zur Aufgabe setzte.

Auch diese Gruppe aber, deren Mitgliederzahl uns heute so lächerlich klein erscheint, konnte und wollte nur den Uebergang suchen zur Wiederaufnahme der alten Bestrebungen, die ein neues Deutsches Reich mit einer starken Zentralgewalt suchten und den preußischen Staat in den Mittelpunkt rückten. So wenig praktische Erfolge der Nationalverein auf diesem Wege aufzuweisen hatte, um so höher darf man ihn als eine Schule politischer Betätigung einschätzen, und Rudolf von Bennigsen war ihr Leiter! Der reinen „Politik" verband sich die Wirtschaft, deren Befreiung von den Fesseln überlebter Kleinstaaterei volkswirtschaftliche Kongresse nicht minder laut forderten. „Niemals floß der Strom einer nationalen und freiheitlichen Bewegung breiter." In der Persönlichkeit und im Wirken ihres niedersächsischen Führers sind ihre vielfachen Bestandteile am besten zusammenzufassen: „Die Verbindung des Realpolitischen, des Agitatorischen, das die Massen aufwühlte, und des Diplomatischen, das die Fühlung mit Preußen suchte. Kein Volksmann, sondern ein gewesener Hannoveraner, aber ein Politiker von äußeren und inneren Führerqualitäten, die selbst den von Geisteskraft und Willensenergie Stärkeren manchmal versagt sind, Fähigkeiten des Regierens, wie die Masse sie hervorbringt und vererbt: in der Sicherheit des Auftretens und dem Maße der Formen, in der Zuverlässigkeit und der Selbstbeherrschung, in der Summe seines diplomatischen Könnens, vor allem in seinem Sinne für das Erreichbare, für die Realitäten der politischen Welt. Er war ein Politiker, der zusammenhalten und zu vermitteln verstand und daher jahrzehntelang der

---

Bucer des deutschen Liberalismus werden konnte; dieser aber brauchte ihn, um das deutsche Erbübel des individualistischen Meinens zu überwinden. Ja, dieser Führer einer Kampfpartei schien mit seinem politischen Temperament manchmal allzu sehr über den Dingen zu stehen und auch die Motive der Gegner zu würdigen; jener objektive historische Zug, der ihn über die Routine erhebt, mochte ihrer Energie des Handelns zuweilen schwächen.

Mit diesen wenigen Sätzen umschreibt der Bennigsen-Biograph Hermann Oncken die Zwiespältigkeit des politischen Wollens und Könnens, die nicht nur dem Führer, sondern der von ihm geschaffenen Partei selbst anhaftet.

Was die nationalliberale Fraktion zusammenführte und in ihren besten Zeiten verband, war der Glaube an das nationale Primat einer Außenpolitik, die das Kernland Mitteleuropas in konzentrischen Kreisen gleichsam das einem Hegemoniestaat Preußens zur Weltmacht emporhob. Als nach den Gründerjahren wirtschaftspolitische Ueberlegungen den Vorrang erkämpften, führte die Eigenbrödelei des Liberalismus zur Ausscheidung besser Kräfte und zuletzt zur Spaltion. In tiefer Verbitterung legte er die Zügel nieder, die Johannes Miquel, der zweite der vier großen „Hannoveraner" (neben Windthorst und Planck), aufnehmen mußte.

Nichts aber lag diesem Aristokraten, der doch in der Fraktion neben sich und seinen Altersgenossen keinen Jüngeren aufkommen ließ, ferner als untätiges Beiseitestehen. Sobald er wiederum die Möglichkeit zur Zusammenfassung der liberalen und nationalen Elemente sah. 1887 ward Rudolf von Bennigsen aufs neue der anerkannte Führer eines jüngeren Geschlechts, das ehrfurchtsvoll zu dem Kämpen der Reichsgründung aufsah. Im folgenden Jahre übergab ihm Wilhelm II. das Oberpräsidium seiner Heimatprovinz, als deren Landesdirektor er bisher schon volle zwei Jahrzehnte hindurch segensreich gewirkt hatte. Die alten Ideale zum Siege zu führen, das Reich zu festigen und zu mehren durch immer neuen Zuzug liberaler Kräfte, blieb auch in diesen Alterstagen sein heißes Bemühen. Bedenklich sah er die Zerrüttung und den Niedergang des deutschen Parlamentarismus im Egoismus der Fraktionen und Wirtschaftsverbänden. „Es ist notwendig," so mahnte seine mächtige Stimme (1892), „daß sich jetzt bekämpfende liberale Gruppen und Männer einander wieder näher treten aus Gründen gemeinsamer Kämpfe, welche nicht auf materiellem Boden liegen, sondern auf anderen Gebieten, wo es sich um ideale Güter, nicht um materielle Interessen handelt. Das liberale Bürgertum in Stadt und Land, die liberalen Anschauungen haben einen Anspruch auf größere Geltung, als sie zurzeit besitzen." Zugleich aber warnte er nicht minder scharf vor gefährlichen Versuchen, die schwer errungenen konstitutionellen Formen leichtfertig zu zerbrechen, „denn in Europa sind absolute, diktatorische Regimente nicht von Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit."

In dieser Gesinnung, in diesem Wollen und Wirken bleibt Rudolf von Bennigsens Gedächtnis auch uns noch frisch und lebendig. Was er dem Vaterlande war, wie er die nationalliberale Partei schuf und stets und vor allem doch ein rechtdeutscher Edelmann blieb, berührt dankbar die Geschichte der Reichsgründung und der ersten glücklichen Jahrzehnte des neuen Reichs.

---

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [7] - -

# Erste Musikkritiken.

### Ein Blick in die ästhetische Vergangenheit unserer Zeitung.

Von

**Dr. Th. W. Werner.**

Die Geschichte der Musikkritik ist noch nicht geschrieben worden. Hat sie keine? Verdient sie keine? Obwohl sie (im achtzehnten Jahrhundert) sehr entzückende Zustände hatte, kann auch hier dem, wenn ich recht sehe, allgemein beklagten Mangel nicht abgeholfen werden: Ort, Zeit, Gelegenheit und persönliche Gründe stehen im Wege; aber einen kurzen Blick in die sozusagen eigene Vergangenheit zu werfen, womit nicht gemeint ist: Gerichtstag halten über sich selbst — dazu ist die festliche Stunde gekommen.

Die Zeiten, in denen die „Zeitung für Norddeutschland" begann, waren der Entfaltung einer selbständigen Kunstkritik nicht gerade günstig: ein nur wenige Jahre zurückliegender Befehl vom Hofe nahm die königliche Theaterverwaltung von jeder Meinungsäußerung aus; der Geschmack des Königshauses ging auf die italienische, der der Bürgerschaft auf die deutsche Oper; neu erwachte politische Interessen drängen die ruhige Besinnung mit der Kunst zurück. Marschner hat sich in Briefen an Mendelssohn sehr drastisch über die hannoverschen Zustände um die Jahrhundertmitte ausgesprochen. Die Kritik tritt unter diesen Umständen nur selten hervor, und eine Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Berichte ergibt sich für unsere Zeitung erst seit dem Jahre 1833, wobei als Anregung die Beziehung des neuen Hauses auf dem Windmühlenberge und die musikalische Neigung des Königs Georg, der im Jahre zuvor den Thron bestiegen hatte (er war ein Komponist von entschiedener Begabung), wirken mußten. Der kurze Abschnitt kritischer Spiegelung öffentlicher Kunstpflege in unserer Stadt, den wir wiedergeben, begreift den Anstieg des Hoftheaters aus verfahrenen Verhältnissen zu einer Blüte in sich, um die uns nicht nur Berlin beneiden durfte: es ist die Zeit Niemanns und der ersten (sinnerhin hätten) Aufführungen der Wagnerschen Werke.

Die Persönlichkeit des ersten Kritikers — er zeichnet, wenn überhaupt, mit einem L. — ist uns unbekannt. Er betreut sowohl das Schauspiel wie Oper und Konzert und muß auch das Cyclorama des Herrn Crombach und sein anatomisches Kabinett auf dem Schützenplatz, oder den orientalischen Divan des Herrn Jussuf Ben Ibrahim begutachten. Als Musiker erkennt er sich selbst keine fachmännischen Eigenschaften zu; aber er scheint gewandt und ist gut gebildet. Daß er oft am Aeußerlichen hängen bleibt, liegt an den Anschauungen seiner Zeit, die den Publikumserfolg, d. h. die Zahl der sorglich gebuchten Hervorrufe als Wertmaß der künstlerischen Leistung nahm. Als unübertreibare Muster des instrumentalen Stils gelten dem Referenten Mozart und Beethoven, gegen dessen Pastoralsymphonie er den Vorwurf unmittelbarer Malerei bereit hat. Da kann es nicht wunder nehmen, daß er sich einer Erscheinung gegenüber, wie es Hektor Berlioz war, der im Hoftheater ein Konzert unter eigener Leitung gab, ablehnend verhält. Zwar erkennt er an, daß Beethovens Kunst der Instrumentierung, die ihr durch Berlioz gewordene, übrigens in der Verflachung der melodischen Erfindung ihren tieferen Grund bestzende Erweiterung vertragen habe; aber der Franzose suche Bereiche auf, die der musikalischen Behandlung nicht zugänglich seien: das Negative im Wesen Mephistos, die Schalheit des Lebens in Auerbachs Keller u. a.; auch verwische Berlioz, sagt er, das Verhältnis zwischen dem Ton und dem Wort, welches er zum Hilfsmittel der Instrumentalmusik erniedrige. Wenn der Kritiker dem Wort diese Stellung ausdrücklich und nur in der Oper anweist („Behikel" zum Verständnis der Musik zu sein), so dürfen wir annehmen, daß ihm Wagners theoretische Schriften, die doch seit einigen Jahren vorlagen, noch unbekannt geblieben waren. Ob die wiederholten Rufe des Referenten, der Mendelssohns Symphonie in A-Moll „sehr traus" und in der Aufführung „schwerig" fand, ob seine Rufe nach Wagner — „Wagners Tannhäuser wird an zehn Theatern (darunter dem Hoftheater zu Ballenstedt) aufgeführt. Für die Intendanz scheint Wagner gar nicht zu existieren" — durch innere Ueberzeugung gestützt waren, ist schwer zu beweisen. Allerdings: der Zustand der deutschen Oper, deren Veteranen Marschner, Meyerbeer, Reissiger und Spohr zurücktraten, war nicht gerade hoffnungsvoll; Schmidt, Küken, Fesca, Litolff, Stähle und Mendelssohn („Lorelei") hatten Neuheiten von stärkerer Wirkung oder Bedeutung nicht vorzulegen. Flotows französierende „Indra", Mosenthals „Deborah", ein Lustspiel und ein Ballett — „diese Wahl bedeutet nichts Höheres, als das Versprechen, für ein wechselvolles Repertoire zu sorgen." Eine willkommene Entschädigung für das musikzungrige Publikum bedeuten die Abonnementskonzerte, und im Bericht über ein solches fällt das feine Wort: „Haydn steht zu Mozart wie Voß zu Goethe". Hans von Bülow, der in diesem Rahmen zuerst (Januar 1854) in Hannover auftrat, hatte keine Gelegenheit, „große Kraft" zu entfalten. Als Schumanns Symphonie in D-Moll zum ersten Male erklang, wird ein kleiner Vorstoß von pikantem Beigeschmack gewagt: „So hat man denn auch hier angefangen, den Orchesterwerken lebender Komponisten die Tore zu öffnen. Mit wenigen Ausnahmen ignorierte man bislang dieselben fast gänzlich ... Die individuelle Ansicht des Vorstehers eines solchen Instituts darf hier durchaus nicht maßgebend sein: er hat der Kunst und dem Publikum gegenüber höhere Pflichten zu erfüllen." Für die Wertung der Symphonien als solcher ist es kennzeichnend, daß ihre Leitung dem Konzertmeister (in unserm Falle Joachim) übergeben wurde, während die Bealeitung der instrumentalen oder vokalen Solovorträge dem Kapellmeister (Marschner oder Fischer) zufiel; unser Referent tritt wiederholt dafür ein, daß die Symphonie als, wenn auch nicht anerkanntes Hauptstück, wenigstens an den Anfang des Konzerts gestellt werde, solange die Hörerschaft noch frisch sei.

Aus ihrem von ihm erkannten und beklagten Tiefstande darf unser Kritiker die hannoversche Oper noch hinausbegleiten. Das Symbol für die Besserung ihrer Zustände ist die Verpflichtung Theodor Wachtels vom Darmstädter Hoftheater, der am Ende des Jahres 1853 sich als Edgar in Donizettis „Lucia von Lammermoor" vorstellte und im Anfange des nächsten Jahres als „Prophet" antrat.

Das Symbol für eine neue, dem zeitgenössischen Schaffen Beachtung schenkende Richtung in der Opernleitung aber wird die Verpflichtung des damals von Berlin kommenden, zwanzigjährigen Albert Niemann, der im März 1854 als Max in Webers „Freischütz" zuerst in Hannover auftrat. Daß auch ein Kritiker nicht in die Zukunft zu sehen vermag, zeigt die darauf erfolgende Besprechung: „Herr Niemann besitzt eine schöne, gleichmäßige Tenorstimme, besonders in der mittleren Lage voll Kraft und Schmelz. Hauptsächlich scheint sich dieselbe für den Vortrag lyrischer (!) Partien zu eignen, wie denn Herr Niemann die Rolle des Max durchaus befriedigend sang, sowohl was Geschmack als Seele des Vortrags betraf. Sein Spiel scheint genügend (!). Wie wir hören, ist Herr Niemann für unsere Oper bereits engagiert." Bekanntlich war es die heldische Anlage seiner Stimme und die seine Gesangsleistung noch übertreffende Darstellungskunst, durch die Niemann weltberühmt wurde. Damals muß er (von Hannover aus studierte er erst bei Duprez in Paris) ein noch einigermaßen ungeschliffener Edelstein gewesen sein.

Zehn Jahre waren seit der denkwürdigen ersten Aufführung des „Tannhäuser" in Dresden verflossen, und es ist kein Ruhmestitel für das hannoversche Theater, daß es die Bewohner der Stadt erst nach Ablauf dieser Zeit, erst im Jahre 1855, mit diesem Werk Wagners als dem ersten bekannt machte, nachdem Joachim die Ouvertüre schon am 5. Februar 1853 im Konzert gespielt hatte. Jetzt war, wie unser Referent mit Befremden feststellt, nicht Marschner, dem das Werk seinem Stoffgebiet nach zukam, der Leiter der Aufführung, sondern der seit drei Jahren verpflichtete Kapellmeister Carl Ludwig Fischer.

Der Erfolg des „Tannhäuser" zieht gegen Ende des Jahres die Aufführung des „Lohengrin" nach sich. Dies Werk ist unserem Referenten in noch höherem Grade „musikalisches Drama" als das frühere, eine Auffassung, die wir heute nicht mehr teilen. Das Versprechen, sich ausführlich über die Musik zu äußern, konnte er, nachdem eine Angabe des dramatischen Inhalts viel Platz eingenommen hatte, nicht einlösen. In dieser Vorstellung stand mit gutem Glück als Heerrufer ein junger Mann zum ersten Male auf der Bühne, der später eine ihrer bedeutendsten Stützen werden sollte; er hieß Franz Betz. Den Lohengrin hatte Niemann gesungen.

„Lohengrin" unter Fischer war die Aufführung, mit der die Intendanz die Feier von Marschners fünfundzwanzigjährigem Dienstjubiläum als hannoverscher Kapellmeister zu begehen passend fand. Einzig unsere Zeitung nahm davon Akt.

Wir leben in einer Zeit, die der unseres Referenten ähnlich ist. Neues will an das Licht! Unser Glück heißt Wagner; wir wünschen seine Pflege, wie jener die Pflege Glucks gewünscht hat. Unser Donizetti heißt d'Albert (oder so); wir wünschen seine Pflege nicht, wie jener Donizettis Kultur nicht gewünscht hat. Aber wir sind noch reicher als unser Ahn: zu Mozart haben wir Händel wiedergewonnen; wir werden zu Gluck kommen, dem immer Unverstandenen. Wir werden aber von Händel aus auch zur Moderne gelangen, die gleich ihm das aus der Musik geformte Drama will. Ehrlich und treu wie der Vorgänger dem Wagnerschen Werk entgegenritt, will der Nachfahre dem Neuen, woher es komme, in das Auge sehen, unbeirrt durch das mißtönende Geschrei von rechts und links Diener sein am Wert wie jener Unbekannte und (soweit ein Kritiker das sein kann) Verehrungswürdige.

# Spielhagen als Feuilletonleiter.

### „Erinnerungen aus meinem Leben".

Zwei glückliche Jahre, wie er selbst feststellt, von 1860 bis 1862, war Friedrich Spielhagen an der „Zeitung für Norddeutschland" als Feuilletonleiter angestellt. Er hat dieser Zeit ein ganzes Kapitel in seinen Lebenserinnerungen gewidmet, aus dem wir einige gekürzte Abschnitte abdrucken.

Während die erste Abteilung der „Problematischen Naturen" nach Leipzig vollendet wurde, schrieb ich die zweite in Hannover, wohin ich im Herbst des Jahres 1860 als Feuilleton-Redakteur der „Zeitung für Norddeutschland" übersiedelte.

Mein Aufenthalt in der Stadt an der Leine hat zwei Jahre gewährt, die ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle. Was auch hätte mir zum Glücke fehlen sollen? Im ersten Anfang der Dreißiger; eben vermählt mit der Frau, die ich liebte; vor eine Aufgabe gestellt, wie sie meinen Neigungen und Kräften durchaus zu entsprechen schien; unter den denkbar erfreulichsten kollegialischen und freundschaftlichen Verhältnissen; wirtschaftlich leidlich situiert: in einer Stadt, die jedenfalls den Reiz des Unbekannten für mich hatte; umgeben von einer Natur, die mich anheimelte — im Buche meines Lebens war eine neue Seite aufgeschlagen; ich, der ich bereits einmal angefangen hatte, mich zu den Alten zu zählen, kam mir auf einmal wieder jung vor, ja, jünger als in meinen so vielfach grillenhaft vergrämten Knaben- und Jünglingsjahren.

Soll ich das alles aber auf den einfachsten Ausdruck bringen, möchte ich sagen: ich war ein Mann geworden.

Was mich die übernommene Pflicht nicht als einen jetzt sicherlichen, jetzt ermüdenden Maschinenzug betrachten ließ, war, um es mit einem Worte zu sagen, daß ich jetzt zum ersten Male einen Blick in das tätige politische Leben tat, in Gemeinschaft mit Männern trat, deren Leben sich in politischer Arbeit verzehrte. Zwar mein Wirken unter dem Strich der Zeitung hatte mit Politik direkt nichts zu tun; und dabei würde es sein Bewenden gehabt haben, denn niemand redete mir auch nur mit einem Wort in meine Angelegenheiten hinein, und ich dachte nicht daran, eine Teilnahme an der politischen Leitung und Haltung des Blattes zu suchen. Aber der tägliche Verkehr mit den Kollegen, die mir mit vollem Vertrauen entgegenkamen, mich ohne Rückhalt in ihre politischen Wünsche und Hoffnungen einweihten, wäre sicher nicht ohne Einfluß auf mein empfängliches Gemüt geblieben, hätte in ihm nicht längst der Same geschlummert, den nur ein befruchtender Regen zu treffen brauchte, damit er aufging in voller Werde- und Daseinslust.

Das Beschämende, in einem Alter, für das eine gewisse Reife in allen, auch in politischen Dingen, unerläßlich ist, als ein auf diesem Felde völliger Neuling in die Gesellschaft von Sachverständigen zu geraten, wurde in meinem Falle durch zwei Umstände beträchtlich abgemindert: durch die vollendete Liebenswürdigkeit meiner Kollegen, die mich die Unzulänglichkeit meiner politischen Bildung niemals fühlen ließ, und dadurch, daß die feindlichen Mächte, gegen die ich im Roman auf meine Weise ankämpfte, dieselben waren, mit denen diese Männer in erbitterter, durch keinen Gottesfrieden unterbrochener Fehde lagen.

In der Region der Zeitung unter dem Strich hatte ich allein zu schalten und zu walten — das war für eine unabhängige Seele erfreulich; aber ich hatte auch in jeder Bedeutung des Wortes für den Inhalt aufzukommen —, das war bedenklich, selbst für einen, der zu arbeiten gewohnt war und gern arbeitete. Von dem ungeheuren Material, das so ein sechs- und achtspaltiges Zeitungsfeuilleton tagaus, tagein, nachtaus, nachtein verschlingt, macht sich der Leser, der seine Zeilen mit den Augen durchfliegt — wenn er es nicht gleichgültig überschlägt —, keine Vorstellung. Bei wohldotierten Zeitungen hat der Redakteur, ebenso wie seine politischen Kollegen, Mitarbeiter: Berichterstatter von nah und fern unter diesen und jenem mystischen Zeichen, Leute von Fach, die über das eine und das andere brennende Thema aufgefordert oder ungefordert Aufsätze schreiben — ich stand, wie der Wallenstein des dritten Aktes, allein und sollte aus meines Markes schaffender Kraft diese ganze Feuilletonwelt gebären. Die pièce de résistance dieser Welt war der Roman, den ich alljährlich zu schreiben kontraktlich mich verpflichtet hatte. Notabene: einen von vier Bänden — nicht mehr, nicht weniger! Das klingt abenteuerlich, und doch war dies meiner Sorgen geringste.

Aber das andere! Das viele, viele, höchst heikle, höchst buntscheckige andere!

Vor mir liegen alte Hefte, in die ich Ausschnitte aus dem Feuilleton, größere und kleinere Beiträge aus meiner Feder enthaltend, geklebt habe. Die Sammlung ist nichts weniger als vollständig; ich erinnere mich an manches, das zweifellos fehlt, und wie vieles wird aus meinem Gedächtnis geschwunden sein. Ich wünsch, wie die vergilbten Blätter durch meine Finger rascheln, fast mich ein Grausen, als wäre ich damals ahnungslos über den Bodensee geritten und müßte nach jetzt nachträglich fürchterlich für die unbewußte Keckheit büßen. Wäre das alles mit rechten Dingen zugegangen, welch ein gewaltiger Kritiker vor dem Herrn, welche gelehrter Polyhistor, ja, welches Universalgenie müßte ich gewesen sein! Kunstausstellung, Theater, Dramen, Gedichte, Romane, Historie, Philosophie — alles ist mir — wie, nach Leporellos Versicherung, dem Don Juan die schönen Weiber — einerlei! Will jemand auf welchem Gebiete immer ein Tänzlein wagen — ich spiel' ihm auf!

Es würde einfach lächerlich sein, wenn es nicht so traurig wäre. So traurig, daß ein junger Mann, der, wenn er ein Bewußtsein der klaffenden Lücken seines Wissens und Könnens hat, sich als Scharlatan fühlen muß, und, wenn er sie nicht empfindet, ein Dummkopf ist, über Gott und die Welt orakelt und absprricht, als säße er im Zentrum der Dinge; und das Publikum das krause Zeug, weil es da schwarz auf weiß steht, getrost nach Hause trägt, sich seines eigenen, oft so viel gesünderen, feineren, tieferen Urteils schon enthaltend.

Und dabei darf ich mich wohl rühmen, daß ich in dieser meiner Allerweltskritik stets bemüht gewesen bin, Recht und Gerechtigkeit zu üben, so gut ich es verstand, und immer das Beste, was ich hatte, gegeben habe.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [8] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

# Hannoverscher Kurier

1849 — Hannover — 1924

## Aufgaben des Kuriers.

Von

**Dr. Walther Jänecke.**

Am Tage, der der Feier des Eintritts in das letzte Viertel eines Jahrhunderts geweiht sein soll, darf der sinnende Geist die Brücke von der Vergangenheit in die Zukunft beschreiten und ihr Dunkel mit seinen Blicken zu durchdringen suchen. Welche Stellung gebührt der Zeitung nach ihrer Tradition in den Fragen der kommenden politischen und kulturellen Entwicklung?

Man hört oft der „Kurier" sei das Organ der Deutschen Volkspartei. Darüber hinaus wird er — je nach der Einstellung — als Organ ihres rechten oder linken Flügels bezeichnet. Beides ist unrichtig. Weder besitzt die Partei einen Einfluß auf den „Kurier", noch hält sich dieser nach seiner Tradition für verpflichtet, die Politik der Partei zu vertreten, geschweige denn eine ihrer „Flügelgruppen" zu unterstützen. Er treibt seine eigene, von rationalen Gesichtspunkten gegebene Politik.

Wenn Freunde der Deutschen Volkspartei diesen Sachverhalt bedauern, so verkennen sie den Wert, den eine unabhängige Zeitung für die Sache besitzt, die ihnen am Herzen liegt. Sie überschätzen gleichzeitig den Wert der Parteipresse. Gewiß, große Parteien können ihrer nicht entraten. Sie bildet einen Teil des notwendigen Apparates. Aber sie ist für eine fruchtbare Diskussion und damit für die Entwicklung der Dinge von geringem Nutzen. Denn ihre Blätter müssen auf ein mot d'ordre einschwenken und parieren, wann und wie die Partei es für nützlich hält.

Immerhin ist die enge Verbindung mit den alten Nationalliberalen, der Deutschen Volkspartei von heute, durch eine lange Tradition gegeben. Man ging auf eigenen Wegen vor, um von dem Boden einer gemeinsamen Weltanschauung aus zum gleichen Ziele zu gelangen. Am 20. Juli 1859 bringt die Zeitung für Norddeutschland den Aufruf Bennigsens, der zum deutschen Nationalverein führte. Am 2. Januar 1867 erschien am gleichen Platze der Aufruf zur Gründung der „nationalliberalen Partei", deren Bezeichnung acht Wochen später die Gesamtpartei bei ihrer Gründung in Berlin übernahm. Und schließlich fand die entscheidende Besprechung, die in den dunklen Novembertagen des Jahres 1918 zur Gründung der „Deutschen Volkspartei" führte, im Zimmer des Hauptschriftleiters des „Hannoverschen Kuriers" statt. Drei Markfteine gemeinsamen Wollens, die uns wichtiger zu sein scheinen als alle Bindungen, durch die der Selbständigkeit der Zeitung Zügel angelegt würden.

Wo liegt die Gefahr der deutschen Entwicklung? Uns will scheinen in erster Linie auf dem Gebiet einer zu starken Zentralisierung, deren Schäden jeder in den letzten Jahren am eigenen Leibe verspüren konnte. Das gilt nicht nur von jener staatlichen Ueberspannung, wie sie von der Sozialdemokratie und Erzberger durchgesetzt wurde, sondern auch von den großen Parteien. Sie werden zu unbeweglichen Maschinen, die — eine ungeheure Macht in der Hand ihrer Führer — leicht den Kontakt mit den lebendigen Kräften, denen sie dienen sollen, verlieren. Diese Kräfte aber wurzeln im Volk, in den Landesteilen und Stämmen. Sie sind verschiedenartig eingestellt und erzeugen dadurch Spannungen, die ihrerseits wieder befruchtend und anregend sich auswirken.

In diesem Sinne betrachtet sich der „Kurier" als das Organ aller jener nationalen Kreise in Niedersachsen, die vom Reich den Willen zur Macht verlangen, um den unter Preußens Führung geeinten deutschen Stämmen ihren Platz in der Welt zu erkämpfen. Bismarck hat einmal deutlich ausgesprochen, daß neben den Welfen, die als Legitimisten mit der Entwicklung sich nicht abfinden könnten, die Angehörigen der nationalliberalen Partei als jenes starke und breite nationale Element in Niedersachsen anzusehen seien, auf das der Staat sich in erster Linie stützen müsse.

Parteien sind notwendige Uebel. Nur wer den Willen und die Macht hat, die im Namen der heiligen Parteidisziplin immer wieder aufgenötigten Scheuklappen dankend abzulehnen, kann über die Partei hinaus fruchtbare Arbeit leisten. Denn es handelt sich darum, nicht die Parteiziele, sondern das Gesamtbild richtig zu sehen und aus dem Zusammenarbeiten der Parteien das Maximum an befruchtender Kraft für das Vaterland auszuschöpfen. Die Wahrheit rücksichtslos zu sagen, keine Parteiparole, keine Schlagworte, kein Rechts und kein Links dürfen dabei hindernd im Wege stehen. In den zurückliegenden Jahren, in denen innere Kämpfe das Ende Deutschlands bedeutet hätten, hat sich der „Kurier" mit allem Nachdruck für die Große Koalition eingesetzt, die die sozialdemokratische Partei an der Verantwortung für die Staatsgeschäfte beteiligte, sie zu positiver Arbeit zwang. Hier ist das letzte Ziel nicht erreicht worden. Als es um Biegen und Brechen ging, hat die Sozialdemokratie das Schiff verlassen. Wir wollen ihre Hand erst dann wieder mit am Steuer wissen, wenn sie den klaren Schritt getan hat, der sie zu einer zuverlässigen deutschen Partei macht, die das Wohl und den Schutz des Vaterlandes in die erste Linie, den Weltverbrüderungs- und Klassenkampfgedanken in den Hintergrund gestellt hat. Eine Volksgemeinschaft mit einer Partei, die zu nationalen Fragen steht wie die Sozialdemokratie von 1914, die Labour-Party von heute, ist Gewinn, die Gemeinschaft mit einer Partei Scheidemann eine innere Unwahrheit, an der schließlich auch der Staat zugrunde gehen muß. Die Politik des „Möglichen", die beste, kann nicht auf Sand gebaut werden.

Der Prüfstein für diese Einstellung wird die Frage der Wehrhaftmachung des deutschen Volkes sein. Ehe im Volk der Geist der Pflichterfüllung und Opferfreudigkeit, willig, zur Verteidigung der Lebensmöglichkeit der Nation, die Waffen zu nehmen, nicht wieder lebendig geworden ist, wird Deutschland ebenso machtlos wie bündnisunfähig sein. Verständigung mit Frankreich? Gut, wenn der Feind aus dem Land verschwindet, die Bedrückungen enden und getauchte deutsches Gebiet die Möglichkeit der Rückkehr zum Vaterland erhält. Wer hat den Mut, hieran zu glauben? Wer aber wagt es von „Versöhnung" zu sprechen? Ist das Gedächtnis an alle Vergewaltigungen und Beschimpfungen, die eine bestialisch wütende „Stegernation" uns angetan hat, so kurz? Vergessen wir, daß heute noch zweitausend „Gefangene" aus dem Ruhrkampf in französischen Kerkern schmachten? Nein, nicht Versöhnung, auch nicht Revanche, aber Wiederherstellung unserer Rechte als größes europäisches Volk, die Frankreich mit Füßen tritt.

Darum Kampf gegen die materialistische Weltanschauung und Erfüllung mit dem Glauben an die große Aufgabe, die dem deutschen Volk in der Welt zugefallen ist, mit dem Zutrauen auf die Berufung und die gesunde Kraft, sie zu lösen.

In dieser Hinsicht müssen nicht nur machtpolitisch, sondern auch kulturell die Zusammenhänge, Möglichkeiten und Ziele aufgedeckt werden. Wir müssen von der Oberfläche in die Tiefe und daran arbeiten, daß auch in den Massen dieses nachdenklichen deutschen Volkes eine ernste und geistige Weltauffassung sich bildet, die sich nicht mit Schlagworten abspeisen läßt. Hier haben die „nationalen" Blätter in der Vergangenheit viel gesündigt! Eine Verkennung des Begriffes „deutsch" auf kulturellem und künstlerischem Gebiete war herrschend, die uns heute, nach den Erlebnissen des Weltkrieges unverständlich erscheint.

Aber heute schlägt eine neue Stunde. Noch nie war die Enttäuschung über eine falsche internationale Einstellung in den Massen so groß wie jetzt. Der nationale Machtwillen kann neu erweckt werden und er kann unterbaut werden durch die Schaffung des stolzen Bewußtseins, eine deutsche Kultur zu besitzen, die wir zu voller Blüte entwickeln müssen, wenn wir gleichzeitig der Welt und ihrer geistigen Entwicklung dienen wollen. Nietzsche hat die scheinbaren Gegensätze richtig vereinigt:

„Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch die Anspannung seiner edelsten Kunst und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war."

Auch ein besiegtes, waffenloses, ausgepreßtes und gedemütigtes Volk hat noch etwas zu verlieren: Den Willen, wieder hoch zu kommen, Fehler wieder gut zu machen, sich einer großen Vergangenheit nicht unwert zu zeigen. Im tiefsten Wellental — und wer kann sagen, ob es nicht noch vor uns liegt? — werden wir nicht ablassen, diesen Willen zu stärken. Mit aller unserer Kraft werden wir dagegen kämpfen, daß dieses deutsche Reich, an dessen Gründung der „Kurier" mitgearbeitet hat, aus Feigheit oder Geschäftssinn aufgeteilt, verhandelt oder gepfert wird, ebenso aber auch dagegen, daß mangelnde Selbstzucht kaum geschlossene Wunden der Zwietracht in Bruderkämpfen wieder aufreißt. An diesem Tage gedenken wir mit heißem Herzen, aber kühlem Verstande jenes großen Zieles für die Lebenden, jenes Vermächtnisses für die kommenden Geschlechter:

Der deutschen Freiheit!

---

Berlin, 24. Dezember 1923.

Dem „Hannoverschen Kurier" spreche ich anläßlich der Feier seines 75jährigen Bestehens meine herzlichsten Glückwünsche aus. In den drückenden Sorgen unserer Tage bedarf unser Volk besonders einer kräftigen und ihres Weges sicheren Meinungsführung durch anerkannte Tagesblätter. Ihre Zeitung hat diese Aufgabe in ihrer jahrzehntelangen Vergangenheit erfüllt. Für die Provinz Hannover stehen besonders schwere Entscheidungen bevor. Ich bin überzeugt, daß der „Kurier" in diesen Kämpfen mit Nachdruck und Glück stets das Einigende betonen und alle Zersplitterung bekämpfen wird. Das von allen Seiten bedrängte Reich kann nur bestehen, das deutsche Volk nur wieder hoch kommen, wenn wir das Werk Bismarcks, die Reichseinheit, retten und ein starkes Preußen behalten. Bei den kommenden Entschließungen muß sich der Hannoveraner vor Augen halten, daß auch er das Rheinland mit zu verteidigen hat. Er hilft dazu, wenn er das deutsche und preußische Staatsgefüge nicht erschüttert. Glückauf!

Der Reichsminister des Innern.

*L. Marx.*

---

Die geistige Vielgestaltigkeit der deutschen Heimat, die wir als einen unersetzlichen Kulturfaktor betrachten und bewahren wollen, findet nicht zuletzt ihren lebendigen und wirkungsvollen Ausdruck in der Tatsache, daß auch außerhalb der Reichshauptstadt angesehene und einflußreiche politische Tageszeitungen erscheinen, deren jede für sich einen geistigen Mittelpunkt für ihr Wirkungsgebiet darstellt. Daß große Blätter auch außerhalb des politischen Brennpunktes das Gelände für die Wurzeln ihres Bestandes und ihrer Ausbreitung finden, wie der „Hannoversche Kurier", zeugt von der unverwüstlichen Frische und Stärke deutschen geistigen Lebens.

Der „Hannoversche Kurier", der in diesen Tagen seinen 75. Jahrgang beendet, ist erwachsen auf dem Boden kraftvollen, wurzelechten niedersächsischen Volkstums. In dem geistigen Kampf um des deutschen Vaterlandes Einheit, um des deutsche Volkes Freiheit hat er mannhaft in der vordersten Reihe der Streiter gestanden. Auch in unseren Tagen, da sich längst überwunden geglaubte Eigenbrödelei wieder regt und allerlei seltsames Gewürm an der deutschen Eiche nagt, um unser Vaterland in die Zeiten der Zersplitterung und der Kleinstaaterei zurückzuwerfen, ist der „Hannoversche Kurier" ein überzeugter Vorkämpfer für die Einheit des Reiches, für die Unversehrtheit des preußischen Staatsgebildes.

Um in solchen Zeiten das ganze Ausmaß persönlicher Belastung und täglicher Widerwärtigkeiten auf sich zu nehmen, wie sie mit der Herausgabe einer politischen Tageszeitung verknüpft sind, dazu gehört der volle Verlegeridealismus, wie er durch Generationen anerzogen oder in jahrzehntelanger mühseliger Arbeit erworben sein muß. Der Name des Herausgebers des „Hannoverschen Kuriers" ist auf das engste verknüpft mit den besten Traditionen des deutschen Zeitungswesens, mit der Entstehung und dem Aufblühen des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Auf dem Boden solcher Ueberlieferungen, die zur Zeitungspersönlichkeit der Jubilarin gehören, möge der „Hannoversche Kurier" auch in Zukunft seinen Weg aufwärts schreiten als ein Hüter zäher niedersächsischer Stammesart, als ein Vorkämpfer der Einheit und Freiheit, als ein Träger hoher politischer und kultureller Ideale, als ein Förderer wirtschaftlichen Wiederaufbaues. Glückauf für die Vollendung des Jahrhunderts!

**Dr. Heinrich Krumbhaar,**
Vorsitzender des Vereins Deutscher Zeitungsverleger.

---

## Die deutsche Presse.

Von

**Heinrich Walter.**

Die deutsche Presse ist ein Sammelbecken von gewaltiger Weite und Tiefe. Niemals würde der Spiegel dieses Riesenbeckens aus dem Vermögen seiner Rohstoffe allein heraus klar und übersichtlich anzuschauen sein. Aber die deutsche Presse ist mehr als Sammelbecken, mehr als Riesengefäß für eine ungeklärte Mannigfaltigkeit. Die deutsche Presse ist das wohlgeordnete Spiegelbild der öffentlichen Meinung.

Hier wirkt ein Aufgebot an geistigen Kräften, Tag für Tag, unabschätzbar in seiner Reglamkeit, seiner Lebendigkeit, seiner Sachkunde. Ein Aufwand ist's an geistigen Kräften, der, in der fertigen Zeitung, verborgen zwischen den Zeilen steht, unsichtbar, unerkannt für den, der ihn noch niemals am Werke sah. Das tägliche Werden der deutschen Presse gehört vielleicht zu den großzügigsten Verarbeitungen kaum zu übersehenden Rohstoffes zu edlem Fertigfabrikat, das irgendwo sonst das Schaffen von Menschenkräften kennt. Das gleiche Streben, das gleiche Wirken, Tag für Tag, in jeder deutschen Zeitung. Und fügt sich auch die Masse des Stoffes in jeder einzelnen Zeitung, dank des starken Eigenwillens deutscher Art, in anderen Farben, anderen Schattierungen zusammen, all diese Tausende von Farbabtönungen — gleichsam wie eine Scheibe der sieben Regenbogenfarben, in sausenden Umschwung gebracht — sind doch alltäglich wieder die eine, gleichgeartete Fläche: Der Spiegel der öffentlichen Meinung.

Selbstzufriedene ordnende Arbeit ließe sich damit Genüge tun. Geistiges Schaffen wächst über solche Grenzen hinaus. Wiedergabe, möglichst getreue, spiegelbildgleiche Wiedergabe mag verdienstvoll sein, und ist es auch. Die deutsche Presse aber muß mehr, muß Höheres wollen und hat auch diesen Willen. Sie will Gestalterin sein und Führerin der öffentlichen deutschen Meinung. Vorbedingung für solcherlei Gestaltung, für solcherlei Führung und Entfaltung aber ist Freiheit, volle Freiheit, geistig und wirtschaftlich. Während des Krieges stand die deutsche Presse geistig unter dem Zwange der militärischen Zensur. Das war ein hartes, unabwendbares Gebot vaterländischen Ringens um Leben und Tod. Die deutsche Presse verstand seine Notwendigkeit und fühlte seine Härte. Dann kam die „große Befreierin" Revolution! Dann schuf sich das deutsche Volk eine eigene Verfassung und legte seiner Presse die „Freiheit" als Patengabe in die Wiege. Die Reichsverfassung von Weimar selbst sollte Bürge sein für die Freiheit der deutschen Presse.

Doch heute noch schwebt, oft vielleicht kalt vergessen, aber niemals wahrhaft zu vergessen, über der deutschen Presse das Schwert des Gesetzes zum Schutze der Republik mit all seiner Schärfe. Mag es heute immerhin unmöglich erscheinen, anders als unter Anwendung des Artikels 48 der Weimarer Verfassung, auch im Hinblick auf die deutsche Presse, zu regieren, so darf doch auch niemals vergessen werden, daß auf solche Weise mit den zugegebenen Auswüchsen einer falsch verstandenen Pressefreiheit auch die starken Regungen einer wohlverstandenen Pressefreiheit Bindungen erduldete, die mindestens so sehr wie ihr selbst der Gesamtheit des deutschen Volkes schaden. Wohlverstandene Pressefreiheit ist in ihren Erscheinungen der Ausfluß verantwortungsbewußter Arbeit, tiefinnerlichen Ringens um den rechten Ausdruck und den reinsten Gedanken.

Gefährlicher als das Gesetz aber waren von jeher für geistige Freiheit und Unabhängigkeit gleitende Lockungen und harte Drohungen übermächtiger, wirtschaftlicher Kräfte.

Allen Interessengruppierungen zum Trotz ist es in besonderer Stolz der deutschen Presse, die sich über weit über den engen Rahmen solcher Einzelinteressen hinaustragenden Aufgaben bewußt ist, sich ein fleckenreines Ehrenschild gerettet zu haben, das sie hoch emporhebt über die käufliche Presse anderer Länder, hoch, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, über die Presse des französischen Volkes. Die allgemeine deutsche Wirtschaftsnot ist ganz gewiß auch an der Presse nicht vorübergegangen. Tausende von Hügeln wölben sich über den Gräbern deutscher Zeitungen. Plattenzeitungen, der Tod des geistigen Eigenlebens, suchten unzulänglichen Ersatz zu schaffen. Sonderbelastungen — es sei nur der Anzeigensteuer gedacht — bedrückten die hart ringende Presse. Wenn sich heute das deutsche Wirtschaftsleben wieder auf geregelteren Bahnen einzuleben beginnt, muß auch die deutsche Presse wieder festen Boden unter sich bekommen, auf dem sie auf eigenen Füßen steht. Sie will sich ganz gewiß nicht verjagen, ihren Anteil an der allgemeinen Not zu tragen wie jeder andere auch. Aber sie darf nicht mehr — um dieser anderen willen! — aufgebürdet erhalten, als jeder sonst. Sie muß für ihre Not, ihre Kämpfe und ihre großen öffentlichen Aufgaben, die sie nur in geistiger und wirtschaftlicher Freiheit recht erfüllen kann, volles Verständnis finden überall, bei der Regierung wie beim Volke.

Zu schweren Aufgaben und hohen Zielen sieht sich die deutsche Presse beim Aufbau einer neuen besseren deutschen Zukunft berufen. Sie wird dem deutschen Volke eine unermüdliche Mahnerin, ein unerbittliches Gewissen sein müssen, wenn es sich weiter verzehren will in unerquicklichem, selbstzerstörendem Gegensatz. Bildung und Festigung des nationalen Willens wird der Grundgedanke sein müssen, den das Wort der deutschen Presse einhämmert in die deutschen Hirne und Herzen, Tag für Tag. Erhaltung und Pflege des geistigen Hochstandes, dessen wir uns heute noch rühmen, den unsere Verarmung bedroht wie all unseren kulturellen Besitz, ist eine Aufgabe, die die Tätigkeit der deutschen Pressemänner hinweist auf alle Gebiete nationalen Lebens, mitzuhelfen an ihrem Werden, geistig zu befruchten, wo die Lebenskräfte versagen, neue Wege zu suchen, wo die alten verfielen.

Muß sie im Innern lehren und einen, so muß sie, so muß die deutsche Presse nach außen streiten, kämpfen und überzeugen. Kämpfen muß sie wider alle sittlichen und wirtschaftlichen Belastungen, die seit dem Unheil von Versailles in unerträglichem Uebermaße auf Deutschlands Haupt gekommen sind. Wirken muß sie für deutsche Arbeit, Wirtschaft und Kultur, für deutschen Wesens Größe und Reinheit. Unermeßliches ward hier versäumt, in früheren Jahren, vor dem Kriege. Die Zukunft wird uns um so emsiger und unermüdlicher Versäumtes nachholen lassen. Die Zukunft weist der deutschen Presse draußen, jenseits der deutschen Grenzen, ein Feld der Arbeit zum Besäen zu, so hart und steinig wie nur irgendeines. Dienst am deutschen Vaterlande! Er wird schwer sein in diesen kommenden Jahren, überall. Aber die Saat wird aufgehen, eines Tages trotz allem. Und der Sämann ist zufrieden, wenn Deutschland seine Ernte birgt. Pressearbeit trägt ihren Lohn in sich selbst.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [9] - -

# Auslandsberichterstattung.

Von

**Eduard Klocke.**

Eine der Hauptaufgaben, die der Presse heute in Deutschland zufallen, ist eine gute Berichterstattung aus dem Auslande. Wenn wir den Krieg verloren haben und den Frieden von Versailles unterschreiben mußten, so trägt einen nicht geringen Teil der Schuld daran die Unkenntnis, in der sich das deutsche Volk den Strömungen des Auslandes gegenüber befand. Gewiß gab es immer Kreise in unserem

Berlin, 10. Januar 1924.

Der „Hannoversche Kurier" kann am 1. Januar 1924 auf sein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Im Namen des Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger gestattet sich der Unterzeichnete, Ihnen hierzu seine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen.

Der „Hannoversche Kurier" hat sich im ersten Dreivierteljahrhundert seines Bestehens zu einer der angesehensten Zeitungen Norddeutschlands, ja des ganzen Deutschen Reiches entwickelt. Diese Entwicklung ist in der Hauptsache der hervorragenden Tüchtigkeit seiner Herausgeber, der Familie Jänecke, zu verdanken.

Unvergeßlich in der Geschichte des Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger wird die Tätigkeit des verstorbenen Verlegers des „Hannoverschen Kuriers", Dr. Max Jänecke, sein, der als Schriftführer und Vorsitzender des Vereins in den Gründungsjahren eine hervorragende Wirksamkeit für den Verein Deutscher Zeitungs-Verleger entfaltet hat. Seit dieser Zeit fühlt sich der Verein Deutscher Zeitungs-Verleger mit dem Geschick des „Hannoverschen Kuriers" besonders verbunden.

Wir wünschen, daß der „Hannoversche Kurier", über die Nöte der Gegenwart hinweg, in der Zukunft zusammen mit dem neuen Aufschwung des Deutschen Vaterlandes eine ähnliche Aufwärtsentwicklung nehmen möge wie in den vergangenen 75 Jahren seines Bestehens. In altbewährter Tradition möge der „Hannoversche Kurier" auch weiterhin mit bestem Erfolge seine Dienste Volk und Vaterland widmen.

Verein Deutscher Zeitungs-Verleger.
(Herausgeber der deutschen Tageszeitungen.)
E. V.
Der Generalsekretär:
**v. Boettticher.**

Vaterlande, die sich mit den Angelegenheiten fremder Länder und Völker beschäftigten. Aber ihre Einstellung gegenüber dem Auslande war vielfach falsch. Sie sahen die Vorgänge dort mit zu deutschen Augen an und vermochten nicht, sich in die Vorstellungswelt der anderen Völker hineinzudenken und die politischen und geschichtlichen Kräfte zu erfassen, die dort tätig waren. So kam es zu falschen Schätzungen dessen, was im Auslande vor sich ging, und man war zu sehr geneigt, das Fremde als Muster zu nehmen und sich ihm kritiklos anzupassen. Gewiß sollen wir vom Auslande lernen; aber das kann zu einer Gefahr werden, wenn man die Dinge in falschem Lichte sieht. Es sei nur an die Auffassung erinnert, die man seit Jahren von der westlichen Staatsform der Demokratie hatte, und die Propaganda, die sich daran schloß. Hauptsächlich vom Standpunkte der Völkerversöhnung ausgehend, erblickte man in ihr die beste Stütze des Friedens. Man übersah den Machtgedanken, der bei Franzosen und Engländern die treibende Kraft der Politik darstellte. Caillaux und Asquith verblaßten augenblicklich, als der Tag erschien, der diesen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen versprach. Sie verschwanden hinter Clemenceau und Lloyd George, und heute noch erklärt Poincaré, im Namen der Demokratie zu sprechen, wenn er die Zerstückelung Deutschlands fordert.

Solche Täuschungen müssen für die Zukunft vermieden werden. Daß sie möglich waren, lag daran, daß das Wissen vom Auslande von der Mehrzahl der Deutschen aus einer Presse geschöpft wurde, die keine lebendige Fühlung mit den fremden Völkern hatte und der erst Berichte von zweiter und dritter Hand — dann häufig gefärbt und parteipolitisch entstellt — zugingen. Hier liegt die Aufgabe der

Hannover, 7. Januar 1924.

Die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Kurier" haben immer zu den führenden Zeitungen für Nordwestdeutschland gehört und durch die 75 Jahre hindurch tätig an der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Volkes mitgewirkt.

Mehr noch als in der Vergangenheit haben die Zeitungen große Aufgaben für Volk und Vaterland zu erfüllen. Alle, die an der geistigen Ausgestaltung der Presse arbeiten, Verleger und Redakteure, betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, in vorderster Linie für die Weltgeltung Deutschlands zu kämpfen. Fünfundsiebenzig Jahre dieser alten journalistischen Tradition bedeuten die Geschichte des „Hannoverschen Kuriers", dessen Wahrung in Ihren Händen auch für die Zukunft gesichert ist.

**Tönjes,**
Vorsitzender
des Vereins „Niedersächsische Presse".

großen politischen Zeitungen auf auswärtigem Gebiete. Sie dürfen keine Kosten scheuen, um ihre Leser über die Vorgänge im Auslande durch Originalbeiträge verantwortungsbewußter und sachkundiger Auslandsvertreter zu unterrichten. Gerade darin besteht ja der wesentliche Unterschied der großen Presse von den Lokalblättern, deren Interessenkreis auf anderem Gebiete liegt, daß sie politisch aus der Quelle schöpft und damit imstande ist, in voller Unabhängigkeit der Wahrheit zu dienen.

Niemals, solange es deutsche Zeitungen gibt, ist das Vorhandensein einer solchen Presse notwendiger gewesen als heute. Der Friedensvertrag von Versailles hat das Deutsche Reich in eine Lage gebracht, daß es vorläufig nur Objekt, nicht Subjekt der Weltpolitik ist. Aus dieser unerträglichen Situation müssen wir heraus, sobald es eben möglich ist. Dazu ist eine auswärtige Politik nötig, deren Kraft im Volke wurzelt. Die Umwandlung des früheren Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat, wie wir ihn heute haben, hat dem Volke mehr Einfluß auf die auswärtigen Staatsgeschäfte gegeben, als es vordem der Fall war. Das bedingt eine große politische Reife jedes Staatsbürgers. Wenn diese auch nie völlig zu erreichen sein wird, so ist es doch die Aufgabe der Presse, nach Möglichkeit dazu beizutragen, daß sich jeder Leser ein getreues Bild der auswärtigen Lage machen kann. Das kann nur geschehen durch Beibringung von Urkunden in Gestalt von Berichten gewissenhafter Beobachter im Auslande, die den Pulsschlag des Volkes zu deuten wissen, unter dem sie leben.

Der „Hannoversche Kurier" ist sich der Aufgabe, die ihm daraus als größtem politischen Organ der Provinz Han-

Goslar, 12. Januar 1924.

An dem Jubiläumstage des „Hannoverschen Kuriers" nimmt die gesamte niedersächsische und nordwestdeutsche Presse aufrichtig Anteil. Der Name Jänecke ist für die Gesamtheit der deutschen Verlegerschaft mehr als ein Name, er ist ein Programm. Starke Verleger-Persönlichkeiten standen dem „Kurier" von Anbeginn an vor und ihre Tradition wird mit niedersächsischer Zähigkeit, gepaart mit hohem Verantwortungsgefühl und ausgezeichnet durch gesunden Idealismus, auch heute fortgesetzt.

Uns ist es ein Gebot der Dankbarkeit, an diesem Ehrentage des „Hannoverschen Kuriers" des Mannes zu gedenken, der neben treuester Erfüllung seiner weit gezogenen Verlegerpflichten noch Zeit und Kraft fand, dem Zusammenschlusse der gesamten deutschen Verlegerschaft den Weg zu bereiten und insonderheit unseren Kreisverein ins Leben zu rufen: Dr. Max Jänecke. Sein Name als Gründer und erster Vorsitzender bleibt in den Annalen unseres Kreisvereins unvergessen.

In ernstem schweren Ringen hat sich der „Hannoversche Kurier" weit über die norddeutschen Grenzen hinaus seine hochgeachtete Stellung erworben und durch seine vorbildliche publizistische Berufsauffassung zur Hebung des Ansehens der deutschen Journalistik überhaupt beigetragen.

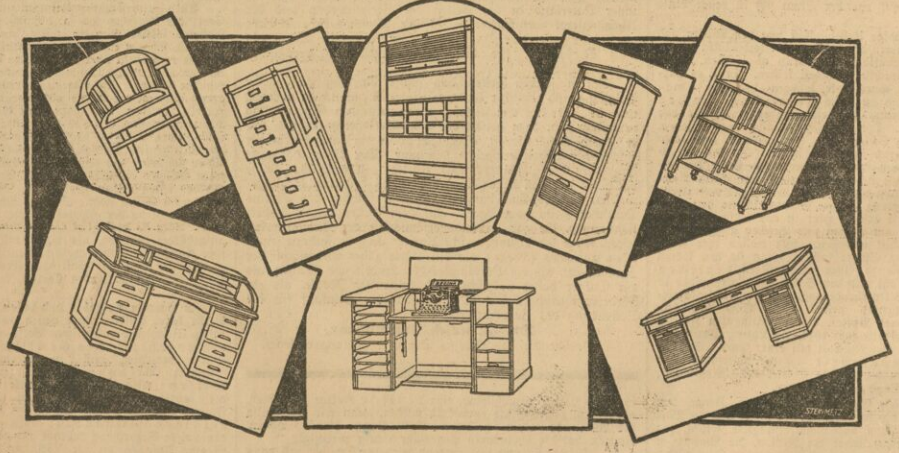
Wir, die wir mit dem Kurier-Verlag in enger Arbeitsgemeinschaft verbunden sind, begrüßen heute den „Hannoverschen Kurier" zu dem Abschluß einer von vornehmster Verlegerführung durchwehten 75jährigen Arbeit im selbstlosen und oft so schwierigen Dienst der Oeffentlichkeit. Seine Geschichte ist ein Denkmal von kulturhistorischem Wert, sein Ehrentag ein Ehrentag der deutschen Presse. Mit treuen Wünschen begleiten wir den Jubilar in sein neues Vierteljahrhundert.

Zeitungsverlegerverein Nordwestdeutschland.
Kreisverein des Vereins deutscher Zeitungsverleger
**Fr. Ad. Lattmann,**
1. Vorsitzender.

nover erwächst, stets bewußt gewesen. Trotz fast unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten hat er keine Mittel gescheut, um eine vorbildliche politische Berichterstattung aus dem Auslande aufzubauen. Die früheren Verbindungen hatte der Krieg zerschlagen. Jetzt können unsere Leser wieder Originalberichte ständiger bewährter Vertreter aus Paris, London, dem Haag, Rom und Wien lesen und auch aus den anderen Ländern laufen dauernd Aufsätze befähigter und angesehener Politiker ein. Der „Hannoversche Kurier" marschiert darin mit an der Spitze der gesamten deutschen Presse.


**Mogge & Wallis, Hannover**

**Georgstrasse 7** (Haus Café Bartel) Fernruf Nord 746, 3592, 7165 **Aegidientorplatz 5** (Haus Domino)



**Qualitäts-Büro-Möbel**

**Büro-Maschinen - Bürobedarf - Registraturen - Organisation**

**Papier- und Kunsthandlung.**



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [10] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

1849 Hannover 1924

# Hannoverscher Kurier

## Pariser Zeitungswesen.

Von unserem Pariser Vertreter
**Dr. Friedrich Huth**

Paris, 11. Januar.

Als die chauvinistische Welt im Herbst 1914 aus Paris alles wegschwemmte, was an Deutschland erinnerte, und deshalb die Deutschland, die Berliner- und später die Hamburgerstraße verschwinden mußten, konnte z. B. Hannoverstraße ihren altersechten Namen bewahren. Sie führt ihn in Erinnerung an den Hannoverpavillon, den Richelieu erbaut hatte ein mit kostbaren Gemälden gemaltes Prunkschlößchen, von weiten Gartenanlagen umgeben, in dem der einstige Kanzler Frankreichs sich seinen ausschweifenden Orgien hingeben hatte. Richelieus Lusthaus ist verschwunden, die Geschäftsräume einer Alpakasilberfabrik befinden sich heute an dessen Stelle.

Es ist leicht einzusehen, daß eine größere gegenseitige Beeinflussung zwischen Pariser und hannoverschem Zeitungswesen nicht stattfinden konnte, die Temperamente der beiden Länder und damit die Bedürfnisse der beiden Lesertreise sind zu ungleich. Aber es soll nicht verschwiegen werden, daß der „Hannoversche Kurier" von seiner Gründung an in Paris mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Beweis dessen: die Erwähnung seiner Gründung, die sich jetzt zum 75sten Male jährt, in dem großen französischen Konversationslexikon, dem „Larousse", der auch die politische Tendenz des Blattes von dessen Anfängen ab knapp umreißt; beweist ferner die Darstellung, die der Pariser Professor O. Kesnard, heute der französischen Botschaft zugeteilt, in seiner lesenswerten Geschichte der deutschen Zeitung dem „Hannoverschen Kurier" widmet; und beweisen endlich die zahlreichen Uebersetzungen aus dem „Hannoverschen Kurier", die das Pressebulletin des Pariser Auswärtigen Amtes immer wieder veröffentlicht.

*

Ein einziges Pariser Blatt kann gleich dem „Hannoverschen Kurier" auf eine mehr als 75jährige Lebensdauer zurückblicken, das „Journal des Debats", welches sich im 136. Jahrgange befindet. Alle übrigen Zeitungen entstanden unmittelbar vor oder nach dem Kriege von 1870/71, wenn man auch einem „Figaro" und einer „Ere Nouvelle" schon 1848 begegnet, aber beide haben mit ihren Namensgenossen nichts gemein, waren übrigens außerordentlich kurzlebig. Zum größten Teile in den sogenannten Gründerjahren entstanden, bewahrten die Pariser Zeitungen bis heute den Charakter dieser Zeit. Es sind Spekulationsorgane, ohne politisches Rückgrat, sogar ohne politische Parteizugehörigkeit. Nur wenige Ausnahmen von dieser Regel lassen sich verzeichnen. Zunächst das kommunistische Blatt „Humanité", das sozialistische „Populaire", die royalistische „Action francaise", die radikalsozialistische „Ere Nouvelle", „Homme Libre", „Lanterne", „Quotidien", „Radical" und „Rappel". Aber mit Ausnahme der „Humanité" und der „Action francaise" können alle diese Blätter nicht leben und nicht sterben, ihre Abonnentenzahl schwankt zwischen 3000 und 12 000, und für den Straßenverkauf kommen sie nicht in Betracht. Diesen beherrschen ausschließlich die fünf Zeitungen des sogenannten „Konsortiums": „Petit Parisien", „Journal", „Matin", „Echo de Paris" und „Petit Journal" mit anderthalb Millionen, einer Million, 800 000, 700 000 und 400 000 Lesern. Sie dienen den gröbsten Masseninstinkten. Eine Sensation muß täglich ausgebreitet werden; und wenn sie sich nicht einstellen will, wird sie erfunden. Der „Petit Parisien" ist Eigentum des Senators Paul Dupuy und schneidet mit einem jährlichen Reingewinn von 15 Millionen Franken am besten ab. Das „Journal" gehört dem Rennstallbesitzer Letellier, der sich jährlich mit einem Gewinn von 12 Millionen absindet. Das „Echo de Paris" wirft seinem Besitzer Simond jährlich ein paar Millionen ab, ebenso der „Matin" Herrn Bunau-Varilla. Das „Petit Journal", das seine Leser hauptsächlich in agrarischen Kreisen sucht, verlor in den letzten Jahren, da es bei der Jagd nach Sensationen vielfach in Rückstand geblieben war, Abonnenten, geht aber einer neuen Blüte entgegen, da es der frühere Minister Loucheur erwarb, der auch an dem Mittagsblatte „Paris-Midi" und zahlreichen Provinzblättern im Norden und Osten interessiert ist.

Da die Sensation gewissermaßen Rückenmarksäule der Pariser Blätter ist, die man mit einem veralteten, heute nicht mehr ganz zutreffendem Namen „Boulevardzeitungen" belegt, versteht es sich, daß sie auf politische Färbung und einheitlich alle Tage wiederkehrende äußere Gestaltung verzichten müssen. Die Zeitungen dienen blind ergeben der Masse, die sich ihrerseits von ihnen willfährig beherrschen läßt. Man bemüht sich gar nicht, etwa politisch erzieherisch zu wirken, sondern begnügt sich, mit Schlagworten um sich werfen, die sich mühelos den Gehirnen einprägen. Alle großen Pariser Zeitungen sind „offiziös", weil das bequem ist und feinerlei Konflikte befürchten läßt. Allabendlich begeben sich die politischen Redakteure in das Auswärtige Amt am Quai d'Orsay, um dort das Losungswort entgegenzunehmen, und dieses wird einfach mit mehr oder weniger tönenden Worten breitgetreten.

Ein starres Gerüst in der Aufteilung des Lesestoffes kennen die Pariser Blätter nicht. Die Sensation muß die erste und eventuell die zweite Spalte der ersten Seite ausfüllen, mag dies ein Raubmord, ein Eisenbahnunfall, der Diebstahl einer Perlenkette bei einer Pariser Lebedame, die Ruhrbesetzung, der Tod eines Komikers oder eines fürstlichen Hauptes, ein literarisches Plagiat, ein Riesenbrand, eine Kriegserklärung oder sonst etwas sein. Würdig zur Seite steht diesem Hauptartikel der Pariser

### Die Zeitung.

Aus Weiß und Schwarz ein wunderlich Phantom,
ein Fabelwesen, grauenhaft lebendig,
erhaben, zynisch, buhlerisch, unbändig,
Erdbeben, Morgenröte, Sturm und Strom.

Das lauderwelscht in krausem Idiom,
Das hetzt und schürt, im Wechsel nur beständig,
das wirkt und baut und fördert tauendhändig,
ist Lupanar und Forum, Zelt und Dom.

Du Spiegelbild von unsrer Zeiten Größe,
du Monument von unsrer Sündenblöße,
du, die du aller Zukunft Weg bereitest. —

Chamäleon, Vampyr, Dirne, Priesterin —
ein Dasein ohne dich ist ohne Sinn,
und Mensch ist heute nur, wen du geleitest.

Walter Bloem.

Zeitung das, was sie Feuilleton nennen. Ein Blatt, das auf sich hält, hat deren drei oder vier. Niemals würde man aber darunter eine volkstümliche wissenschaftliche Abhandlung, eine Theater- oder Musikkritik, eine Bücherbesprechung verstehen. Im Feuilleton liest man einen bis zwei Romane und eine bis zwei Erzählungen. Der Roman ist immer aus der Verbrechersphäre geholt. Die Erzählungen unterscheiden sich je nach dem Charakter der Blätter. Das „Journal" bevorzugt, da es beinahe von allen Pariser Frauen gelesen wird, Schlüpfrigkeiten, die anderen kurze spannende Abenteuer.

Auf höherer Stufe stehen in Paris bloß „Temps" und „Journal des Debats". Beide haben die in Deutschland übliche Zeitungsform, sie beginnen mit dem Leitartikel über auswärtige Politik und im „Temps" stets die getreue Wiedergabe offiziöser Anschauungen, während die „Debats" sich größere Urteilsfreiheit bewahrten —, und diesem folgt ein Aufsatz über die innerpolitische Lage. Sodann folgt eine Fülle von Depeschen, die aber meistens ein Abdruck der Meldungen der Agentur „Havas" und „Radio" sind. Der „Temps" veröffentlicht beinahe täglich eine Anzapfung Deutschlands in Briefform; einen Depeschendienst aus Deutschland verjagt er sich, wohl der Kosten wegen, die er sich aber in Wien, Warschau, Riga und anderen unbedeutenderen Orten leistet, weshalb die unterwürdigsten Vermutungen über den Ursprung dieser Telegramme geäußert werden. Das „Journal des Debats" beschäftigt sich eingehendst mit Jugoslawien.

Eine eigene Stellung im Pariser Zeitungsleben nehmen „Figaro" und „Gaulois" ein. Beide wenden sich ausschließlich an den Hochadel und das reiche Bürgertum. Sie bekunden dies schon äußerlich, indem sie nicht aus gewöhnlichem Zeitungspapier, sondern auf glattem, glänzendem erscheinen. Der „Gaulois" ist monarchistisch-klerikal, der „Figaro", der bis zur Ermordung seines Direktors Calmette durch Frau Caillaux so ultra-chauvinistisch war, Bestechungsgelder der österreichisch-ungarischen Regierung zu verschmähen, versucht heute, da er in die Hände des millionenschweren Parfümfabrikanten Coty überging, eine vernünftige wirtschaftspolitische Richtung einzuschlagen. Der Reichtum des neuen Herausgebers gestattet es dem Blatte, sich große literarische, künstlerische und andere Beilagen zu leisten — in dem Pariser journalistischen Hexenkessel von heute vielleicht die erfreulichste Erscheinung.

## Von der britischen Presse.

Von unserem Londoner Vertreter
**Dr. Otto Gaupp.**

**London**, Mitte Januar 1924.

Bis Ende des letzten Jahrhunderts waren die Besitzer und Verleger der großen britischen Blätter durchaus von der Auffassung beherrscht, daß sie zusammen mit den Redaktionen einen großen und für das Leben der Nation überaus wichtigen Beruf bilden, der wie jeder Beruf seine besonderen Pflichten und seine besondere Standesehre habe. Ihre Zeitungen schrieben durchweg für ein gebildetes Publikum, das über die Vorgänge in der inneren und auswärtigen Politik zuverlässige Mitteilungen wünschte, und sie bemühten sich, neben der Erfüllung dieses informatorischen Bedürfnisses, die Ansichten und Strebungen ihres jeweiligen Leserkreises möglichst getreu auszudrücken und zugleich nach bestem Wissen und Gewissen zu leiten und zu bestimmen. Man kann nun sagen, daß die Entwicklung der britischen Presse während des letzten Vierteljahrhunderts vor allem dadurch bestimmt war, daß sich die Auffassung, die Zeitung sei ein Geschäft wie ein anderes, ein Werkzeug zum Geldverdienen mehr und mehr durchgesetzt hat, und zwar seitdem Lord Northcliffe, der damalige Alfred Harmsworth, als erster erkannt hatte, daß es neben dem Publikum, an das sich die Zeitungen bisher gewandt hatten, dank der Einführung der allgemeinen Schulpflicht noch in den 70er Jahren ein enormes weiteres Publikum gebe, das seiner ganzen geistigen Verfassung nach von den Zeitungen nicht so sehr unterrichtet und geleitet, als amüsiert und gekitzelt sein wollte, und das dem der diesen Wunsch erfüllte, Millionen versprach. Mit der Auffassung der Zeitung nicht länger als eines hohen Berufes, sondern als eines Geschäftes, das sich von andern Geschäften nur durch die Natur seiner Ware unterschied, waren zwei weitere Entwicklungen unvermeidlich. Die Vertrustung und Syndikalisierung, die sich infolge der größeren Billigkeit der Fabrikation in großem Stil überall im Geschäftsleben durchsetzte, griff auch auf das Zeitungsgeschäft über und gleichzeitig wurde die Zeitung mit Millionen von Lesern als ein Werkzeug erkannt, nicht nur von Millionen zu verdienen, sondern auch um andere, außerhalb ihrer eigenen Aufgabe liegende egoistische Zwecke von Leuten zu fördern, die schon Millionäre waren und denen ihre anderswo erworbenen Millionen die Gelegenheit gaben, sich der Zeitungen zu bemächtigen. Diese Bemerkungen gelten für die ganze sogenannte „popular Press", die wohl fünf Sechstel der heutigen Zeitungsleser bedient und die so vollkommen vertrustet ist, daß sie heute von einer Handvoll Multimillionären kontrolliert wird und daß das Problem der Grammophonpresse zu einem der wichtigsten des politischen und öffentlichen Lebens Großbritanniens geworden ist.

Als die Zeitungen, welche die Kreise beeinflussen, die politisch zählen, würde ich etwa nennen: die „Times", den „Manchester Guardian", den „Daily Telegraph", die „Morning Post", die „Yorkshire Post", die „Birmingham Daily Post", den „Glasgow Herald", den „Scotsman" in Edinburgh und neuerdings wohl auch die „Westminster Gazette" und den „Daily Herald", welche beide allerdings nicht in die Kategorie der großen Zeitungen mit altetabliertem Ansehen gehören. Der „Daily Herald" ist die einzige Tageszeitung, welche die große Arbeiterpartei mit ihren 4½ Millionen Wählern besitzt und die nicht einmal aus eigener Kraft bestehen kann. Das Blatt hat heute 378 000 regelmäßige Leser, 88 000 mehr als Ende August, was aber beim Fehlen aller wertvollen Anzeigen keineswegs genügt, um das Blatt bezahlt zu machen. Dieses Fehlen einer besonderen Arbeiterpresse ist nebenbei gesagt ein wichtiges Anzeichen dafür, daß die Klassengegensätze in Britannien viel kleiner sind als auf dem Festlande und daß die Volksgemeinschaft dort noch eine sehr starke Wirklichkeit ist. Die genannten politischen Zeitungen gehören meist alten Verlegerfamilien, auch die „Times" ist wieder an die Walterfamilie zurückgekehrt, allerdings unter maßgebender Mitbeteiligung des Lord Astor, und sie setzen die alte Tradition der politischen Journale Britanniens mit verhältnismäßig kleinen Zugeständnissen an den Zeitgeschmack fort. Zu den Blättern, die politisch zählen, gehören außerdem unter den vierzehn Sonntagszeitungen der „Observer", ein Astor-Blatt, aber von Garvin mit großer Selbständigkeit redigiert, und die „Sunday Time", die zu der Berry-Gruppe gehört. Während von den Londoner Tagesblättern täglich ungefähr sechs Millionen Exemplare abgesetzt werden, werden von den Londoner Sonntagsblättern jeden Sonntag elf bis zwölf Millionen verkauft.

Commerz- und Privat-Bank
Aktiengesellschaft
Filiale Hannover
Theaterstraße 11-12
Theaterstraße 11-12
Sorgfältige Erledigung aller Geschäfte des Bankfaches
Reise-Kreditbriefe Akkreditierungen
An- und Verkauf von Wertpapieren
Silberkammer

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [11] - -

Unter den großen Trusts, welche über die populäre Presse verfügen ist bei weitem der größte der Rothermere-Trust, der aus fünf miteinander verflochtenen Gesellschaften mit b. H. besteht, deren ausgegebenes Aktienkapital achtzehn Millionen Pfund Sterling übersteigt. Der Trust d. h. Rothermere, kontrolliert, abgesehen von 75 wöchentlichen und monatlichen Veröffentlichungen sehr minderwertiger Natur drei Morgenblätter in London („Daily Mail", „Daily Mirror" und „Daily Sketch") und vier in der Provinz — darunter am wichtigsten „Daily Dispatch" in Manchester —, ein Abendblatt in London („Evening News") und eines in Manchester und außerdem sieben Sonntagszeitungen darunter „Weekly Dispatch" und „Sunday Pictorial" in London. Dieser Trust ist in erster Linie eine Maschine zum Produzieren von Dividenden Eine der Gesellschaften, die Associated Preß, der „Daily Mail" und „Evening News" gehören, hat während ihres ganzen Bestehens eine Jahresdividende von 40 Prozent gezahlt, und Northcliffe, der bekanntlich seine Laufbahn in Fleetstreet mit nichts anfing, schloß sie mit einer Hinterlassenschaft von rund fünf Millionen Pfund ab. Bei dem Beaverbrook- und Berry-Trust überwiegt das Interesse des großen Unternehmens der in dem Millionenblatt ein Werkzeug sieht, um seine industriellen Interessen zu fördern und für sie Propaganda zu machen. Beaverbrook und Genossen kontrollieren den „Daily Expreß", den „Sunday Expreß" und den „Evening Standard" in London, während die drei Brüder Berry über die „Sunday Times", die „Financial Times" und den „Daily Graphic" in London, den „Western Mail" und „Evening Expreß" in Cardiff und eine Menge unpolitischer periodischer Veröffentlichungen verfügen. Während diese beiden Trusts mehr konservativ orientiert sind, ist das, was man die Lloyd-George-Presse nennt, natürlich liberal; dieser Trust kontrolliert den „Daily Chronicle", die zwei Sonntagsblätter „The Referee" und „Lloyds Weekly" und die „Edinburgh Evening News". Liberal ist auch die sogenannte Kakaopresse, weil in ihr die zwei Quäkerfamilien Cadbury und Rowntree eine große Rolle spielen. Cadbury kontrolliert die „Daily News" und den „Star", während Rowntree und Genossen über eine Reihe wichtiger Blätter im Norden Englands verfügen und auch an der „Nation" und der „Westminster Gazette" interessiert sind, deren Haupteigentümer die Familie des großen Petroleum-Magnaten Lord Cowdray ist. Der Typus des Sonntagsblattes ist die „News of the World", welche Lord Riddell Lloyd Georges einstigem „Preß Manager", gehört. Dieses Blatt wird jedes Wochenende in ungefähr drei Millionen Exemplaren verkauft und füllt, abgesehen von Annoncen, zirka 80 Spalten. Etwas über die Hälfte davon sind reserviert für Berichte und „Geschichten" über und von sexuellen Vergehen, Ehescheidungen, Mordtaten, Selbstmorden und sonstigen Verbrechen, vierzehn Spalten gehören dem Sport, sieben dem Abdruck eines Romans und eines neuen Liedes und in den Rest von achtzehn Spalten müssen sich Politik, Kunst, Theater und Literatur teilen.

Die Ansichten über den politischen Einfluß der „populären" Presse gehen sehr weit auseinander, wobei man wohl sagen kann, daß in England selbst die Neigung vorherrscht, ihn zu unterschätzen und außerhalb Englands die Neigung zur Ueberschätzung. Tatsächlich dürfte ihr Einfluß in ruhigen Zeiten nicht übermäßig groß sein, während er in bewegten Zeiten wo die Macht der Massensuggestion groß ist, anschwillt; nie reicht er aber aus, um große, tiefergehende Bewegungen, wie sie z. B. die Bildung einer großen Arbeiterpartei oder die Abkehr des britischen Volkes von Frankreich sind, zu verhindern oder auch nur längere Zeit aufzuhalten. Der Einfluß ist kein direkter — die Massen lesen die Leitartikel einer „Daily Mail" und Konsorten nicht und die meisten Leser sprechen von der politischen Autorität und der Zuverlässigkeit der Blätter, die sie täglich kaufen, mit viel Wegwerfung: der Einfluß ist ein indirekter: er erfolgt durch Unterdrückung von Nachrichten und vor allem durch den jeweiligen Nachdruck, der den Nachrichten und Tatsachen gegeben wird.

# Die italienische Presse.

Von unserem römischen Vertreter
**Dr. Philipp Hiltebrandt.**

**Rom**, 15. Januar.

Der deutsche Zeitungsleser kann nicht genug gewarnt werden vor kritikloser Uebernahme von durch den Telegraphen übermittelten italienischen Zeitungsstimmen, die für Frankreich ungünstig und für Deutschland günstig klingen. Von der italienischen Presse kann gesagt werden: zwei Seelen ringen in ihrer Brust: die geistig, politischen Anschauungen, in denen der italienische Journalismus erwachsen ist, und die Interessen. die das einzelne Blatt zu vertreten hat, von denen das nationale vielleicht nicht immer das größte ist. Das dritte Italien ist hauptsächlich unter den geistigen Einflüssen Frankreichs und der Ideen der französischen Revolution entstanden. und dieser geistig-politische Einfluß ist bis heute vorherrschend geblieben. Das Bild, das die italienische Presse sich von der Geschichte Europas und von der Geschichte Deutschlands macht, ist französischen Ursprungs. Man spricht viel von dem Einfluß der deutschen Wissenschaft in Italien, aber man vergißt, daß dieser sich lediglich auf unpolitische Zweige, wie die Philosophie, die Philologie, die mittelalterliche Geschichtsschreibung, die Kunstgeschichte, die Chemie und die Medizin erstreckte, und nicht auf die neuere und neueste Geschichte, die allein politischen Einfluß besitzt.

Durch den Weltkrieg sind diese Anschauungen noch verstärkt worden, und es gibt in Italien kein antideutsches Schlagwort, das nicht aus Frankreich stammte, wo man das leider wiederum aus der demokratischen und sozialistischen Presse Deutschlands entnommen hat. Die Tatsache, daß alle gebildeten Italiener französisch lesen können, während das Deutsche infolge der Schwierigkeiten, die seine Erlernung macht und die noch durch die Verdeutschungen, die zu zusammengesetzten Wortungeheuern und in keinem Lexikon zu findenden neuen Wörtern führt, nur von sehr wenigen beherrscht wird, wird dieser geistige Zustand aufrecht erhalten. Selbst Namen, wie der Bismarcks, Ludendorffs und Hindenburgs, werden auch heute noch häufig in der italienischen Presse falsch geschrieben; sie erscheinen als Bismark, Lüdendorf, Hinderburg. Als Ausdruck der öffentlichen Meinung in Deutschland werden beinahe ausschließlich zitiert das „Berliner Tageblatt", die „Vossische Zeitung", der „Vorwärts", die „Rote Fahne" und gelegentlich auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die „Frankfurter Zeitung" und der „Wiesbadener Anzeiger".

Die Haltung der italienischen Presse wird noch dadurch kompliziert, daß beinahe keins ihrer Organe sich aus eigenen Kräften halten kann und daß infolgedessen hinter allen industrielle oder kommerzielle Interessengruppen stehen, die natürlich verlangen, daß die Redakteure ihres Blattes — ihre Interessen vertreten. So kann man es erleben, daß ein und dasselbe Blatt, wenn es aus einer Hand in die andere übergeht, fortwährend die Richtung wechselt, wobei einige Redakteure infolge ihres zu steifen Rückgrats über Bord fliegen.

Der Faszismus hat den demoralisierenden Zustand, der sich aus der Industrialisierung der Presse ergeben hat, zu ändern gesucht. „Für uns," so schrieb einmal das „Impero", „ist der Journalismus nichts anderes als eine Schlacht. Man kämpft für eine Idee das große und mächtige Vaterland, und man nimmt für dieses alles in Kauf: von Gefängnis bis zur Kugel, vom Hunger bis zum Galgen. Dies zeigen unsere vier Jahre Faszismus, dies zeigt unsere leuchtende Armut. Nur wenn man kämpft und seine Person einsetzt, hat man Recht auf den Namen eines Journalisten. Die anderen sind nur Schreibsklaven, die an ein Handwerk gebunden und einem Geschäftsladen unterlan sind." Gewiß ist durch den Faszismus vielfach ein neuer und frischer Zug in den italienischen Journalismus gekommen aber er hat seinen inneren Charakter nicht verändern können. Bis auf Mussolini und einige andere heißt er kaum einen bedeutenderen Journalisten, und er mußte infolge dessen auf Journalisten der verflossenen Aera zurückgreifen. Eine ganze Anzahl von bekannten Journalisten und Zeitungen, die noch bis in den Oktober 1922 hinein gegen den Faszismus geschrieben, haben sich mit dem Winde gedreht und sind in das faszistische Lager übergegangen. Natürlich hat sich diese Gewissenskrise bei ihnen unter dem Einfluß des Niente per Niente (Nichts für umsonst) vollzogen Da die faszistischen Zeitungen sämtlich über einen nur sehr geringen Leserkreis verfügen, sind sie noch mehr als die demokratische Industriepresse auf Unterstützungen angewiesen. Es hat sich somit im Grunde genommen nicht viel verändert. In Neapel sind faszistisch geworden der „Mattino", in Rom die „Tribuna" (die grundsätzlich mit jeder Regierung wechselt), in Florenz die „Nazione", in Bologna der „Resto del Carlino", in Mailand der „Secolo", das alte frankophile Freimaurerblatt, in Turin die „Gazzetta del Popolo". In Rom erscheinen außerdem das „Impero", der offiziöse „Corriere Italiano", der „Nuovo Paese" und die ehemals nationalistische „Idea Nazionale", in Mailand der von Mussolini selbst im November 1914 gegründete „Popolo d'Italia", der jetzt von seinem Bruder Arnaldo geleitet wird. Was ihre außenpolitische Richtung anlangt, so wollen sie nichts anderes als die Interessen Italiens vertreten. Sie sind deshalb gegen die sog. Wiederaufbaupolitik Lloyd Georges und Nittis und damit indirekt gegen Deutschland. Sie treten für die Aufrechterhaltung der Entente der Siegermächte den Besiegten gegenüber ein, und sind damit indirekt für Frankreich das bei seiner Stärke den italienischen Beistand nicht mehr braucht und dem deshalb die italienische Neutralität genügt. Und da Italien die Ruhrlohle nötig hat, treten sie sogar mehr oder weniger offen für die französische Ruhrpolitik ein. Das Schicksal Deutschlands läßt sie natürlich völlig kalt, da dieser „Sentimentalismus" dem faszistischen „Realismus" widersprechen würde. Natürlich werden die Vorgänge in Deutschland vollkommen durch die französische Brille angesehen. so daß man bisweilen den Eindruck hat, ihre Berichterstatter in Deutschland entnähmen ihre Berichte aus der Pariser Boulevardpresse. „Deutschland will nicht zahlen und treibt Harakiri. Es kann aber zahlen und es wird zahlen." Von den nationalen und persönlichen Rechten der Deutschen ist keine Rede mehr. Der Widerstand der Ruhrbewohner ist „böswillige Hartnäckigkeit und verblendete Intransigenz". Während man in Italien Monarchie, Nationalismus und Militarismus bis in den Himmel preist, sind alle diese Dinge in Deutschland etwas absolut verwerfliches. Jeder deutsche Patriot ist und wird ohne Unterschied als „Nationalist", „Militarist" oder gar als „Abenteurer" bezeichnet. Das hindert natürlich nicht, daß sie immer wieder auch gegen Frankreich, das sich frech benimmt, Italien als seinen Vasallen betrachtet und ihm nichts greifbares gewähren will, über die Stränge schlagen. Aber dies ist mehr ihre „occasionelle" Haltung, während die oben geschilderte ihre permanente ist. Wenn der Zorn verraucht ist, ziehen sie wieder den alten Karren und das kochende Wasser sinkt wieder in den Topf zurück. Deshalb unterscheiden sie sich in der Praxis sehr wenig von den ausgesprochen französischen Blättern, dem römischen „Messaggero" und „Giornale d'Italia" und dem antideutschen „Corriere della Sera" in Mailand, mit denen sie aus innerpolitischen Gründen

---

München, 14. Januar 1924.

Ich höre mit lebhaftestem Interesse von dem schönen Fest, das Ihre Zeitung zu begehen im Begriffe ist, und benutze die Gelegenheit, den Führern eines Blattes, dessen gesunder politischer Geist und kulturelle Teilnahme mir bekannt sind, meine besten Glückwünsche auszusprechen.

**Thomas Mann.**


# Rudolph Karstadt A. G.

## das führende Kaufhaus am Platze mit über 30 Spezialabteilungen.

### Eigene Fabrikationshäuser

für Damen-, Herren- und Knaben-Konfektion!
Eigene Spinnereien und Webereien!
Großes Möbelhaus

mit über 150 Musterzimmern von formvollendeter Schönheit und nur erstklassige deutsche Erzeugnisse.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [12] - -

in Konflikt liegen. Ueber den „Messaggero" braucht man weiter keine Worte zu verlieren und das „Giornale d'Italia" mit seiner Mittagsausgabe dem „Piccolo" heißt in Rom der Bugiardone resp. der Bugiarello (der große resp. der kleine Schwindler). Die Hexe, die das „Giornale d'Italia" und der „Corriere della Sera" gegen Deutschland betreiben, ist deshalb so infam, weil sie mit der Miene der Unparteilichkeit, der Objektivität, der Menschlichkeit der Freiheit betrieben wird. Die tausendfach widerlegten Propagandalügen der Pariser Presse werden dem Leser immer von neuem vorgelegt und mit der Miene des Mitleids wird immer wieder bedauert, wie schwer das deutsche Volk sein Streben nach der Weltherrschaft (!) büßen müsse. Da sie diese raffinierten Methoden auf dem Gebiete der inneren Politik gegen die Faszisten zur Anwendung zu bringen versucht haben, haben diese mit aller Schärfe dagegen reagiert. Dem Direktor des „Giornale d'Italia", Bergamini ist eine unfreiwillige Ricinuskur angedroht worden, und der „Corriere"-Direktor Albertini gilt als der „Jesuit in Zivil". Uns ist die offene und ehrliche Feindschaft der faszistischen Blätter hundertmal lieber, als der niederträchtige unter dem Deckmantel von großen Idealen und Gefühlen propagierte Haß dieser leider am meisten gelesenen Industriepresse. Außenpolitisch im völligen Gegensatz zu diesen Zeitungen stehen die giolittianische, von dem bisherigen Berliner Botschafter Frassati geleitete Turiner „Stampa", der der nittianische, hauptsächlich vom bisherigen Kolonialminister Amendola geleitete „Mondo" und der ebenfalls in Rom erscheinende „Popolo" Don Sturzos, der die Richtung des popolaren „Corriere d'Italia" fortsetzt, nachdem dieser in das faszistische Lager übergegangen ist. Für diese Organe gibt es heute in Europa politisch nur noch Weiß oder Schwarz: entweder die Gleichgewichts- und Wiederaufbaupolitik Englands oder die imperialistische Hegemonial- und Zerstörungspolitik Frankreichs. Trotzdem von dieser Tradition und das nationale Interesse gebieten nach ihrer Ansicht zweifellos den Anschluß an die erste Richtung, der auch Amerika, ohne das der europäische Wiederaufbau nicht möglich ist, angehört. Er ist ebenfalls unmöglich, ohne daß der größte Industriestaat Europas, Deutschland, und der größte Agrarstaat, Rußland, wieder als gleichberechtigt in die europäische Völkergemeinschaft aufgenommen werden. Sie sind deshalb gegen den „Neutralismus" der Faszisten, der ganz zugunsten Frankreichs und zuungunsten Italiens, dessen wirtschaftlich-finanzielle und politisch-militärische Großmachtstellung er gefährde, sei, und noch mehr gegen den „Ententismus" der Franzosenblätter, die das Heil für Italien oder vielmehr der von ihnen vertretenen Interessenkreise u. der Entente, d. h. in Frankreich sehen. Die drei genannten Zeitungen fordern deshalb die italienische Intervention in dem europäischen Konflikt, und zwar an der Seite Englands und Amerikas. Dieselbe Ansicht verfechten auch die republikanische „Voce Republicana", die mehrheitssozialistische, übrigens sehr gut redigierte „Justizia" und der unabhängig-sozialistische „Avanti". Für sie ist Frankreich der Hort der Reaktion, des Militarismus und des Imperialismus, das die deutsche Republik und den deutschen Sozialismus mit allen Mitteln vernichten will. Ihre Sympathie für Deutschland gilt aber mehr dem gegenwärtig herrschenden System, als Deutschland selbst, und sie wird deshalb wahrscheinlich erkalten, wenn das System sich ändert. Mit Ausnahme der Turiner „Stampa" verfügt aber die „interventionistische" Presse über einen relativ nur geringen Leserkreis: die Zeitungen die die Regierung hinter sich haben oder am meisten gelesen werden, befinden sich im neutralistischen Lager. Wenn auch Mussolini die Journalisten mit aller Hochachtung behandelt und sie für viel klüger als die Deputierten (und wahrscheinlich auch die Diplomaten) hält, so daß er sogar daran denkt, den Parlamentarismus durch den Journalismus zu ersetzen, so ist doch der Einfluß der Presse nach dem Siege des Faszismus stark zurückgegangen, da sich der faszistische Diktator von der Presse weit weniger imponieren läßt, als die früheren parlamentarischen Regierungen, die vor jedem Winde umfielen.

# Die österreichische Presse.

Von unserem Wiener Vertreter
Dr. Alwis Rießner.

Wien, 15. Januar

Wer etwa bei einer Durchsicht der Wiener Zeitungen auf die politischen, künstlerischen und wirtschaftlichen Anschauungen der Bevölkerung schließen möchte, würde zu schweren Fehlschlüssen kommen. Für die Wiener Presse ist es so überaus bezeichnend, daß hinter den großen Zeitungen keine Parteien stehen, wie andererseits die drei im Parlament vertretenen Parteien in Wien nur durch unbedeutende Zeitungen vertreten sind. „Neue Freie Presse" und „Neues Wiener Tagblatt", sowie im weiteren Abstand „Neues Wiener Journal": die drei — journalistisch genommen — größten Wiener Zeitungen sind die letzten Säulen des alten Liberalismus, der mit dem Durchfall des letzten Abgeordneten der Bürgerlich-Demokratischen Partei, Grafen Czernin, bei den Nationalratswahlen im Herbst 1923 aus der politischen Oeffentlichkeit, soweit sie durch das Bundesparlament und die Länderparlamente vertreten ist, überhaupt und wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen ausgeschieden ist. Trotzdem haben diese drei Zeitungen, von denen das von dem Hamburger Lippwitz gegründete „Neue Wiener Journal" die jüngste ist und nur auf ein Lebensalter von 25 Jahren zurückblickt, die weitaus größte Leserzahl aller Wiener und österreichischer Zeitungen überhaupt. Ja nicht nur das, „Neue Freie Presse" und „Neues Wiener Tagblatt" sind die beiden einzigen Vermittler für die kleineren wirtschaftlichen Bedürfnisse der Bevölkerung in der Form des Anzeigenteiles, der an gewissen Wochentagen und insbesondere an Sonn- und Feiertagen zu einer unheimlichen Dicke von 40—60 großen Zeitungsseiten anschwillt. Wenn diese Zeitungen auch keinen politischen Einfluß haben, obwohl sie jeden Tag ihre Leser im Sinne der bürgerlich-demokratischen Weltanschauung zu beeinflussen suchen, so sind sie eben, doch wenigstens „Neue Freie Presse" und „Neues Wiener Tagblatt" geistigen Menschen unentbehrlich durch die Fülle von Originalnachrichten aus allen Ländern, durch die Häufung von Beiträgen aus allen kulturellen Gebieten und insbesondere durch ihren vorzüglichen wirtschaftlichen informatorischen Nachrichten- und Artikeldienst. Das „Neue Wiener Journal" wieder hat sich durch die besondere Form der leicht plauderhaften Behandlung aller Angelegenheiten des täglichen Lebens und durch das Zusammentragen — wenn auch mit tüchtiger Nachhilfe der Schere — von allen möglichen gleichartig behandelten Nachrichten von Geschehnissen in aller Welt ein großes Stammpublikum in den Kreisen verschafft, die, ohne viel nachdenken zu müssen, täglich gern ein oder zwei Stunden unterhaltend über die Tagesereignisse unterrichtet werden wollen.

Diesen drei Blättern gegenüber fallen die Parteizeitungen in Wien außerordentlich stark ab. In ihnen, handle es sich nun um die christlich-soziale Reichspost oder um die alldeutsch-großdeutsche Deutschösterreichische Tageszeitung oder um die sozialdemokratische Arbeiter-Zeitung, herrscht der Leitartikel und die politische Polemik unbedingt vor, gewiß an allen drei Orten mit großer Schärfe und erheblichem Aufwand an Geist zum Ausdruck gebracht. Der größte Fehler dieser Parteizeitungen nicht nur hier, sondern auch im Deutschen Reich ist aber, daß sie die Rubriken Kunst und Wissenschaft, Volkswirtschaft, ja sogar daß sie den lokalen Teil vernachlässigen, weil eben zu Chefredakteuren stets ausgesprochene Parteimänner gewählt werden, die wohl immer gute Politiker sein mögen, aber meistens schlechte Journalisten sind und nicht verstehen, daß eine Zeitung, die große Auflagen erreichen will, nicht nur dem Mann, sondern auch der Frau und den heranwachsenden Kindern Lesestoff bieten muß. Infolgedessen kommen sie über bescheidene Auflagen nicht hinaus.

Neben den beiden großen Blättern und dem „Neuen Wiener Journal", sowie neben den Parteizeitungen gibt es in Wien noch eine Reihe anderer kleinerer Blätter, denen aber Bedeutung nach jeder Richtung hin fehlt. Sie sind entweder gealterte Größen von einstmals, die noch immer treuen Lesern Opfern aus nicht immer durchsichtigen Gründen gehalten werden oder gerade nur ihr Leben fristen. Oder sie sind Neugründungen emporgekommener Reicher, wie etwa „Der Tag" des Unionbank-Präsidenten und angeblich reichsten Menschen Oesterreichs, Siegmund Boiel, oder wie „Die Stunde", der neben der genial aufgemachten volkswirtschaftlichen Wochenschrift „Die Börse" des aus Budapest eingewanderten Journalisten Emerich Beksitz zugestandenermaßen der Depositenbank-Präsident Castiglione die nötigen Geldmittel an die Hand gegeben hat.

In den österreichischen Ländern herrscht im Gegensatz zu Wien die Parteipresse oder wenigstens die von Parteien beeinflußte Presse vor. Zu den bedeutenderen Erscheinungen gehören etwa in Graz das „Grazer Tagblatt", in Linz die „Linzer Tagespost", in Salzburg das „Salzburger Volksblatt", in Innsbruck die „Innsbrucker Nachrichten", in Klagenfurt die „Freien Stimmen" — um nur die hauptsächlichsten, längst nicht alle zu nennen. Freilich reichen selbst die besten unter diesen Blättern nicht an das heran, was man im Deutschen Reich gute Provinzpresse nennt. Aber ihr Jahrzehnte altes Bestehen und ihre Eigenart beginnt gerade durch den selbst in dem kleinen Oesterreich vorhandenen Partikularismus der Länder, bewiesen doch auch ihre Notwendigkeit, und daß sie den Bedürfnissen ihrer ländlichen Leser entsprechen. Ihnen vor allem verdankt insbesondere die Christlichsoziale Partei ihren breiten Untergrund in Oesterreich, wie nicht minder die Sozialdemokratische Partei die Geschlossenheit ihrer Anhänger. Die Großdeutsche Volkspartei, die wie in Wien so auch in der Provinz einer größeren Opferwilligkeit reicher Parteimitglieder entbehrt, verfügt dabei — was sogar ja auch in der Mandatszahl zum Ausdruck kommt — über die kümmerlichsten Presseorgane. Die Kommunistische Partei hat eine einzige Zeitung in Wien, die „Rote Fahne". Die Nationalsozialistische Partei, die nur im Wiener Landtag, nicht aber im Nationalrat vertreten ist, hat eine Zeitung mit dem Titel „Arbeiterpresse", auch nur ein ausgesprochenes Parteiblatt, aber keine Zeitung. Die monarchistische Partei lebt in ein paar Wochenblättern. Die Zionistische Partei unterhält in Wien die „Wiener Morgenzeitung". Die Tschechen und die magyarischen Emigranten drucken in Wien ein paar Zeitungen in ihrer Sprache. Auch ein russisches Blatt gibt es.

Eine Eigenart des Zeitungslebens in Wien ist der Vertrieb. Abonnements werden wohl in der Minderheit abgeschlossen. Das Tabakmonopol unterhält in Wien wie in ganz Oesterreich zahlreiche Verkaufsstellen (sog. Tabak-Trafiken), in Wien in allen Hauptstraßen. Dort kaufen die Zeitungsleser jeden Tag ihre Zeitungen nach ihrer Wahl. Einen eigenen Zustelldienst der Zeitungen gibt es nicht mehr, seitdem die Löhne der Austrägerinnen zu hoch geworden sind, als daß sie von den Abonnenten noch hätten getragen werden können. Die Abonnementspreise und Einzelverkaufspreise haben bei den großen Zeitungen die Vorkriegshöhe noch nicht wieder erreicht.

Wenn man die Zeitungen nennt, muß man auch ihrer geistigen Kräfte gedenken. „Neue Freie Presse" und „Neues

---

Rheinbreitbach, 1. Januar 1924.

Schmerz und stumme Sehnsucht sind Geschwister,
Die, wenn edlen Bluts, zur Kraft sich ballen.
Simson trug das Brandmal der Philister
Und brach dennoch ihre Tempelhallen.
Deutschland, auferstehn wirst du auf Erden,
Wenn die Schmerzen stumm zu Taten werden.

**Rudolf Herzog.**


Für das Haus Für die Straße Für den Abend Für die Reise
bietet das Kaufhaus

**Sternheim & Emanuel**

**Hannover, Gr. Packhofstr. (Ecke Osterstr.)**

in seinen großangelegten Abteilungen
die reichhaltigste Auswahl sämtlicher Artikel von der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung.

Stets das Neueste in Damenkonfektion, Putz, Damenwäsche, Herrenwäsche, Herren- u. Knabenkleidung

Elegante Maßanfertigung von **Damen- und Herrenkleidung** unter fachmännischer Leitung erster Zuschneider und Direktricen.

Stets das Neueste in Kleiderstoffen, Seidenstoffen, Gardinen, Teppichen, Möbelstoffen

Unsere Spezial-Abteilung für
Brautausstattungen und Hotelbedarfswäsche
empfehlen wir besonders und machen auf unsere bekannt guten Qualitäten in Steinhuder und Bielefelder Erzeugnissen aufmerksam. - - - - Anfertigung in kürzester Frist.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [13] - -

Wiener Tagblatt" setzen ihren Ehrgeiz darein, das österreichische Schrifttum möglichst vollständig zu versammeln, sei es in einem festen Angestelltenverhältnis oder in der Form freier Mitarbeit. Die wirtschaftliche Lage der Journalisten, die in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch sehr traurig war, hat sich infolge einer straffen gewerkschaftlichen Organisation, welche die Journalisten ohne Unterschied der Parteirichtung, des Glaubensbekenntnisses und der Rasse umfaßt, wesentlich gebessert und Vor-

---

Es ist ein selten gehörter Satz, desto wahrer ist er, daß der Schriftsteller der Leiter seines Volkes ist. Kultur, Religion, Wissenschaft, Kunst, Politik, Wirtschaft — alles, was uns wertvoll oder wertlos macht, entsteht, wird verbreitet und dadurch allgemeines Gut durch den Schriftsteller. Eine Zeitung ist eine Vereinigung von Schriftstellern; an einem 75 Jahre bestehenden Blatte haben direkt oder indirekt alle Schriftstellergenerationen dieser Zeit, aller Zeiten vorher mitgearbeitet. Wir wissen ja oft und oft gar nicht, wie eine gedruckte Zeile in der Masse wirkt, wie sie alle die beeinflußt, die meinen, einem andern hörig zu sein. Die Worte von Kants: „kategorischem Imperativ", Goethes: „Wirb und Werde", Schillers: „Die Bühne der moralischen Anstalt", Nietzsches: „Wille zur Macht" (lauter Schriftsteller!) — das sind die Lenker unseres Wollens, direkt und indirekt, in denen, die in diesen Gedankenbahnen ihr Leben führen. Der Gedenktag des 75jährigen Bestehens des „Hannoverschen Kuriers" gibt Anlaß, sich an solches zu erinnern, diese 75 Jahrgänge als Niederschlag unseres Volkstums zu betrachten, unseres Erreichens und Nichterreichens. Kritik ist gut und nötig, ebenso aber auch das Immer-wieder-Erkennen, das doch viel da sein muß, wenn man viel kritisiert, daß man ja nur das Wertvolle kritisiert, um es noch wertvoller zu machen. In diesem Sinne darf der „Hannoversche Kurier" den Stolz tragen, daß er mitgewirkt hat, besser als andere, das Reich zu schaffen und zu erhalten, klar und zielbewußt stets der Idee dadurch gedient zu haben, daß er sie mit der zeitlichen Möglichkeit stets in Beziehung setzte, sie nie vergaß, aber auch die Erde nie vergaß, auf der wir leben. Das zu vermögen, zu tun, ist höchstes Menschenwerk! Wir alle sollten in diesem Sinne täglich einen 20. Januar 1924 zu feiern suchen.

**Walter von Molo.**

---

kriegshähe längst erreicht. Diese Organisation hat es außerdem verstanden, ein eigenes Journalistengesetz durchzubringen, welches eigentlich nur ein mit Gesetzeskraft ausgestatteter Kollektivvertrag, mit für reichsdeutsche Begriffe außerordentlich weitgehenden Rechten der Journalisten und Einschränkungen der Verfügungsrechte des Verlegers über seine Zeitungen ist.

Im großen und ganzen ist die „Wiener Schule" in den Hauptzeitungen, so wie früher auch, heute noch vorbildlicher Journalismus durch die gefällige, fast heitere und lebensfrohe Darstellung, die sich wesentlich von dem Ernst und der Wortkargheit der Mehrzahl der großen reichsdeutschen Zeitungen unterscheidet, und sie ist somit ein treues Spiegelbild des leichtherzigen, gemütvollen Charakters der Bevölkerung einer Stadt, die einen Schubert und einen Strauß hervorgebracht hat, in der Beethoven sein großes Leben wirkte, wo Makart seine herrlichen Schöpfungen schuf und Raimund, Nestroy und Grillparzer ihre unvergänglichen Dichtungen schrieben.

# Die holländische Presse.

Von unserem holländischen Berichterstatter
**G. von der Decken.**

Den Haag, Ende Dezember 1923.

Man hat gesagt, daß die Bedeutung der holländischen Zeitungen erst während des Weltkrieges erkannt worden sei. Das ist — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — nicht ganz unrichtig. Zweifellos ist, daß die holländische Presse während des Krieges und in den ersten Jahren des „Krieges im Friedenszustand" nach demselben eine sehr große Rolle gespielt hat, solange die Mächte, die mit einander Krieg geführt hatten, noch eine mehr oder weniger offizielle Zensur aufrecht erhielten und den Berichterstattern anderer Länder allerhand Schwierigkeiten bereiteten. Die geographische Lage sprach dabei natürlich sehr mit. Heute kann die Presse des kleinen Landes selbstverständlich nicht mit dem Nachrichtenwesen der großen Reiche konkurrieren, die Mittel reichen dafür nicht aus, besonders da Holland wie auch Deutschland und andere Länder unter einer übergroßen Anzahl politischer Zeitungen leidet und es so dem einzelnen Blatt unmöglich gemacht wird, einen sehr kostspieligen telegraphischen oder telephonischen Dienst in allen bedeutenden europäischen oder gar außereuropäischen Ländern zu unterhalten. Immerhin sollte man die Bedeutung der großen holländischen Zeitungen auch in dieser Hinsicht, das heißt mit Bezug auf den Nachrichtendienst, nicht unterschätzen. Der drahtliche Dienst der meisten holländischen Zeitungen durch eigene Korrespondenten beschränkt sich allerdings in der Hauptsache auf Deutschland, England, Frankreich und Belgien, aber die meisten der großen Tagesblätter haben außerdem sogenannte Reisekorrespondenten, die immer dorthin geschickt werden, wo gerade irgend etwas besonderes „los" ist, oder wo etwas Interessantes im Entstehen begriffen ist, ein System, das natürlich seine augenscheinlichen Nachteile neben einigen Vorteilen hat. Außerdem haben einige der holländischen Zeitungen besondere Arrangements mit großen französischen oder englischen Organen der öffentlichen Meinung, die ihnen die Originalmeldungen ihrer eigenen Berichterstatter in allen Teilen der Welt telephonisch übermitteln, so daß, um ein Beispiel anzuführen, der in Amsterdam erscheinende „Telegraaf" in der Lage ist, einen großen Teil der Nachrichten der „Times" gleichzeitig mit dem Londoner Blatt zu veröffentlichen.

Die Tendenz der meisten großen holländischen Blätter ist jetzt nach dem Kriege zweifellos, den drahtlichen Dienst aus denjenigen Ländern auszubauen, an welchem Holland das größte Interesse hat. Das sind natürlich in erster Linie die Nachbaren, Deutschland und Belgien. Die beiden großen Amsterdamer Blätter, der bereits genannte „Telegraaf" und das uns Deutschen gegenüber gerechtere „Algemeen Handelsblad", der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und der katholische „Maasbode" in Rotterdam haben außer in Berlin in verschiedenen bedeutenden deutschen Städten besondere Berichterstatter, die täglich lange und sehr ausführliche telephonische Berichte schicken, während sie alle in Belgien auch mehrere Korrespondenten unterhalten. Die telephonischen Berichte aus Frankreich und England sind weniger ausführlich, zeichnen sich aber doch immer durch eine sehr lobenswerte Gründlichkeit aus, die nur bei den meisten der genannten Zeitungen durch eine unbegreifliche Bewunderung für alles, was französisch heißt, getrübt wird.

Die Hauptbedeutung der holländischen Presse muß jedoch in einer Richtung gesucht werden. Der Teil des holländischen Publikums, welcher die großen Tageszeitungen hält — denn neben diesen gibt es eine Unzahl kleinerer Lokal- und Parteiblätter, die nur für einen beschränkten Leserkreis bestimmt sind —, legt keinen so großen Wert auf die kurzen drahtlicher Berichte, und noch weniger Geschmack hat er für die sensationellen Aufmachungen wie sie nach amerikanischem Vorbild jetzt in der englischen und französischen Presse vorherrschen, sondern man will hier in erster Linie ergehende Beschreibungen und gründliche Erörterungen, wie sie nur in Briefen, und zwar in sehr langen Briefen möglich sind. Die großen holländischen Blätter haben deshalb im Ausland einen ganzen Stab ausgezeichneter Journalisten, deren Aufgabe es ist, über alles was in den Ländern vorgeht, die sie vertreten, brieflich so ausführlich wie möglich zu be-

---

Die Bedeutung der Presse ist im Weltkrieg erschütternd klar geworden. Welche Macht ist in die Hände der Tagesblätter gelegt! Sie können ganze Nationen aufwühlen und in Haß hetzen, in Krieg, in Zerstörung. Sie haben die Möglichkeit, Scharen von Dämonen auszuschütten über die Menschheit. Und wiederum: sie können der Wahrheit, dem Guten, dem Edlen dienen und gleichsam Engeln zum Wort verhelfen. Wie wichtig daher, daß gewissenhafte, durchgebildete, sittlich hochstehende Menschen diesen zugleich gefährlichen und heilsamen Apparat leiten!

Ich grüße den „Hannoverschen Kurier", den ich manches Jahr gelesen habe, und beglückwünsche ihn zu der 75jährigen Arbeit, die er im deutschen Vaterlande geleistet hat. Möge ihm beschieden sein, aufbauend und ermutigend noch lange mitzuwirken in dieser Zeit, die eine starke Zusammenfassung aller Kräfte braucht im Sinne eines beseelten Reiches und des großdeutschen Gedankens!

**Friedrich Lienhard.**

---

richten. Diese Briefe werden hier trotz ihrer für den Geschmack anderer Länder übergroßen Länge mit unglaublicher Aufmerksamkeit gelesen. Ja, es gibt viele Abonnenten, welche diese Briefe ausschließlich lesen, während sie die Telegramme, „aus denen man sich doch sein Urteil bilden kann," nur überfliegen. „Mehr verdienen diese nicht!" Es ist dies vielleicht, wie man behauptet hat, eine halbbewußte Tradition eines alten Handelsvolkes, für welches es von größter Wichtigkeit ist, über die Verhältnisse in den Ländern, mit denen es geschäftlich zu tun hat, sehr gründlich und zuverlässig unterrichtet zu sein.

In dieser Beziehung enthalten die holländischen Zeitungen eine größere Fülle wichtigen Materials als die Presse der meisten europäischen Länder, England nicht ausgeschlossen. Diese Briefe stammen nicht nur aus den oben genannten wichtigen Ländern, über die auch drahtlich berichtet wird, sondern aus fast allen zivilisierten Ländern der Welt. In erster Linie kommen auch da die europäischen Großmächte, aber neben den Briefen aus Berlin, London, Paris und Brüssel finden wir solche aus allen Ländern des südlichen und östlichen Europa, aus dem Norden, aus den Vereinigten Staaten von Amerika und selbst aus China und Japan. Es ist durchaus nichts seltenes, daß eine einzige Nummer eines großen holländischen Blattes ein halbes Dutzend solcher Briefe enthält, welche zusammen zwei Seiten des großen Formats füllen, in welchem die hiesigen Zeitungen noch immer erscheinen. Aus den wichtigsten Hauptstädten Europas schreiben die Korrespondenten der größten holländischen Blätter mindestens einmal täglich, aber sehr häufig enthalten sowohl die Morgenblätter wie die Abendausgaben je einen ausführlichen Brief aus derselben Stadt; insbesondere gilt das von Berlin und London.


Johann Weishäupl
Wurst-, Aufschnittwaren- und Fleischkonservenfabrik
Hannover
Filialen in allen Stadtteilen

J. C. Kraul Sohn A.-G.
Gegründet 1750 Fernsprecher Nord 625
Aeltestes und größtes Weinhaus
Hannover
Dammstraße 5, am Markte Dammstraße 5, am Markte

Hermann Wröndel
Bankgeschäft
Neuerwall 95 Hamburg 36 Neuerwall 95
Bankgeschäfte aller Art
Effekten — Devisen.
Drahtanschrift: Wroendelbank.
Fernsprecher: Elbe 1756, 1757, 1758.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [14] - -

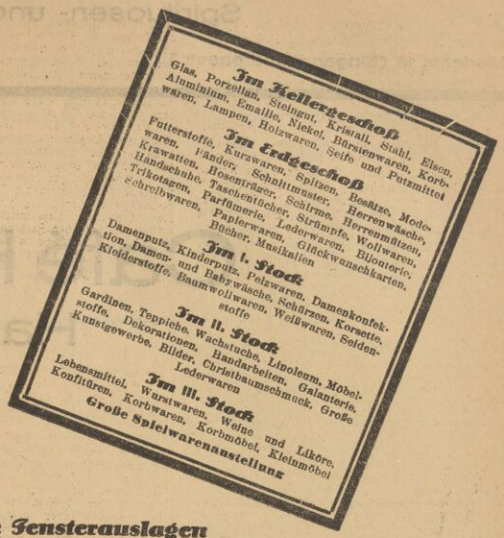
# Die Leistungsfähigkeit

**meines Hauses liegt begründet**

1. in der Güte der Waren
2. in der Vielseitigkeit der Auswahl
3. in der Größe des Umsatzes
4. in den Vorteilen des Masseneinkaufs

und deshalb:

**in der Billigkeit aller Preise!**




**Beachten Sie daher stets meine Fensterauslagen in der Packhof- und Heiligerstraße**

# Bormann

**Hannover**
**Gr. Packhofstraße**

---

# Raumschmuck

Garnen · Teppiche · Möbelstoffe
Vorlagen · Läuferstoffe
Tisch- und Divandecken

**Werner & Detmann**
Schillerstr. 33 Fernspr. Nord 532

---

**Gebrüder Deutrich, Aktiengesellschaft**
**Möbelfabriken** **Minden i. W.**

Langjährige Spezialität:
Hochherrschaftliche polierte Schlafzimmer

verbürgen Qualitätsarbeit — DEAG — verbürgen künstlerische Eigenart

**Ehrlich Aktiengesellschaft**
**Minden i. W.**
Spezialität: Harmoniums mit größter Tonfülle und wechselreicher Klangwirkung

---

# NORDISCHE MESSE IN KIEL

23.-26. MÄRZ — 21.-24. SEPTEMBER

**AUSKUNFT UND ANMELDUNG**

durch die Handelskammern im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen u. durch die Spediteure Brasch & Rothenstein, Hannover, u. „Midgard" Land- und Uebersee-Transport, A.-G., Hannover, sowie durch das

**MESSAMT KIEL**

---

# Sprengel



Schokolade ★
Pralinen

B·SPRENGEL & CO·HANNOVER ✧ GEGR·1851

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [15] - -

Weinkellereien
F. Schormann & Co., Hannover
Spirituosen- und Likör-Grosshandlung
Artilleriestr. 18 (Eingang Andreaestr.) Fernruf West 5299.

Café Kröpcke
Hannover
Inh. E. Pfefferle & F. Schmülling.

Möbel
Qualitätsarbeit
vornehmer Art
niedrige Preise
Rud. Wilhelm
Hannover, Marktstr. 60
an der Marktkirche.

DARMSTÄDTER UND NATIONALBANK
KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN
über 300 Niederlassungen und Depositenkassen
Filiale Hannover
Prinzenstr. 9, Aegidientorplatz 3.
Depositenkassen:
Lister Platz 1, Linden, Deisterstr. 6.
Wir eroffnen:
Rentenmark-Konten
und verzinsen Guthaben mit 6 Proz. jährlich bei täglicher Kündigung, 8 Proz jährlich bei monatlicher Kündigung.




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [16] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.




# HANDEL UND WIRTSCHAFT

BEILAGE ZUM HANNOVERSCHEN KURIER

## Die Wirtschaft um die Jahreswende.

Von

**Erich Tgahrt,**
Präsident der Handelskammer zu Hannover.

Die Bilanz des Jahres 1923 ist nicht erfreulich. Die Beschäftigung von Industrie und Handel, die noch im Jahre 1922 infolge der Scheinblüte der Konjunktur der Markentwertung gut war, wurde jäh vermindert durch den Ruhreinbruch. Dieser Gewaltakt hat sich dank der Brutalität der Einbruchsmächte und unserer eigenen Unfähigkeit, die Dinge zu meistern oder auch nur meistern zu wollen, zu einer wirklichen Katastrophe entwickelt, die den sichtbarsten Ausdruck in dem Zusammenbruch unserer Währung und der Reichsfinanzen fand. Die ungeheuerliche Schnelligkeit, mit der sich die Markentwertung in den Monaten Juli bis November abspielte, hat allen Wirtschaftskreisen, einschließlich der Banken, ausserordentliche Verluste zugefügt, und der Inflationsgewinnler aus dieser Zeit dürfte zu den Seltenheiten zählen. Diese überstürzte Entwicklung hat auch den Ausbruch der schwersten Wirtschaftskrisis herbeigeführt, die seit Menschengedenken über Deutschland hereingebrochen ist und deren Höhepunkt wir hoffentlich inzwischen erreicht haben.

Es ist überflüssig, hier die Folgen dieses Zusammenbruchs und dieser Krise im einzelnen darzulegen. Sie werden uns täglich auf Schritt und Tritt fühlbar, und wenig Menschen gibt es heute in Deutschland, denen nicht das tägliche und dabei in Millionen Fällen knappe und trockene Brot noch durch schwerste Sorgen verbittert würde.

Der Beginn der Währungsreform durch die Einführung der Rentenmark und die in deren Gefolge erreichte Stabilisierung der Papiermark hat zwar zunächst die Beschäftigungslosigkeit in Industrie und Handel vermehrt, aber doch zugleich die Grundlage für den erhofften und sicher kommenden Aufstieg gegeben. Schon allein die Herstellung des seelischen Gleichgewichts in vielen Millionen deutscher Volksgenossen, die Ausschaltung der Inflationsgewinne und Verluste, die Möglichkeit, wieder zu geordneten Kalkulationsmethoden zurückzukehren, die Beseitigung des Leerlaufs der Wirtschaft, der überraschend schnelle und gründliche Preisabbau, alles dies und noch andere Tatsachen haben derart beruhigend auf das ganze Volk und vor allem auch auf die Wirtschaftskräfte gewirkt, dass die Bedeutung dieser Tatsache gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Die Unmöglichkeit, aus dem Druck immer neuer Papiermarkmengen Reichs- und Staatsfinanzen länger zu befriedigen, hat ausser zur Rentenmark zu der seit langem notwendigen Umstellung der Steuern auf Goldgrundlage geführt und die nicht minder notwendige Erkenntnis geweckt, dass die Ausgaben von Reich, Ländern und Gemeinden vermindert werden müssen. Hoffnungsvolle Anfänge sind in letzterer Hinsicht gemacht, wenn sie auch nicht ohne schwere Not für viele, die davon betroffen werden, durchführbar sind. Der Finanzbedarf des Reiches, der Länder und Gemeinden muss und wird sich (wenn man Reparationszahlungen zunächst ausser acht lassen kann, was ja z. Zt. der Fall ist) bei sparsamster Wirtschaft befriedigen lassen, selbst bei schlechter Wirtschaftslage, und die Tatsache, dass jeder Dekadenausweis über die Einnahmen und Ausgaben des Reichs seit Mitte November eine ständige Besserung gegenüber den vorhergehenden ausweist, darf als ein hoffnungsvolles Zeichen angesehen werden.

Leider hat die Zerrissenheit unserer inneren Politik immer noch einen viel zu grossen Einfluss und eine verheerende Wirkung für unsere Wirtschaft, wie sie ja auch die Hauptschuld daran trägt, dass die notwendigen Reformen nicht früher durchgeführt wurden. Aber man darf doch mit Genugtuung feststellen, dass der Kommunismus als geistige Bewegung wohl als erledigt angesehen werden kann, und dass es nur noch die materielle Not ist, die ihm immer wieder Mitläufer und einen scheinbar grösseren Anhang sichert als früher. Auch die Erkenntnis, dass der Sozialismus nicht das Heil der Menschheit bedeutet, bricht sich selbst in Deutschland Bahn, auch in Arbeiterkreisen, die mehr und mehr einsehen, dass sie sich durch die Beschränkung der Erzeugung infolge des Achtstundentages selbst am meisten geschadet haben. Der wirtschaftsfeindliche Separatismus im Rheinland ist überwunden und Handel und Wandel im Ruhrgebiet kommen allmählich in Gang.

So schliesst das alte Jahr zwar traurig, aber nicht hoffnungslos. Und wenn wir auf dem beschrittenen Wege fortfahren, die Reformen mit eiserner Folgerichtigkeit und Strenge durchführen, Hand in Hand mit dem Abbau des Beamtenapparates den weiteren Abbau der öffentlichen Aufgaben und Ausgaben vornehmen und die letzten Reste der Zwangswirtschaft allmählich beseitigen, wenn das Arbeitszeitgesetz in produktionsfördernder Weise ausgelegt und gehandhabt wird, der Parteihader in den Hintergrund tritt und damit eine gewisse Stetigkeit in unsere innere und äussere Politik hineinkommt, so dürfen wir hoffen, dass wir über die Krisis hinwegkommen, ohne in den Abgrund zu stürzen.

---

*Aus Anlass des 75jährigen Bestehens Ihrer Zeitung, die ich seit 42 Jahren regelmässig lese, sende ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche!*

*Ihr viertes Vierteljahrhundert beginnen Sie im Zeichen eines unerhörten Tiefstandes unserer Wirtschaft. Die Presse hat nie eine wichtigere und bessere Aufgabe gehabt, als die, welche ihr augenblicklich obliegt.*

*Gelingt es nicht, das Verantwortlichkeitsbewusstsein, die Opferwilligkeit und den Sinn für Einigkeit besonders in den führenden Schichten des deutschen Volkes zu heben und stärker auszubreiten, dann werden wir nicht wieder hochkommen.*

*Arbeiten Sie deshalb mit allen Kräften mit Ihrer öffentlichen Stimme für die Erreichung dieses Zieles!*

**Beindorff.**
*Kgl. Pr. Kommerzienrat.*

---

Um die Wirtschaft möglichst bald wieder in Gang zu bringen, ist aber vor allem eins erforderlich: Billiger und ausreichender Kredit. Von dieser Kreditbeschaffung wird im neuen Jahr zum grossen Teil die Beschäftigungslage der Industrie und das Wohl und Wehe von vielen Millionen Menschen, die Wirksamkeit und die Fortsetzung des Preisabbaus und die Produktionssteigerung, auch der sogenannten Schlüsselindustrien, abhängig sein. Hoffentlich gelingt es den Bemühungen des Reichsbankpräsidenten Schacht, durch die geplante Goldnote den ausländischen Warenkredit wieder zu beleben. Daneben bleibt die wichtigste Sorge, die Eröffnung des langfristigen Goldkredits. Bei alle dem muss auf sorgsamste Behütung der Markstabilisierung und völlige Unantastbarkeit der Rentenmark geachtet werden.

Die Förderung der Ausfuhr muss auch durch eine aktive auswärtige Politik und durch vernünftige Gestaltung der Gütertarife ebenso sehr unterstützt werden, wie auch die Herabsetzung der Gütertarife die unbedingte Voraussetzung für einen weiteren Preisabbau und die Hebung des inneren Marktes ist. Es genügt, diese Aufgaben (zu denen man, um eine der wichtigsten noch zu nennen, die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion hinzufügen muss) hier anzudeuten, um die wichtigsten wirtschaftlichen Erfordernisse der Gegenwart zu kennzeichnen. Die Hauptsache ist: das Ziel ist erkannt und die Wege sind beschritten! Schreiten wir auf diesen Wegen fort, in einheitlichem Wollen, im Glauben an uns selbst und unsere Zukunft, mit Zähigkeit und Opfermut! Dann wird das Jahr 1924 Besseres bringen, als viele noch heute zu hoffen wagen.

## Die Zukunft der Ruhrindustrie.

Von

**Dr. Dechamps.**

Die Aufgabe der deutschen Industrie, vornehmlich der Ruhrindustrie, bestand zur Vorkriegszeit darin, dass sie Brot und Arbeit für denjenigen Teil der Bevölkerung schaffen musste, für den der deutsche Boden Brot und Arbeit nicht bieten konnte. Ob die deutsche Industrie diese Aufgabe auch weiterhin erfüllen kann, das ist die Frage, von der die Existenz jener zwanzig Millionen Deutschen abhängt, welche nach Clémenceaus Ansicht zu viel vorhanden sind. Der Fortbestand der Ruhrindustrie ist aber nicht nur die Sorge einer Handvoll Industrieller, nicht nur eine Sorge der halben Million Arbeiter und der Hunderttausende von Angestellten, die für sich und ihre Familien in der Industrie ihr Brot finden, sondern eine Sorge der ganzen Nation.

Diese Industrie befindet sich zurzeit in einer Krise, die alle früheren Krisen an Heftigkeit übertrifft. Diese Krisis unterscheidet sich von allen früheren Wirtschaftskrisen dadurch, dass sie nicht aus inneren wirtschaftlichen Gründen entspringt, sondern in äusseren Umständen begründet ist. Die Abstellung dieser äusseren Ursachen — der Friedensvertrag von Versailles mit seinen unerfüllbaren Reparationsverpflichtungen und die wider Völkerrecht und unter Ausserachtlassung der elementarsten Rechtsempfindungen durchgeführte „Pfandnahme" an der Ruhr ist der Wirtschaft nicht möglich; sie liegt andern Instanzen ob. Um so mehr ist es Sache der Wirtschaft, die innern Gründe zu beseitigen, welche die Krise verschärft und die Aussichten auf Ueberwindung der Krise verringert haben. Der Grad der Wirtschaftlichkeit unserer Unternehmungen ist gegenüber der Vorkriegszeit stark herabgemindert. Die Zeiten der Inflationswirtschaft haben verhängnisvoll gewirkt. Die Aufstellung wirklich zutreffender Selbstkosten wurde unmöglich, seitdem die Mark ihren Charakter als Wertmesser verlor. Nicht überall wurde das bekannt; man rechnete mit Mark, glaubte Gewinne zu erzielen, vergass der alten Sparsamkeit und kam gar nicht zum Bewusstsein, dass die vielen unproduktiven Arbeiten, mit denen man belastet wurde, eine ungemeine Verteuerung der Erzeugung mit sich bringen musste. Die Abwälzung der Steuereinhebung vom Staat auf den Arbeitgeber liess die Lohnbureaus zu grossen Organisationen auswachsen. Die staatliche Bewirtschaftung der Kohle und des Eisens erforderte in wachsendem Masse Statistiken, Berichte und Verhandlungen. Nie fanden so viele Sitzungen statt, Kommissionsberatungen, Lohnverhandlungen, Verhandlungen mit dem Betriebsrat und so weiter. Dass alle diese Tätigkeit unproduktiv war, eine Belastung der Selbstkosten bedeutete, die besten Köpfe von der Produktion abzog, das beachtete man zunächst nicht.

Der Höllensturz der Mark in der zweiten Jahreshälfte 1923 öffnete selbst den Markfanatikern die Augen. Die Regierung selbst verlangt zum neuen Jahre Uebergang zur Goldmarkbilanz. Der „dies irae" der Inflationswirtschaft ist angebrochen; der Nebel der Nullen schwindet und mit Schreck erkennt die Industrie, wie Recht die Unken gekrächzt haben, die seit Jahren dieses Ende vorausgesagt haben. Statt der vermeintlichen Gewinne erhebliche Substanzverluste, bestenfalls Erhaltung der Substanz! Die neu gegründeten Unternehmungen fallen zu der Bedeutungslosigkeit zusammen, die ihnen dem innern Werte nach zukommt. Kapitalzusammenlegungen grössten Stiles sind allenthalben unvermeidlich.

Dass unter diesen Umständen die Reduzierung der Selbstkosten zur Lebensfrage für die Industrie wird, bedarf keiner näheren Ausführung. Vermeidung allen Leerlaufs, höchste Intensität der Wirtschaft, das ist die Forderung des Tages. Eine Reformation an Haupt und Gliedern ist unvermeidlich. Unsere arm gewordene Industrie kann sich den Luxus üppiger Verwaltungen nicht mehr gestatten. An allen Enden wird man sparen müssen, an sachlichen und persönlichen Ausgaben. Auch manches wird dabei verkümmern müssen, was mit Stolz und Freude an sozialen Einrichtungen geschaffen worden war. Der Personalabbau wird sicherlich manche Härte mit sich bringen; wie beim Beamtenabbau wird man aber das Ganze über den Teil setzen müssen.

Direction der Disconto-Gesellschaft
FILIALE HANNOVER
Hannover, Rathenauplatz 3
Stammsitz Berlin * Gegründet 1851
Uebernahme aller bankmässigen Geschäfte — — Stahlkammer

Hans Opitz & Co., Hannover
Grosshandlung für das Druckgewerbe
Maschinenbau und Reparaturwerkstatt.

F. G. RÜHMKORFF & CO., G. m. b. H., HANNOVER-HERRENHAUSEN
Fernruf Nord 103. Metallwarenfabrik - Apparatebauanstalt Bestehen über 75 Jahre.
Kupfer- und Aluminiumschmiede, Metallgiesserei, Dreherei, Schlosserei.

Abteilung I:
Apparatebau; einzelne Apparate und ganze Anlagen in Kupfer, Aluminium, Nickel und Eisen für die Chemische Industrie, Nahrungs- und Genussmittel-Industrie, Brauerei und Brennerei, Färberei und chemische Wäscherei.

Abteilung II:
Metallguss in allen Legierungen roh u. fertig bearbeitet nach eigenen und fremden Modellen. Spezialität: Aluminiumguss.
Armaturen und Ausrüstungen für den Lokomotiv- und Waggonbau (Beschlagteile, nahtlose Kupferringe in jeder Form und Grösse).

Abteilung III:
Rohrleitungsbau, einzelne Feder-, Knie- und Wellrohre, ganze Leitungen, fertig montiert, in Kupfer, Aluminium und Eisen.
Verzinnerei. Verbleierei.
Autogen-Schweisserei.

Instandsetzungen und Aenderungen an Apparaten, Armaturen und Rohren prompt und preiswert.
Lager in Kupfer-, Messing- u. Aluminium-Blechen, Röhren, Stangen. Schlaglot, Lötzinn, Lagermetall.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [17] - -

Dass auch der Achtstundentag bei dieser Entwicklung fallen musste, wurde selbst von den Führern der Arbeiterschaft nicht verkannt. Die Art, wie man ihn abschaffte war das Traurigste vom Traurigen. Hier kann man wahrlich von einer „verpassten Gelegenheit" sprechen. Die freiwillige Aufgabe des Achtstundentages als Opfer für das Ganze in feierlicher Form und mit grosser Geste, das wäre eine Gelegenheit gewesen auf das Ausland zu wirken. Lange hatte man nach dem Kriege im Ausland festgehalten an dem Vertrauen zur Arbeitstüchtigkeit des deutschen Volkes. „Ihr Deutsche werdet zuerst wieder hochkommen", das wurde uns in jener Zeit im Auslande immer wieder gesagt. Dann begann der Zweifel zu nagen. Kapp-Putsch, Minister-Krisen und die leichtfertig vom Zaun gebrochenen Streiks unterhöhlten das Vertrauen. Mit der Ermordung Rathenaus brach dasselbe vollkommen zusammen. Die schlimmen Folgen sahen wir; wir bemühten uns, den schlechten Eindruck zu verwischen; aber nichts ist schwerer, als ein einmal getauschtes Vertrauen wieder zu erwerben. Jetzt wäre die Gelegenheit da gewesen. Nie wäre es mehr in der Hand der Arbeiterführer gewesen, eine grosse Tat für Deutschland und die deutsche Republik zu tun wie bei der Aufhebung des passiven Widerstandes durch die Parole „Aufgabe des Achtstundentages." Die Gelegenheit ward verpasst. Man suchte nach Formeln, die das Ausland nicht verstehn. Man ritt Pirouetten, und das Resultat ist die Aufgabe des Achtstundentages ohne jeden Erfolg nach aussen hin unter übelsten Streitigkeiten im Innern.

Immerhin, der Achtstundentag als starres Gesetz ist gefallen. Ein schweres Hemmnis für die Gesundung ist beseitigt.

Eine weitere Hemmung bedarf noch der Beseitigung. **Eine Wirtschaft, welche das Höchste leisten soll, muss beweglich sein.** Eine Maschinerie wie die staatliche Kohlen- und Eisenwirtschaft wird aber immer schwerfällig bleiben. Die aberwitzige Idee verflossener Reichswirtschaftsministerien, man könne die Preise nicht durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern durch ein vielköpfiges Kohlenparlament festsetzen lassen, ist heute gottlob als Blödheit anzusehen. Noch kann man sich aber nicht entschliessen, die ganze sogenannte Bewirtschaftung abzubauen. Beim Kohlenkommissar sollte man mit dem Abbau beginnen. Die „Aussenhandelsstellen" kann man getrost folgen lassen. Eine freie Wirtschaft ist für die schweren kommenden Jahre das einzige, was Erfolg verheisst.

Im Zusammenhange damit ein Wort über **die Syndikate der Schwerindustrie.** Unter den Verhältnissen der Kriegs- und Nachkriegszeit waren diese Verbände, insbesondere das Kohlensyndikat, zu ungeahnter Macht gelangt. Früher freiwillige Zusammenschlüsse, die auf höchste Wirkung abgestellt waren; nunmehr „verankert" im Kohlenwirtschaftsgesetz, Zwangseinrichtungen mit behördenartigem Aufbau und bureaukratischer Schwerfälligkeit. Früher Organisationen der Industriellen für deren Interessen; nunmehr vielfach selbständige Organisationen, die sich neben den Industriellen, manchmal geradezu gegen sie betätigten und nach Art der Kriegsgesellschaften um ihrer selbst willen fortzubestehen gewillt waren. Gegen die Verbände hatte sich im Laufe dieser Jahre allerhand Unmut angesammelt. Ihr Machtzuwachs drohte ihnen so zum Verderben auszuschlagen. Bis zum November des vergangenen Jahres war man sich in den Kreisen der Industrie nahezu einig, dass eine grosse Götterdämmerung für die Syndikate kommen werde. Die Kartellverordnung der Regierung gab willkommenen Anlass, fast alle Verbände zu kündigen. Eine Weile sahen es, als ob der Kampf aller gegen alle unvermeidlich sei. Dann kam das Micum-Abkommen mit seinen schweren Lasten. Das hat, wenn man so sagen kann, das Syndikat gerettet. Freilich hat sich das Syndikat Einschränkungen gefallen lassen müssen; das Geschäft nach Holland und Uebersee ist freigegeben; das Syndikat hat auch sein liebstes Kind, seine eigenen Kohlenhandelsgesellschaften, fallen lassen müssen. Auch dürfte die Lehre aus den Verhandlungen im Ohre der Syndikatsleitung — und wohl auch aller andern Verbände — fortklingen, dass die Syndikatsorganisation keine Sache um ihrer selbst willen ist, dass es wieder gilt, sich zu regen und alles Beamtenmässige, Schematische abzustreifen.

Inzwischen ist auch der Roheisenverband wieder gefestigt. Die Rohenproduktionsverbände scheinen als Rumpfsyndikate zusammenzubleiben. Die Verbände der Eisenindustrie sind nach Ausscheiden des **Wolff-Konzerns** auch neu begründet. So wären die Syndikatsfragen für das Revier ziemlich bereinigt, und einer flotten Aufnahme des Geschäfts stände nichts im Wege, wenn die drei grossen „Wenn" nicht wären, die mit dem Micum-Vertrage und der Ruhrbesetzung zusammenhängen.

Da ist zunächst die **Kreditfrage.** Auch im unbesetzten Gebiet spielt diese Frage eine grosse Rolle. Die Banken sind durch die Inflationswirtschaft erschöpft, ihre Depositen gleich Null. Dagegen Zinssätze, welche in Vorkriegszeiten den Staatsanwalt auf den Plan gerufen haben würden. Im Ruhrrevier liegt es aber noch schlimmer. Die Werke sind nicht wie die des besetzten Gebietes ganz oder teilweise in Betrieb geblieben, liegen vielmehr seit Monaten still; die letzten Reserven sind in den bösen Wochen nach dem Aufgeben des passiven Widerstandes draufgegangen. Die Ingangsetzung erfordert grosse Kapitalien, und bis zum Eingang der Gelder für die ersten wieder hergestellten Erzeugnisse währt es noch lange.

Nun würde die Ruhrindustrie auf Grund ihres Anschens und ihrer Beziehungen im Auslande Kredit bekommen haben, hatte auch wohl allerhand Zusagen bekommen, wenn nicht das Micum-Abkommen dazwischen gekommen wäre. Der ausländische Finanzmann ist ein nüchterner Rechner und hat zur Einsicht der Franzosen sehr geringe Zuversicht. Er sagt sich, dass durch das Abkommen eine kleine Gruppe von Industrieunternehmungen, die selbst für das gesamte Deutschland untragbare Reparationslast auf sich genommen habe; der direkte Zugriff Frankreichs auf das Privateigentum — bisher nur unter Bruch des Rechts durch brutale Gewalt möglich —, jetzt sei der Rechtsgrund dafür gegeben; einem Manne, sei er noch so tüchtig, der für Unerfüllbares Bürge werde, könne man nicht Kredit geben. So ist der Auslandskredit abgesperrt oder doch nur in geringstem Umfange möglich. Der Kapitalmarkt ist gänzlich unzugänglich. Nur durch eine grosszügige Kreditoperation der Reichs- oder Rentenbank könnte Hilfe geschaffen werden. Nicht mit Unrecht wendet aber die Rentenbank ein, dass sie solange der Ruhrindustrie keine Kredite gewähren kann, als das Gesetz über die Fundierung der Rentenmark im besetzten Gebiet nicht durchgeführt wird. Der Franzose benutzt diese Situation geschickt, um für die von ihm gewünschte Rheinische Goldnotenbank die Wege zu ebnen. Rheinische Kreise haben ihn dabei wohl ohne böse Absicht, aber doch zum Schaden der Sache — soweit gewährt, dass um diese besondere rheinische Währung heute nicht mehr herumzukommen sein wird; es gilt, den Schaden so gering als möglich zu halten.

Die zweite entscheidende Frage ist die **Transportfrage.** Ohne gesicherte Zufuhr der Rohmaterialien und gesicherte Abfuhr der Erzeugnisse kann kein Betrieb an die Aufnahme einer grösseren Erzeugung herangehen. Die Regiebahnen bieten diese Sicherheit nicht. Gewiss ist der Betrieb dieser Bahnen etwas besser geworden. Aber noch immer treten Stockungen ein. Die Rangierbahnhöfe sind verstopft, der Umlauf der Wagen beträgt ein Vielfaches gegen früher. Eine Vielheit von Stellen dirigiert gegeneinander und durcheinander. Der komplizierte Apparat dieses verzweigtesten Bahnnetzes der Erde ist in Unordnung gebracht. Nur durch Rückgabe in die Hand der Sachkenner und Ausschaltung allen fremden Einflusses lässt er sich wieder einrichten; auch wenn diese Voraussetzungen gegeben wären — vorläufig kann der Franzose sich noch nicht entschliessen —, werden Monate ins Land gehen, bis Alles klappt.

Das dritte Moment ist die in den Micum-Verträgen enthaltene **Kontingentierung.** Ueber den Stand von 1922 darf niemand hinaus. Der Stand von 1922 wird dabei aber nicht als Ganzes genommen, sondern nach besetztem Gebiet, unbesetztem Gebiet und Ausland gedrittelt. Der Ausgleich zwischen den einzelnen Märkten wird dadurch ausgeschlossen. Dazu kommt dann die schwere Drohung der Erhöhung der Zollsätze, sobald 50 Prozent der Erzeugung von 1922 erreicht werden. Das Bestreben, die Industrie nicht hoch kommen zu lassen, tritt hier klar in die Erscheinung.

Zu alledem kommt dann die unentgeltliche Lieferung von **Reparationskohle** hinzu. Dass diese Last nur für eine kurze Uebergangszeit auf den kleinen Kreis der besetzten Zechen abgelöst werden darf, dass aber sobald als möglich die Gesamtheit diese Last übernehmen muss, bedarf wohl auch nicht näherer Darlegung. Nur daran sei erinnert, dass nicht **die** Industrie wie man das jüngsthin vielfach las, diese Last trägt sondern ein durch den Zufall bestimmter **kleiner Kreis von Zechen.** Und dieser kleine Kreis kann die Last nicht auf die ihm zum Verkauf bleibende Erzeugung abwälzen, weil diese Erzeugung verkauft werden muss im Wettbewerb mit der nicht besetzten kohlenerzeugenden Industrie. Hier bald einzugreifen, ist trotz der Notwendigkeit der Finanzreform eine gebieterische Forderung der Gerechtigkeit.

Es sind keine günstigen Aussichten für die Zukunft, die sich dem sorgenden Blick eröffnen. Dennoch wäre es verfehlt, zu verzagen. Die Ruhrindustrie ist an sich so gesund und wirtschaftlich stark, dass sie auch über diese Krisis hinwegkommen wird, wenn dieselbe nicht zu lange andauert. Eine Verständigung mit Frankreich wird aber die Voraussetzung für die Beendigung der Krise sein. Jeder Vorschlag, der zu einer Verständigung nützlich sein könnte, wird daher gerade bei der Industrie dankbar aufgenommen werden. Ebenso wie es ein Märchen ist, dass die französische Schwerindustrie hinter dem Ruhreinbruch stehe und dass die Gewaltmassnahmen an der Ruhr als Druck einer Handvoll von Industriemagnaten ansuchen sei, die den deutschen Industrieführern ihren Willen aufzwingen wollten, ebenso ist es ein Märchen, dass die Führer der Ruhrindustrie Gegner einer Verständigung mit Frankreich seien. Aber die Industriellen auf beiden Seiten sind Geschäftsleute und sehen als solche, dass bei allen bisherigen Vorschlägen der Politiker, Diplomaten und Halbdiplomaten nichts Brauchbares herauskommt. Dass **Ruhrgebiet und Lothringen aufeinander angewiesen sind,** weiss man an der Ruhr **ganz genau.** Der natürliche Austausch zwischen diesen Gebieten muss wiederhergestellt werden. Das wird aber nur möglich sein, wenn man den beiderseitigen Industrien freie Bahn gibt, um von Mann zu Mann zu verhandeln. Eine Verkopplung dieser Verhandlungen mit der Lösung des **Gesamtproblems der Reparationen** bringt in dieses komplizierte Problem nur neue Verwirrung und verwickelt eine befriedigend lösbare Frage mit einem an sich unlösbarem Problem. —

Zum Schluss ein paar Worte zu den Rechbergschen Plänen. Die französische Industrie hat diese Pläne schon bei ihrem früheren Auftreten abgelehnt; sie lehnt sie auch heute ab. In einem Augenblick, wo bei uns die Goldmark-Bilanzierung den Beweis für die Scheinhilfe der letzten Jahre erbringt, wo Zusammenbrüche an allen Enden bevorstehen, wo man wieder zurückkehren wird, von den wirtschaftlich nicht begründeten Aktiengesellschaften zu privaten Unternehmungen, da bietet Rechberg in Paris eine Beteiligung an dieser Industrie an. Was würde der Franzose sagen, wenn nach Jahresfrist statt der erhofften Dividende die Verlustbilanz kommt? Wenn etwa gar Zuzahlungen verlangt werden? Ganz abgesehen von der technischen Undurchführbarkeit der Rechbergschen Ideen wird man schon deshalb abraten müssen, weil die Enttäuschung der Franzosen so gross sein würde, dass neue Verwicklungen unvermeidlich sein würden.

Industrie treiben wird in den nächsten Jahren in Deutschland kein Vergnügen sein; zum Erraffen von Schätzen wird keine Gelegenheit sein. Leiter und Angestellte, Arbeiter und Aktionäre werden das bald spüren. Schwere Zeiten stehen bevor; nur die äusserste Anspannung und das freieste Spiel der Kräfte wird es ermöglichen, über diese schweren Zeiten hinwegzukommen und dadurch einer grossen Zahl deutscher Volksgenossen die **Arbeitsstätte** und damit das **Vaterland** zu erhalten.

---

*Hannover, 1. Januar 1924.*

*Wenn die Presse und so auch Ihre geschätzte Zeitung ihre Aufgabe voll erfüllen will, so muss sie meiner Ansicht nach vor allem darauf hinwirken, dass jedem Deutschen, welch' Stammes er auch sei, Tag für Tag vor Augen geführt wird, dass die schwere Not der Zeit das gesamte Deutschtum zu einer engen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet hat, in der es nur das eine Ziel geben kann, die Fesseln des Versailler Vertrages dereinst zu zerreissen. Dauernde Unfreiheit ist dem Deutschen so wesensfremd, dass er dabei in seiner innersten Natur verkümmern und verderben muss.*

**W. de Naën.**

*Mit Stolz und Genugtuung kann der „Hannoversche Kurier" heute am Tage seines 75jährigen Bestehens auf seinen Gründungstag zurückblicken. Er war uns ein wertvoller Berater in guter Zeit, eine Stütze und geistiger Erbauer in Tagen der Not.*

*Möge er auch in Zukunft benachrichtigend, fördernd und aufklärend auf allen Gebieten wirken.*

**Willy Fischbein.**

---

# Wirtschaftliche Berichterstattung.

Von

**Paul Stotten.**

Alfred Lichtwark schrieb gelegentlich, die Unterdrückung sämtlicher Zeitungen wäre der grösste Segen für die Menschen, was man, selbst in dieser Barke sitzend, gewiss nicht unterschreiben darf. Den Handels- und Wirtschaftsteil wird er als Kunstfreund nicht gelesen und also nicht gemeint haben. Reine Politik ist Sache der Ansichten, Leidenschaften, Parteien. Wirtschaftspolitik hat im allgemeinen regelmässige Vorgänge, feste Begriffe, genaue Zahlen als Boden unter den Füssen.

Trotzdem sind „Politik" und „Handel" durch unzählige Fäden verknüpft. Die Geldaufblähung hat das zeitweise verdunkelt. In der ungeheuren Brandung, die von der Notenpresse aufgewühlt wurde, versanken all die kleinen Wellenberge und -täler, auf die man eingespannt achtete. Mit fortschreitender Währungsruhe wird die Börse wieder werden, was sie war: der überaus empfindliche, jede feinste Einwirkung stark vergrössert anzeigende Druckmesser der politischen und wirtschaftlichen Vorgänge; und der eilige Leser wird wieder in zwanzig Zeilen des Berliner oder Frankfurter Börsenberichts — vielleicht auch einmal des Hannoverschen — den Kern der Tagesereignisse vorfinden.

Der Leserkreis des Handelsteils hat in den Nachkriegsjahren gewaltig zugenommen. Die Börse hat sich, wie jeder echte Berufskreis, ihre eigene Fachsprache geschaffen. Sachlichkeit mit Gemeinverständlichkeit, der Höflichkeit des schreibenden Menschen, zu vereinen, ist nicht immer leicht. Um wie viel schwerer aber ist es, die unendlich verschiedenen Ansprüche an die Vollständigkeit zu befriedigen. Ist eine Nummer des Handelsteils fertiggestellt, so steht man selbst verwundert, was da alles auf engem Raum, in kleinem Druck, mündlich, schriftlich, drahtlich und gefunkt, aus In- und Ausland, in wenigen Stunden zusammengekommen ist. Wieviel hat noch mit hineingewollt, wie die Menge in ein ausverkauftes Theater, und hat draussen bleiben müssen.

Das bisher Erwähnte ist mehr äusserlich. Die Menge der Nachrichten über Handel und Wirtschaft ist nur genossbar, wenn sie übersichtlich gegliedert ist, wenn aber auch das geistige Band dazu nicht fehlt. Sich eine eigene Meinung zu bilden, ist in den letzten fünf Jahren überaus schwer gewesen. Die Mark war kein Massstab mehr, jedes danach gezeichnete Bild verzerrt. Die gesetzliche Veröffentlichungspflicht, in Prospekten, Registereintragungen, Geschäftsberichten und Bilanzen, verfehlte gänzlich ihren Zweck. Allenfalls konnte man vergleichen, mit wie verschiedenartigem Vielfachen die einzelnen Posten der Vermögensübersichten sich von Jahr zu Jahr veränderten; und sich darüber streiten, ob der Kurswert einer Aktie wohl dem „wirklichen" entspreche oder nicht. Die auf 1 ℳ abgeschriebenen Werte glichen dem verschleierten Bild von Sais, die Rentabilität einem Märchen aus der Kinderzeit.

In alles das ist mit der Befestigung der Mark ein befreiender Windstoss gefahren, der die Nebel zerstreut. Mit dem Worte „Goldbilanz" erwachsen der wirtschaftlichen Berichterstattung unermessliche neue und schwere Aufgaben. Auch für sie handelt es sich um einen völligen Wiederaufbau. Ueber wieviele Generalversammlungen voll erregter Auseinandersetzungen wird zu berichten sein! Wieviele Meinungen und Aussprüche, jeder an sich berechtigt, werden einander bekämpfen! Welchen Belastungsproben wird das „Gerechtigkeitsgefühl" ausgesetzt sein! Hier hilft nur eines, die Erkenntnis, dass das Wohl der Allgemeinheit dem des Einzelnen voranzustellen ist.

Vom Wohl der Allgemeinheit ist das des einzelnen unbedingt abhängig. Kein Einzelner konnte wirtschaftlich genesen, solange die Allgemeinheit totkrank war. Deshalb bleibt das Reparationstrauerspiel — zu dem Arnold Rechberg die Hanswurstiade besorgt hat — dauernd zu beachten; keinen Versuch zur „Lösung" gibt es, der nicht die Wirtschaft bis ins Mark treffen müsste. Deshalb haben wir seit Jahren eine Neuordnung der Währung befürwortet, wie sie endlich vollzogen wurde, und den Irrglauben bekämpft, als könne eine gesunde Währung die Folge von „mehr Arbeit" sein; sie ist die Voraussetzung dafür. Jetzt freilich ist die vernünftige Ordnung des weiten Gebiets der „Arbeit" die Hauptaufgabe der Wirtschaftspolitik. Um das Möglichste leisten zu können, muss die Wirtschaft frei sein. Kritik an den Regierungsmassnahmen, die sich auf sie beziehen, ist unerlässlich. Die Kritik soll unvoreingenommen sein, aber auch nicht leise treten. Ist aber eine Entscheidung endgültig gefallen, so ist es meist empfehlenswert, daraus das Bestmögliche zu machen — es sei denn, dass geradezu ein hanebüchener Blödsinn verbrochen worden wäre.

Vom Allgemeinen schweift der Blick über die Zusammenschlüsse und Gruppen der verschiedensten Art, die „vertikalen" und „horizontalen", über die Gesellschaften aller Gattungen, bis schliesslich zu den Einzelnen, die doch wieder als lebendige Menschen mit ihren Freuden und Leiden, Gewinnen und Verlusten, berechtigten und unberechtigten Wünschen und Anforderungen das erst mit Fleisch und Blut erfüllen, was man „die deutsche Wirtschaft" nennt. Ihnen allen möchte man Genüge tun, und muss sich doch an das halten, was an Malthus gerühmt wurde: „nicht mit dem Herzen denken!" Die Verführung, davon abzuweichen, liegt nahe; ein Beispiel dafür war die Aufwertungsfrage. Gewiss soll auch das „Herz" bei keiner wirtschaftlichen Ueberlegung ausgeschaltet sein. Aber der „Kopf" darf die Führung nicht verlieren. Sonst wird aus der Wohltat für wenige Nachteil für viele. Dass Kopf und Herz zusammen einen gangbaren Weg finden, ist die Aufgabe der Stunde, für Arbeitgeber, für Arbeitnehmer, und für den, der ihnen zu raten versucht.

Das Ganze ist die Summe seiner Teile. Das wird zuweilen von denen vergessen, die den Handelsteil ihrer Zeitung recht vollständig sehen möchten. Er soll alles enthalten — über die andern; wie Wilde sagt: „Pflicht ist, was man von andern erwartet; nicht das, was man selbst tut." Wenn niemand über sich selbst Auskunft geben will, erfährt keiner etwas. Jeder, der erbetene Auskunft gibt, oder noch besser sich von allein äussert, trägt zur Reichhaltigkeit des Inhalts bei. Der Ehrgeiz des Handelsjournalisten ist es, etwas ähnliches wie ein Amt oder Beichtvater zu sein; und den „Informationen" nicht nachlaufen zu brauchen, sondern sie ins Haus zu bekommen. Das Ideal wird selten erreicht. Um so häufiger ist die Antwort: „J. An der Nachricht ist nichts wahr; 2. bitte bringen Sie ja nichts darüber!" Für eine solche Auskunft braucht man den Fernsprecher nicht zu benutzen. Viel einfacher ist es dann, die Nachricht mit allem Vorbehalt ohne Anfrage zu veröffentlichen — dann erscheint die gewünschte Auskunft meist mit äusserster Beschleunigung. Das Vertrauen zur Handelspresse könnte ruhig grösser sein. Wir wissen meist weit mehr, als wir sagen.

Höher als alles steht das geistige Ziel, gerade in der Welt der greifbaren Tatsachen, der Wahrheit zu heimischen Bereichs. Höher als alles steht das geistige Ziel, gerade in der Welt der greifbaren Tatsachen, der Wahrheit zu dienen, dazu die Wahrheit zu sagen, so gut man sie versteht, und also dem Spruch zu folgen, den Schopenhauer der Stadt Frankfurt zu Goethes 100. Geburtstag ins Stammbuch schrieb: „Qui non libere veritatem pronunciat proditor veritatis est!"


Geschäftsbücher
Lose-Blätter-Bücher
Kartonagen
J·C·KÖNIG & EBHARDT
GESCHÄFTSBÜCHERFABRIK / BUCH- UND STEINDRUCKEREI
HANNOVER
Aktien
Schecks
Kataloge
Preislisten



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [19] - -

# Natürlicher und widernatürlicher Zins.

Von

**Alfred Lansburgh.**

Im Herbst des vorigen Jahres haben die Kreditnehmer in Deutschland, die gewerbsmässigen wie die gelegentlichen, für das beanspruchte Kapital Leihsätze zahlen müssen, wie sie in ähnlich phantastischer Höhe noch niemals gefordert, geschweige bewilligt worden sind. Bis zu 25 Prozent für den einzelnen Tag stieg der Zins an, was einem Jahreszins von mehr als 12 000 Prozent entsprach und seltsam mit allen Vorstellungen kontrastierte, die man bis dahin vom „gerechten Zins" gehabt hatte. Selbst die Banken berechneten damals allen denen, die durch falsche Disposition oder infolge verspäteter Gutschrift bankmässig erfolgter Zahlungseingänge auf ein paar Tage ins Debet geraten waren, eine Leihgebühr, die das Schuldkapital binnen wenigen Tagen verdoppelte. Inzwischen sind die Zinssätze allerdings von dieser Gaurisankar-Höhe auf beschleunigte Ausmasse zurückgesunken. Aber auch der Satz von ¾ bis ½ Prozent für Tagesgeld, der heute für gewöhnliche Darlehen ohne sogen. Aufwertungsklausel berechnet wird und einem Jahreszins von 90 bis 180 Prozent entspricht, liegt noch weit, weit jenseits jenes Grenzstrichs, den der juristische und der verkehrsmässige Begriff vom „Wucher" zwischen dem berechtigten und dem unberechtigten Zinse gezogen hat.

Man hat lange nach einer Erklärung für diese absonderlichen Ausschläge der Zinskurve gesucht und sie schliesslich im Wesen des Zinses selbst gefunden. Der Zins setzt sich ja genau wie die ihm nahe verwandte Miete und Pacht aus mehreren grundverschiedenen Elementen zusammen, und zwar aus dem Entgelt für die leihweise Ueberlassung von Kapital, dem sogen. „reinen Zinse", und der Gefahrenprämie, die für das mit der Kapitalhingabe verbundene Risiko bewilligt werden muss. Von diesen beiden Elementen ist das eine, der reine Zins, seiner Natur nach begrenzt; der Nutzen, den der Darlehnsnehmer bei der gewerblichen Verwendung des Leihkapitals normalerweise zu erarbeiten vermag, bildet das Maximum, über das der reine Zins nicht steigen kann. Dagegen ist das Element der Risikoprämie schlechthin unbegrenzt; je grösser die Verlustgefahr, die der Gläubiger auf sich nimmt, um so höher der Aufschlag, mit dem er diese Gefahr zu kompensieren sucht. Und so hat man denn schliesslich die Leihsätze, die im vorigen Herbst gefordert und bewilligt wurden, trotz ihrer exorbitanten, jeder Erfahrung spottenden Höhe als das erkannt, was sie waren: als das natürliche Produkt eines übernatürlich gesteigerten Risikos. Die in der Zeit des beschleunigten Geldverfalls an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit, dass der Gläubiger sein in der Geldform hergegebenes Kapital zwar zum ursprünglichen Nennwert, aber zu einem erheblich verminderten Effektivwert zurückerhalten würde, rechtfertigte jeden noch so hohen Gefahrenaufschlag auf den eigentlichen Zins.

Diese Erklärung genügt aber noch nicht, um die gegenwärtigen Verhältnisse am Kapitalmarkt vollkommen verständlich zu machen. Der Satz von ¾ bis ½ Prozent je Tag, der für gewöhnliche, vorbehaltlos gewährte Darlehen berechnet wird, bedarf zwar keiner besonderen Erläuterung; er enthält die Risikoprämie für die wenn auch verringerte, so doch noch immer nicht ganz ausgeschaltete Möglichkeit eines neuen Abgleitens der Markwerte. Aber auch für solche Kredite, bei denen jede Verlustgefahr durch besondere Abmachung — Aufwertungsklausel — ausgeschaltet ist, werden heute Zinssätze berechnet, die weit über das aus der Vorkriegszeit bekannte Normalmass hinausgehen. Die Banken fordern für absolut wertbeständige, vollgedeckte Kredite ein Entgelt, das sich auf etwa 18 bis 25 Prozent Jahreszins beläuft. Da von einem Risiko hier keine Rede sein kann, ist dieses Entgelt als „reiner Zins" aufzufassen, und es fragt sich, ob es sich dabei um die Ausnutzung einer Monopolstellung am Geldmarkt und somit um Zinswucher handelt, oder ob sich auch hier wieder eine natürliche Erklärung findet, die den ausserordentlich hohen Zins verständlich macht und rechtfertigt.

Die Volkswirtschaftslehre bezeichnet die Zinshöhe als das Resultat, das sich aus dem Aufeinandertreffen des konkurrierenden Kapitalangebots mit der konkurrierenden Kapitalnachfrage ergibt. Das ist nicht ganz genau, denn die Nachfrage nach Kapital ist sozusagen unendlich. Nicht die Nachfrage überhaupt, sondern nur diejenige Nachfrage wirkt zinsbestimmend, die organisiert auftritt oder mit dem Attribut einer besonderen Vertrauenswürdigkeit ausgestattet ist. So wird nach marktmässiger Uebereinkunft nur einer beschränkten Nachfrage ein Einfluss auf den Zins eingeräumt. Diese Beschränkung hat nun zwei bemerkenswerte Folgen. Einmal macht sie aus der gewohnheitsmässigen Inanspruchnahme von Kredit ein Privileg bestimmter Schichten, denen sie eine grosse und oft missbrauchte Macht über die von der Nutzung fremden Kapitals ausgeschlossenen Schichten verleiht. Die Kapitalfülle, die sich in einer Hand konzentriert, bedeutet eine gewaltige Ueberlegenheit im ökonomischen Wettbewerb. Hier hat man wohl den eigentlichen Ursprung des so oft verkannten „kanonischen Zinsverbots" zu suchen. Die Kirche, die es so häufig liebt, Gebote und Verbote, denen ein tiefer sozialer oder ethischer Kern innewohnt, mit einem populären Motiv zu umkleiden, hat das Zinsnehmen für unsittlich erklärt mit der Begründung: „Geld kann niemals Geld gebären". Damit hat man für eine Massnahme, die tatsächlich einer weisen volkswirtschaftlich-sittlichen Ueberlegung entsprang, ein Schlagwort für den Massenverstand geprägt. In Wirklichkeit kam es der Kirche wohl darauf an, nicht zu viel finanzielle Macht in die wenigen Hände gelangen zu lassen, denen „der Markt" es grundsätzlich erlaubt, mit fremdem Kapital wie mit eigenem zu wirtschaften, und so legte sie durch das Verbot des Zinsnehmens den Motor lahm, der nach ihrer Ansicht zu einer sozial unerwünschten Kapitalkumulation geführt hätte.

Die zweite Folge der Beschränkung des Kreditnehmens auf bestimmte Schichten war, dass diese ohnehin privilegierten Schichten das entliehene Kapital obendrein zu ganz erheblich günstigeren Bedingungen erhielten, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie mit der breiten Allgemeinheit um das Kapital hätten konkurrieren müssen. Die Verengung des Kreises der Kreditanwärter hatte notwendig ein starkes Sinken des Zinses unter sein natürliches Niveau zur Folge; um so mehr, als sich im Laufe der Zeit der Umfang des Kapitalangebots immer mehr erweiterte, weil es angesichts der wachsenden Ueberlegenheit des konzentrierten Grosskapitals für die breiten Massen immer unökonomischer wurde, ihre Splitterkapitalien selbst zu verwerten, vielmehr die Volksgewohnheit sich herausbildete, die Gelder an die besonderen Organisationen der Kapitalverwertung — Banken, Sparkassen und dergl. — weiterzugeben. Der niedrige Zins, der sich

---

*Dem Verlag und der Schriftleitung des „Hannoverschen Kuriers" zum 75. Jubeltage ein aufrichtiges „Glückauf" für die Zukunft zuzurufen, ist mir ein Bedürfnis.*

*Die wirtschaftspolitische Einstellung des „Hannoverschen Kuriers" gibt so recht ein Spiegelbild des Landes Hannover wieder, in welchem in selten glücklicher Mischung eine blühende Landwirtschaft sich mit einer ebenso blühenden Industrie vereinigt, die noch dazu zum Teil in steter, enger Fühlung mit der Landwirtschaft steht. Möge der „Hannoversche Kurier" weiter dazu beitragen, dass sich Stadt und Land verstehen lernen, dass Industrie und Landwirtschaft noch mehr als bisher begreifen, dass sie aufeinander angewiesen sind, möge er sein das Vertrauensorgan beider, ein Förderer von Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft!*

**W. Fortmann,**
*Generaldirektor des Deutschen Kalisyndikats,*
*Mitglied des Reichswirtschaftsrats.*

---

vor dem Kriege an den grossen Kapitalzentren herausgebildet und in London zu Durchschnittssätzen von 2 bis 4 Prozent geführt hat, ist das Ergebnis einer besonderen Marktverfassung, die einen unbeschränkten Zufluss von Kapital einen beschränkten, auf verhältnismässig wenig Kanäle sich verteilenden Abfluss entgegenstellte.

Heute ist nun in Deutschland der Kreis der privaten Kreditnehmer ein erheblich engerer als vor dem Kriege. Aber abgesehen davon, dass ein fast unbeschränkter Kreditbegehr der öffentlichen Verbände sich geltend macht, die in ihrer Finanznot bereit sind, schlechterdings jedes Zinsäquivalent zu bewilligen, ist der Kreis der Kapitalgeber, der „Sparer", noch ungleich mehr zusammengeschrumpft als der Kreis der Nehmer. Das in den Zeiten des akuten Markverfalls entstandene Misstrauen gegen jede Art der Kapitalhergabe ist auch heute noch nicht überwunden, und selbst der „wertbeständige" Kredit hat mit diesem Misstrauen zu kämpfen. Das normale Verhältnis hat also eine vollkommene Umkehrung erfahren: der Kreis der Kreditanwärter ist ein relativ breiter, derjenige der Kreditgeber ein ausserordentlich enger. Und das Ergebnis ist, dass der niedrige landesübliche Zins, der früher auch in Deutschland die Regel bildete, von einem dem Misstrauen entsprechenden hohen Zinse abgelöst worden ist.

Diese unnatürliche Marktverhältnisse haben eine unnatürliche Zinsbildung zur Folge gehabt. Und eine Rückkehr zu normalen Zinsbedingungen ist erst dann zu erwarten, wenn die altgewohnte Marktkonstellation sich wieder einstellt und einem unbeschränkten Kapitalangebot ein beschränkter Kreis anerkannter Kreditnehmer gegenübersteht. Die Voraussetzung für einen reichlichen Kapitalzufluss ist, dass die kleinen und grossen Kapitalisten ihr verständliches Misstrauen in die Wertbeständigkeit des Geldes überwinden und von ihrer heutigen Gepflogenheit, ihr Kapital sozusagen in eigener Regie zu verwerten, zu den alten Spargewohnheiten zurückkehren und den Kapitalmarkt mit den Ueberschüssen aus der Einkommensbildung alimentieren. Das hat aber wieder ein absolut und dauernd wertbeständiges Geld zur Voraussetzung. Und so werden wir auf eine normale Zinsbildung wohl nicht rechnen können, bevor wir zu einer unbedingt zuverlässigen, die Gewähr der Wertbeständigkeit in sich selbst tragenden Währung, d. h. zur echten Goldwährung, zurückgekehrt sind.

# Die Banken in der Sanierungskrise.

Von

**W. R. Roellinghoff.**

Die Rolle des „Mittler auf dem Kapitalmarkt", die die Banken ihrer Bestimmung nach auszuüben haben, stellt sie, wie von jeher so auch heute vor die Aufgabe, überschüssiges und brachliegendes Kapital aufzusaugen und es produktiv an kapitalarmen Stellen der Wirtschaft einzusetzen, in erster Linie aber die Industrie mit kurz- und langfristigen Krediten zu versehen bei besonderer Pflege des Diskonts von Handelswechseln. Nun ist aber nicht zu verkennen, dass die allgemein als Tatsache anerkannte Verarmung der deutschen Wirtschaft dem Zufluss von Kapitalien an den Banken im deutschen Inlande stark hemmend entgegenwirkt. Die sich in den letzten zwei Monaten wieder hervortretende Spartätigkeit zeigt bisher so kümmerliche Ansätze, dass namentlich das Depositensystem der Grossbanken und Banken überhaupt bis auf weiteres wahrscheinlich nur mit Verlusten weitergeführt werden kann. Die Eigenkapitalien der Banken (auch die „sagenhaft hohen" Valutaguthaben) sind gleichfalls derart geschwächt, dass sie nur mühsam dazu genügen, die Betriebsmittel in der kritischen Sanierungszeit aufzubringen.

Ein unbeschriebenes internationales Gesetz stellt die Forderung auf, dass die Kapitalien sich da zusammenballen, wo die besten Verdienstmöglichkeiten gegeben sind. Vor dem Kriege war es gang und gäbe, dass die deutschen Banken sich in grossem Umfange an dem Geschäft in den exotischen Ländern beteiligten, schon deswegen, weil dort die Zinsraten anscheinlich höher waren als in Deutschland. Das Glücksrad hat sich gedreht: die Zinssätze sind infolge des verlorenen Krieges und dank der ausserordentlichen Kapitalknappheit nirgends so hoch als in Deutschland und der Anreiz, im Auslande zu arbeiten, ist, besonders nach der Währungsstabilisierung, für die Banken gering geworden. In der Konsequenz kommt man zu der Feststellung, dass das ausländische Kapital für die deutsche Wirtschaft grösseres Interesse zeigen müsste, wobei allerdings Voraussetzung bleibt, dass die aussenpolitischen Verhältnisse eine Beruhigung von Dauer garantieren. Die letzthin eingegangenen Meldungen von Verhandlungen mit englisch-amerikanischen Kapitalgruppen zwecks Beteiligung an deutschen Banken lassen erkennen, dass die angedeutete Entwicklung bereits in Fluss zu kommen scheint. Dass hierbei für das Auslandskapital eine Beteiligung am reinen Bankgeschäft nur wenig Reize hat, ist bei den auf die Minimum reduzierten Schwankungen im Börsengeschäft verständlich.

Es gilt nun für die Banken zu beweisen, erstens, dass sie nicht nur ein „verlängertes Glied im Kettenhandel" und zweitens, dass die verschiedenen Kontrahenten auf ihre Mitarbeit unbedingt angewiesen sind. Was den ersteren Punkt anbelangt, so spielen die offiziellen Zinssätze eine grosse Rolle, die dahin weisen, dass eine möglichst weitgehende Annäherung der Sätze für Debet- und Kreditzinsen erfolgen muss, um die Sparkapitalien wieder in die Banken hineinzuleiten. Das Kreditbedürfnis von Industrie und Handel ist trotz ihrer etwas besseren Substanzerhaltung ausserordentlich gross und es ist bezeichnend, dass mühsam zusammengekaufte Aktienpakete verkauft werden müssen, um nur die nötigsten Betriebsmittel flüssig zu machen. Die Unfähigkeit, nicht Unwilligkeit, der deutschen Banken, langfristige Kredite an die Industrie zu gewähren, kann nur allmählich durch den verstärkten Eingang von Depositengeldern und durch die Heranziehung und Vermittlung von Auslandskapitalien wettgemacht werden. Bis dahin dürfte einige Zeit vergehen, wenn man berücksichtigt, dass die fremden Gelder der deutschen Grossbanken Ende 1922 etwa 125mal die Eigenkapitalien überragten, während sie nach Ansicht eines massgebenden Berliner Grossbankdirektors jetzt kaum noch 15—20mal so gross sein dürften. Bei dieser Gelegenheit sei unterstrichen, dass die in der Nachkriegszeit vielfach bemerkte direkte Fühlungnahme der Industrie mit ausländischen Geldgebern sehr grosse Gefahren hinsichtlich einer Einflussnahme gezeitigt hat, die in keinem Verhältnis zu dem Umfang des gewährten Kredits stand, ganz abgesehen davon, dass die Bedingungen in verschiedenen Fällen dahingehend lauteten, die Exporterzeugnisse den ausländischen Geldgebern zu Konkurrenzpreisen zu überlassen, so dass von einem Verdienst für die deutschen Gesellschaften überhaupt nicht zu sprechen war. Die deutschen Banken, die einen grossen Teil der Industrie finanziert haben, haben auf diesem Gebiete Erfahrungen zu sammeln gewusst, die nicht zu unterschätzen sind.

Will man sich über die Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Banken ein Bild machen, so muss man sich vorerst darüber klar sein, dass die einstmals so nutzbringenden Geldgeschäfte für den Staat (Kriegsfinanzierung) und auch die eigentlichen Emissionsgeschäfte bis auf weiteres kaum in nennenswertem Umfange das finanzielle Ergebnis der Banken beeinflussen dürften. Auch die durch den Kapitalmangel bedingte Lethargie der Effektenbörse lässt künftig auf anschnliche geringere Einnahmen aus Provisionen schliessen.

Bringen die Banken erst Beweise, dass sie sich das Vertrauen langfristiger Kreditoren, sei es im inländischen Kontokorrent — oder im ausländischen Kapitalvermittlungsverkehr, wieder gesichert haben, so wird die Industrie die reinen Geldgeschäfte, die ihr in Wirklichkeit gar nicht liegen, wieder den Banken überlassen, die bald mit den überspannten Usancen und verklausulierten Konkurrenzbedingungen aufräumen werden, mit denen heute die deutsche Industrie von ihren ausländischen Geldgebern bedrängt wird.


**Koch & Co.** G.m.b.H.
**Hannover - Halle a. S.**
Herschelstr. 29 u. Lindener Hafen — Rannischestr. 15
Fernruf Nord 9200, 9201, 9202, 9203.

Großes Lager in **Schrauben, Muttern, Nieten, Drahtstiften.**
**Röhren, Flanschen, Armaturen,** Fabrik-Lager der Armaturenfabriken Blancke & Co., Merseburg.
**Riemen, Transportbänder** aus Leder, Kamelhaar, Baumwolle, Balata, Gummi.
**Carbid,** großes Lager zu Syndikatspreisen ohne jeden Aufschlag. Schweiß-Drähte, Schweiß-Schläuche, Schweiß- u. Schneid-Brenner.

**ZEHLE & Co.**
**BANKGESCHÄFT**
Hinüberstr. 4 (Königshof) - Fernr. N. 4000—4003

**Friedrich Bauer**
Schneider-Atelier
Herren-Kleidung,
Damen-Schneider-Kleider, Maßanfertigung in feinst. Ausführung
für Straße, Gesellschaft u. Sport
Hannover, Georgsplatz 14, 1.
Fernsprecher Nord 8906



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [19] - -

# Das Landeskreditwesen in Hannover.

Von

**Generaldirektor Dr. Drechsler.**

Die Anfänge der staatlichen Fürsorge für das Kreditwesen in unserer hannoverschen Heimat reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Zunächst erhielten die Ritterschaften die Ermächtigung, eigene Institute für die Beleihung von Landgütern zu errichten, so Lüneburg 1790, Calenberg-Grubenhagen usw. 1825, Bremen-Verden 1826. Die wirtschaftliche Befreiung des Bauernstandes, der durch die Ablösungsgesetze von 1831 und 1833 das Recht erhielt, die gutsherrlichen Lasten: die Zehnten, die Getreide- und sonstigen Naturalabgaben, die Hand- und Spanndienste durch eine mässige Kapitalsumme abzulösen, machte dann die Gründung einer eigenen staatlichen Kreditanstalt notwendig. Denn woher sollten die Bauern, die über eigene Kapitalien nicht verfügten, die Ablösungssumme ohne drückende Bedingungen erhalten? So schuf die hannoversche Regierung nach verschiedenen Vorstadien im Jahre 1840 die „Hannoversche Landeskreditanstalt". Am Gelingen des Werkes war nicht wenig der liberale Osnabrücker Bürgermeister und spätere Minister Dr. Stüve beteiligt. Sein Denkmal in Osnabrück zeigt ihn zugleich als Freund des Bauern und des Bürgers. Zweifellos hat der hannoversche Staat mit dieser Gründung einen Markstein gesetzt für die freie wirtschaftliche Entwicklung des hannoverschen Bauern. War doch die Grundlage der Landeskreditanstalt „gemeinnützig". Es durfte kein Gewinn an den Staat abgeführt werden, sondern es mussten die Ueberschüsse den Anleihern anteilmässig gutgebracht werden. Auf dieser bewährten Grundlage ruht noch heute die Tätigkeit der Landeskreditanstalt.

Diese günstigen Erfahrungen waren der Anlass, alsbald das Wirkungsfeld der Landeskreditanstalt zu erweitern und sie zu einer allgemeinen staatlichen Grundkreditanstalt für das platte Land umzugestalten. Dieser Schritt bedeutete gerade für unser hannoversches Heimatland, das über ausgedehnte unerschlossene Gebiete an Moor und Heide verfügte, einen mächtigen Antrieb zur Ausdehnung der Landwirtschaft und Besiedelung von Oedländereien, die dann später durch die Anwendung künstlicher Düngemittel rasche Fortschritte machte. So zeigt heute das Gesamtbild der hannoverschen Landwirtschaft mit seinen Neubauten von Höfen, Stallungen und Scheunen, mit seinen Eindeichungen, Bodenverbesserungen und Neukulturen sichtbare Zeichen der Tätigkeit der Landeskreditanstalt. Gleichzeitig diente die Herleihung von Kapitalien zu günstigen Bedingungen für die Abfindung der Geschwister des Hofeserben der Erhaltung des ungeteilten Hofes. Sie ermöglichte erst die weitgehende Durchführung des Höferechts in Hannover. Es handelt sich ja bei der Begünstigung des Anerben im Höferecht eigentlich nicht um das Wohl des einzelnen Besitzers, sondern um das Staatswohl.

Nach den Umwälzungen des Jahres 1866 wurde die Landeskreditanstalt zunächst als preussische Staatsanstalt fortgeführt, bis sie im Jahre 1869 auf den Provinzialverband von Hannover überging. Seitdem ist sie bis heute ihre alte Tätigkeit weiter aus als eine Anstalt des Provinzialverbandes mit eigener Rechtspersönlichkeit und eigener Verantwortung. Indessen liess die gewaltige Entwicklung, welche in den Jahren vor dem Kriege unsere Kommunalverbände und vor allem auch die Provinz selbst nahmen, den Gedanken nach Gründung einer eigenen Kommunalbank, die gleichzeitig auch ein Zusammenschluss der Sparkassen sein sollte, für die finanziellen Bedürfnisse der Provinz, der Kreise und Gemeinden auftauchen. Dieser Gedanke führte einerseits zu einem freiwilligen Zusammenschluss der Sparkassen (Girozentrale) und andererseits zur Gründung einer eigenen „Landesbank der Provinz Hannover". Die Verhandlungen über die Gründung der Landesbank kamen aber erst im Jahre 1915 zum Abschluss. Gleichzeitig wurde eine enge Verbindung zwischen Landesbank und Landeskreditanstalt hergestellt. Während letztere noch immer in erster Linie dem landwirtschaftlichen Realkredit und nur in begrenztem Umfang dem Kommunalkredit dient, ist die Landesbank die amtliche öffentliche Bank der Provinz, ähnlich den Staatsbanken der einzelnen Länder und erfüllt ihre Aufgaben in gemeinnütziger Weise auch zugunsten der Kommunalverbände.

Damit war für den landwirtschaftlichen Realkredit und den Kommunalkredit durch ausreichende Einrichtungen gesorgt. Indessen fehlte eine eigene Anstalt für den städtischen Hausbesitz. Dem wurde im Jahre 1919/20 durch die Gründung der „Stadtschaft der Provinz Hannover" in enger Anlehnung an die Landeskreditanstalt abgeholfen.

Die nach dem Kriege eintretende Geldentwertung stellte auch unsere provinziellen Kreditanstalten vor ganz neue Aufgaben. Es war nicht mehr möglich, einen landwirtschaftlichen Hof in der Beleihung richtig einzuschätzen. Man ging bis zum Doppelten, Dreifachen, ja Zehnfachen, verlor aber bei der schwankenden Mark jede Schätzungsgrundlage unter den Füssen. Gleichzeitig stieg der Bedarf an Mark naturgemäss mit der weiteren Entwertung der Mark, aber der Absatz der Schuldverschreibungen hielt nicht gleichen Schritt mit dem Bedarf an Darlehn. Endlich erlitten die Anstalten selbst und die Inhaber der Schuldverschreibungen durch die andauernde Rückzahlung der Ausleihungen in entwerteter Mark empfindliche Verluste. So musste notgedrungen der Gedanke auftauchen, an Stelle der Mark einen anderen beständigen Wertmesser zu finden. Dieser ergab sich bei der ländlichen Beleihung zwanglos in Roggen. Er war von allen Schwerten, die Deutschland hervorbringt, die festeste Grundlage, auf der schon alte Völker ihre Währung aufgebaut haben. So wurde noch im Jahre 1922 der entscheidende Schritt getan, und die Landeskreditanstalt stellte sich mit als die erste Grosskreditanstalten auf Roggenwährung um. Freilich musste die Anstalt dabei viele Widerstände überwinden, auch in den Kreisen der Landwirtschaft selbst, die sich natürlich gegen wertbeständige Kredite sträubte, solange die Banken und allen voran die Reichsbank an Handel und Industrie die vorteilhaften Papiermarkkredite gab, die den Schuldner zum reichen Mann machten. Leider hat die Reichsbank diese unheilvolle Praxis noch ein ganzes Jahr länger auf Kosten des deutschen Volkes festgehalten. Die rechtzeitige Umstellung der Landeskreditanstalt auf Roggenwährung bewahrte aber jedenfalls in der Zeit der uferlosen Inflation manchen Angehörigen unserer engeren Heimat vor der Enteignung seiner letzten Ersparnisse, indem er sein Geld wertbeständig in Roggenschuldverschreibungen anlegen konnte. Gleichzeitig wurde es der Anstalt durch die starke Nachfrage nach Roggenschuldverschreibungen möglich, der hannoverschen Landwirtschaft alle notwendigen langfristigen Kredite zur Fortsetzung der Kultivierungen, der Hofesverbesserungen und Vermehrung des Inventars zuzuführen. Die wertbeständigen Ausleihungen erreichten im Jahre 1923 in Goldmark umgerechnet die besten Jahre vor dem Kriege, ein bedeutender Erfolg, wenn man die allgemeine Verarmung des Deutschen Volkes in Rechnung stellt. Auch die während des Jahres 1923 erfolgten Ausleihungen auf Roggenbasis seitens der ritterschaftlichen Kreditinstitute unterstützte diesen Erfolg wesentlich. Schliesslich ermöglichte die Umgestaltung auf Roggenwährung es der Landeskreditanstalt, gemeinsam mit der Landesbank noch im Herbst vorigen Jahres der Allgemeinheit mit der auf Anregung der niedersächsischen Wirtschaft erfolgten Ausgabe der Roggenscheine einen Dienst zu erweisen.

So sehen wir, dass die vor über 80 Jahren mit der Gründung der Hannoverschen Landeskreditanstalt einsetzende eigene staatliche Fürsorge für das Kreditwesen in der Folgezeit den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen sich angepasst hat und dürfen hoffen, dass die drei öffentlichen Anstalten der Provinz, Landeskreditanstalt, Landesbank und Stadtschaft auch fernerhin gemeinsam mit den sonstigen öffentlichen und privaten Kreditorganisationen den an sie herantretenden Aufgaben zum Wohl unserer gesamten hannoverschen Wirtschaft gewachsen sein werden.

---

*Hannover-Limmer, 12. Januar 1924.*

*Seit langen Jahren treuer Leser Ihrer Zeitung, erkenne ich voll und ganz das stets mannhafte Eintreten für den grossen nationalen Gedanken unseres Vaterlandes an; ebenso den hohen Wert Ihrer Zeitung in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht.*

*Ich hoffe gern, dass es Ihrem Unternehmen noch recht lange Zeit vergönnt sein möge, als eins der führenden Blätter Deutschlands aufklärend und anfeuernd zum Wohle unseres lieben, schwergeprüften Vaterlandes zu wirken.*

**Wilh. Sierke.**

*Generaldirektor der Hannoverschen Gummiwerke „Excelsior".*

---

# Die Lage der Kaliindustrie.

Von

**Heinrich Ludowig.**

Die unbefriedigenden Verhältnisse zu Ende des vorigen Jahres haben leider auch im neuen Jahre keine Aenderung erfahren. Alle Anstrengungen der Industrie, durch Herabsetzung der Preise — dieses Heilmittel wurde besonders von einem Teile der Industrie befürwortet — Mehrabsatz zu erzielen, haben bislang zu einem Erfolge nicht geführt. Die Gründe, die die deutsche Landwirtschaft im vorigen Jahre als für den Bezug von Kalisalzen hindernd anführte, nämlich die unabsehbaren Verhältnisse auf dem Gebiete der Valuten, sind fortgefallen. Seit Ende November v. J. erfreuen wir uns einer stabilen Währung, und Aenderungen in dieser Beziehung zuungunsten des Deutschen Reiches scheinen für die nächste Zeit ausgeschlossen. Dieser Grund kann also nicht mehr als absatzhindernd angeführt werden. Auch die sonst als massgebend angeführten Beweggründe, nämlich die hohen Steuern und die geringen Getreidepreise, können nicht als stichhaltig anerkannt werden.

Die Kaliindustrie wird also genötigt sein, ohne Rücksicht auf die heimischen Verhältnisse Massnahmen einschneidender Natur zu treffen, wenn nicht alsbald ein erheblicher Absatz im deutschen Geschäft eintritt. Dazu gehört in erster Linie die Stillegung weiterer Betriebsstätten, sowie Forcierung des Auslandsabsatzes in jeder Form. Dabei dürften auch die zeitigen, durch nichts gerechtfertigten niedrigen Preise, besonders für den Hauptartikel, das 40er Düngesalz, nicht aufrecht zu erhalten sein. Auch dürfte es sich empfehlen, im inländischen Geschäft mit dem bisherigen System der Teilung des Absatzes zwischen Handel und Verbraucher-Organisationen zu brechen; vielmehr müsste die Kaliindustrie dazu übergehen, den Absatz, wie das ja die Kohlenindustrie mit grossem Erfolge getan hat, durch eigene Organisationen überall in die Wege zu leiten. Dazu dürften grosse Standläger, die den Verbrauchern den Bezug ermöglichen, in Verbraucherkreisen den nötigen Anklang finden. Bislang standen den ermässigten Preisen niemals verbindliche Erklärungen über ein gewisses Absatzquantum gegenüber. Dieser Zustand ist unmöglich, da er dahin führt, dass die Verbraucherkreise ohne Rücksicht auf die Lage der Industrie Zurückhaltung im Bezuge üben und dann vielleicht Aufträge erteilen, wenn die Lieferung überhaupt nicht möglich ist.

Die letzten Monate seit September v. J., also fast volle fünf Monate, haben im deutschen Geschäft so gut wie keinen Absatz ergeben. Wenn heute angeführt wird, dass der Schnee die Wege unfahrbar mache, so dürfte Tauwetter die gleiche Wirkung haben. Eine Lieferung des deutschen Bedarfs im Februar allein dürfte aber ausgeschlossen sein, zumal auch die ausländischen Firmen, die bisher ihren Absatz unentwegt aufrecht erhalten haben, dann Berücksichtigung verlangen. Es muss, wie bei jedem anderen Düngemittel, von den Beziehern erwartet werden, dass sie rechtzeitig Vorsorge treffen, die Ware auf Lager zu nehmen, und sie verwenden, wenn sie sie nötig haben. Diese Arbeit kann unmöglich der Industrie zugemutet werden, da bislang schon die Kaliindustrie in der Hauptsache Saisonindustrie war und auch in den Sommermonaten gewöhnlich einen geringeren Absatz zu verzeichnen hat.

# Staatsgedanke und Wirtschaftsführung.

Von

**Dr. Finkenwirth,**

Syndikus der Handelskammer zu Hannover.

An der Schwelle des Jahres 1924 leuchtet uns Deutschen die Hoffnung! Fast ein Jahrzehnt tiefsten Leides liegt hinter uns! Die schweren Wunden, die der Weltkrieg dem deutschen Volk geschlagen, vermochte die Nachkriegszeit bis heute nicht zu heilen; mit unerbittlicher Konsequenz hat Frankreich den Plan verfolgt, Deutschland in seinem Volkstum zu schwächen, das Deutsche Reich wirtschaftlich und politisch ohnmächtig zu machen.

Und dennoch! Seit dem 2. Versailles zum ersten Male wieder liess das Verhalten unserer Brüder an Rhein und Ruhr deutsches Nationalbewusstsein aufglänzen. Wo bleibt des deutschen Volkes Dank? Es erscheint in unserer schnelllebigen, allzu schnell vergessenden Zeit angebracht, immer und immer wieder an die unsäglichen Leiden unserer Volksgenossen im Einbruchsgebiet zu erinnern und des Zusammenbruches so vieler Existenzen im unbesetzten Deutschland zu gedenken. Wem es besser ergangen ist, der hat die Pflicht, den Niedergebrochenen und den Hinterbliebenen im Kampf um Rhein und Ruhr mit allen Kräften zu helfen; können wir auch die seelischen und wirtschaftlichen Verluste nicht wettmachen, das Gefühl, brüderliches Verstehen und Anlehnung an die alte Heimat zu finden, stärkt unsere Volksgenossen im besetzten Gebiet, die ja noch wer weiss wie lange Zeit unsere schwerringenden Vorposten gegen das Welschtum sind.

Wenn heute im deutschen Volk die Hoffnung auf Besserung unserer Lage aufgekommen ist, so liegt dies wohl zunächst an dem Umstand, dass durch die seit Mitte November 1923 einsetzende Stabilisierung unserer Währung die äusseren Lebensbedingungen besser geworden sind; zweifellos wurden viele Schwierigkeiten, die sich den Unternehmungen und jedem einzelnen in der Zeit der steigenden Papiermarkentwertung nahezu täglich entgegenstellten, seitdem behoben. Der stille Beobachter, der es mit dem deutschen Volke gutmeint — dies liest man auch aus Auslandsstimmen —, sieht mit Freude aus manchen Anzeichen, dass auch ein seelischer Gesundungsprozess sich im deutschen Volke vollzieht. Das Pflichtgefühl ist in allen Volkskreisen stärker geworden! Mögen noch hie und da, ja mögen noch starke Kräfte der Steigerung der allgemeinen Arbeitsleistung widerstreben; allerorts und nicht zuletzt in unserer engeren Heimat — im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen — zeigt sich gehobene Arbeitsfreudigkeit und es hat sich die Ueberzeugung endlich Bahn gebrochen, dass ein Volk aus tiefem Sturz sich in erster Linie durch eigene Kraft, durch eigene Arbeit erheben muss. Das Verantwortungsgefühl des Unternehmers, das in führenden Kreisen nie erloschen war, aber im Strudel des Währungsverfalls verloren gegangen zu sein schien, als ein Festhalten an den überlieferten Geschäftsprinzipien oft gleichbedeutend mit der Existenzvernichtung des Einzelunternehmens war, setzt sich allenthalben wieder durch; und die Schmarotzer des Wirtschaftslebens finden immer seltener Gelegenheit, zum Schaden der Allgemeinheit persönliche Vorteile zu ziehen. Seitdem eine kaufmännische Kalkulation mit fassbaren wertbeständigen Zahlen wieder möglich ist, zeigt sich — man kann dies in den letzten Wochen gut beobachten —, dass freie Konkurrenz zum Preisabbau führt, wie aber jedenfalls auch noch so gutgemeinte behördliche Preisfestsetzungen, die an Symptomen kurieren, ohne den Kern des Leidens zu fassen, die die Wirtschaft ruinieren und dem Verbraucher doch nicht helfen. Und auf einem wichtigen Gebiet scheint das deutsche Volk sich ebenfalls zu Klarheit durchzuringen; so wenig noch eine Annäherung politisch verschieden Denkender erkennbar geworden sein mag, Ansätze zu politischer Verständigung sind vorhanden und es scheint sich sehr spät, aber noch nicht zu spät, die Erkenntnis Bahn zu brechen, dass innere Zerrissenheit, parteipolitische Verbissenheit uns nicht weiterhelfen können.

Ohne Zweifel hat sich auch ein Wandel der Anschauungen über die Aufgaben des Staates vollzogen. Dass der Staat in der Zeit des Krieges, als Deutschland einer belagerten Festung glich, mit fester Hand zufasste, um die vorhandenen lebensnotwendigen Vorräte sparsam zu verwalten und zweckmässig zu verteilen und ihre Ergänzung unter Fernhaltung von Torheit und Eigennutz zu fördern, war seine Pflicht; die gelungene Brotversorgung zeigt, dass die Durchführung einer solchen Aufgabe dem Staate möglich ist. Wenn auf anderen Gebieten, insbesondere gegen Ende des Krieges und in der ersten besonders schwierigen Zeit des Ueberganges, die staatliche Macht sich nicht durchsetzen konnte, so lag dies weniger am Staate, als an der völligen Disziplinlosigkeit, die man in ganz Deutschland von den Regierungen der Bundesstaaten herunter bis zum letzten Individuum beobachten musste.

Erfreulich ist es deshalb, dass ein energischer Abbau der öffentlichen Einrichtungen eingesetzt hat. So hart der Beamtenabbau für den einzelnen ist, so notwendig ist er im Allgemeininteresse und damit letzten Endes in demjenigen jedes Bürgers. Die Aufgaben des Staates in seiner weitesten Bedeutung — also vom Reich bis zur einzelnen Gemeinde — müssen auf die Dinge beschränkt werden, die der einzelne nicht leisten kann, deren Erfüllung der allgemeinen Wohlfahrt wegen aber unerlässlich ist. In der Sicherung unseres Rechts, in der Aufrechterhaltung der allernotwendigsten kulturellen Einrichtungen und in den ganz grossen wirtschaftspolitischen Aufgaben soll sich die Tätigkeit des Staates erschöpfen.

Für die Wirtschaft andererseits gebiert die wiedergewonnene Freiheit neue ernste Pflichten. Die Freiheit wäre falsch verstanden, wenn sie in wirtschaftlichen Egoismus ausarten wollte. Gesteigerte Kapitalbildung ist ebenso nötig wie der Dünger auf dem Felde, andererseits müsste eine schrankenlose Ausnützung wirtschaftlicher Macht schweren Schaden im Gefolge haben. Wir haben die Ueberzeugung, dass die führenden Männer unseres Wirtschaftslebens die grosse Verantwortung, die auch in dieser Richtung auf ihnen ruht, kennen und in ihrem Sinne handeln.

So beginnen wir das Jahr 1924 mit dem Willen zum Staat und mit dem Willen zu freier Wirtschaftsführung. Möge das deutsche Volk den nach langem Irren erkannten Weg rüstig weiterschreiten; ein ernster und ein fester Wille führt noch immer zum Erfolg.


**Hannoversche Brikett-Handelsgesellschaft**

mit beschränkter Haftung

Depeschen: Briketthandel — Fernspr.: N 1969, 3382 u. 3383

Geschäftsräume: HANNOVER, Georgstr. 7 u. Georgstr. 20

Hauptvertriebsstelle

rheinischer u. mitteldeutscher Braunkohlen-Briketts

für Handel und Industrie

Schnelle Lieferung auch großer Mengen in den verschiedensten Marken

Die beliebten rhein. Union-Briketts sind nunmehr wieder erhältlich.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [20] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.





# Rechts- u. Steuerfragen

Beilage zum Hannoverschen Kurier


## Okkultismus und Justiz.

Von

Landgerichtsdirektor Professor Dr. Erdmann, Hannover.

„Wer heutzutage die Tatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen." Diese Worte Schopenhauers, die er vor mehr als 70 Jahren aussprach, sollten auch dem grössten Skeptiker zu denken geben. Wenn einer der klarsten und tiefsten Köpfe eine so entschiedene Stellung zu jenen Tatsachen einnimmt, können sie nicht unbeachtet beiseite geschoben werden. Zwar die Zahlreichen, die sich aus der Blütezeit der sogenannten Aufklärung den Glauben an eine rein mechanische Weltordnung bewahrt haben, begnügen sich auch heute noch mit einer denkbar einfachen Anschauung aller okkulten Dinge. Was den bekannten Naturgesetzen zu widersprechen scheint, wird mit Täuschung, Irrtum oder Zufall erklärt. Lange Zeit ist die öffentliche Meinung fast ausschliesslich von dieser Auffassung beherrscht worden. Dazu hat nicht wenig das Verhalten der Schulwissenschaft beigetragen, die, von einigen Ausnahmen abgesehen, gegen die okkulten Probleme gleichgültig geblieben oder ihnen ablehnend und in offener Feindschaft gegenübergetreten ist. Allein die Macht der Tatsachen hat sich als stärker erwiesen. Vorurteilsfreie, von edlem Forschergeist beseelte Männer aller Kulturvölker haben trotz zahlreicher Misserfolge seit Jahren Material auf Material gehäuft, die beobachteten und berichteten Tatsachen gesichtet, verglichen und auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht und sich bemüht, den sponian auftretenden Erscheinungen im Wege des Versuchs gleiche oder ähnliche Erscheinungen an die Seite zu stellen. In ihren Reihen befinden sich namhafte Gelehrte, Aerzte, Naturforscher, Philosophen und Vertreter der technischen Wissenschaften. So ist die Grundlage gelegt zu einer besonderen Wissenschaft des Okkultismus.

Mag man zu den einzelnen Fragen des Okkultismus sich stellen wie man will, die Tatsache allein, dass seine grosse Verbreitung in weniger vorgebildeten Kreisen eine ungeheuere Gefahr bedeutet, sollte genügenden Anlass geben, der wissenschaftlichen Erforschung gebührende Beachtung zu schenken und sie nach Kräften zu fördern. Denn nicht das einfache Leugnen der Tatsachen vermag dieser Gefahr zu begegnen, sondern allein die kritische Forschung, die sich ohne Voreingenommenheit bemüht, aus der Fülle des Aberglaubens, der Täuschung und des Irrtums den Kern der Wahrheit hervorzuholen. Dazu bedarf es vor allem auch der Unterstützung durch die Presse, und ich glaube mich in der Annahme nicht zu täuschen, dass die Zahl der führenden Zeitungen und Zeitschriften, welche diesem Gegenstand ernste und sachliche Aufmerksamkeit widmen, ständig im Wachsen begriffen ist.

Ein Hauptverdienst der okkulten Wissenschaft ist es, eine gewisse Ordnung in die verworrene Masse der berichteten und beobachteten Tatsachen gebracht zu haben. Es sind die Grundlagen zu einem System geschaffen, das gleichartige Tatsachen zusammenfasst und so einen Ueberblick über das gesamte Gebiet ermöglicht.

Gemeinsames Kennzeichen aller okkulten Vorgänge ist, dass sie dem Anschein nach mit den bekannten Naturgesetzen im Widerspruch stehen, und ferner, dass dem menschlichen Geiste eine Mitwirkung oder Beteiligung daran zuzukommen scheint, welche nicht durch die äusseren Sinne und Organe vermittelt wird. Dass wenigstens ein Teil der Vorgänge auf die Einwirkung ausserhalb der irdischen Sphäre zu suchender Einflüsse oder Wesenheiten zurückzuführen sei, ist bislang nicht einwandfrei bewiesen. Es von vornherein für unmöglich zu erklären, würde das Zeichen eines geringen Grades philosophischer Ueberlegung sein.

Die Sichtung der ungeheuren Fülle der Tatsachen hat zunächst zur Scheidung in zwei Gruppen geführt. Die eine umfasst diejenigen Vorgänge, die ausschliesslich auf dem Gebiete des Geistes oder der Seele zu liegen scheinen, die sogenannten psychischen Erscheinungen des Okkultismus. Dazu gehören alle Vorfälle, die man als Telepathie (Uebertragung von Gedanken und Vorstellungsbildern ohne Vermittlung der äusseren Sinne) und als Hellsehen (Erkennen räumlich entfernter Begebenheiten) ohne Vermittlung der äusseren Sinne und auch zeitlich entfernter Begebenheiten) zu bezeichnen pflegt. Die zweite Gruppe bilden die sogenannten psycho-physischen Erscheinungen, Vorgänge, bei denen anscheinend die geistige oder seelische Kraft ohne Vermittlung der äusseren Organe in der Körperwelt Wirkungen hervorruft. Diese liegen auf physiologischem oder auf physikalischem Gebiet, manche auch wohl auf beiden. Es gehören dazu die Stigmata, Unverbrennbarkeit, Veränderung des Körpergewichts, Erscheinungen auf dem Gebiete des Schalles, des Lichtes, der Bewegung von Gegenständen und endlich die viel umstrittenen Materialisationen.

Schon dieser allgemeine Ueberblick über das Gebiet lässt die Bedeutung ahnen, die die neue Wissenschaft bei weiterem Ausbau und Fortschritt erlangen kann.

Die Justiz hat zwar, nachdem vor 130 Jahren die letzte Hexe dem Tode überliefert war, den Erscheinungen des Okkultismus gegenüber mildere Formen, aber, von Ausnahmen abgesehen, nicht dasjenige Verständnis gezeigt, welches ihre vornehmste Aufgabe, die Ermittlung der Wahrheit, erfordert. Unter dem Einfluss der neuen Wissenschaft sind aber gerade in letzter Zeit auch hier bemerkenswerte Ansätze zu einem Umschwung hervorgetreten.

Die Fälle, in denen sich die Strafgerichte unmittelbar mit okkulten Fragen zu beschäftigen haben, sind freilich gegen frühere Zeiten seltener geworden. Besondere Aufmerksamkeit haben stets diejenigen Verhandlungen erregt, in denen die Frage eines im Wege der Hypnose ausgeübten verbrecherischen Einflusses zur Erörterung gelangt ist. Fälle dieser Art bildeten im Mittelalter einen Teil des Gebietes der schwarzen Magie. Die Möglichkeit einer mehr oder weniger wirksamen verbrecherischen Suggestion lässt sich wohl ernstlich kaum bezweifeln. Man wird um so eher damit rechnen müssen, wenn man an Fälle denkt, in denen die suggerierte strafbare Handlung sich mit der sonstigen Handlungsweise und überhaupt mit dem Charakter des Beeinflussten nicht im Widerspruch befindet.

Bei anderen Gerichtsverhandlungen stehen Personen im Mittelpunkt, denen vorgeworfen wird, unter Ausnutzung angeblicher telepathischer, hellseherischer oder sonstiger medialer Fähigkeiten einen Betrug begangen zu haben. Hier wird ein erfahrener Richter nach dem Stande der heutigen Forschung nicht mehr leichthin von vornherein die Möglichkeiten der okkulten Erscheinungen überhaupt ausschliessen. Er wird sich auch nicht ohne weiteres durch die negativen Ergebnisse ernsthafter wissenschaftlicher Untersuchungsausschüsse abschrecken lassen, denen sich auf ihre Aufforderung keine oder nur vereinzelte Versuchspersonen zur Verfügung gestellt haben. Denn die tägliche Erfahrung lehrt ihn, dass häufig schon weniger empfindliche Menschen erst mehr und mehr aus sich herausgehen, nachdem er ihr Vertrauen gewonnen hat, und nicht allein solche, die ihm als Beschuldigte gegenüberstehen. Um so mehr wird ihm verständlich sein, dass medial veranlagte Personen mit ihrer gesteigerten Empfindlichkeit leicht in der Entwicklung ihrer Kräfte erheblich, ja oft völlig vor jenen Untersuchungsausschüssen gehindert sein werden, zumal wenn darin Mitglieder tätig sind, welche bereits einen ablehnenden Standpunkt angenommen haben. Vorbedingung für den Erfolg des Forschers ist, dass er zunächst das Vertrauen der medialen Versuchsperson erlangt, indem er sie in ihrem Wirkungskreise aufsucht, und alsdann allmählich im von ihm selbst gewählten Versuchsraum die Prüfungsbedingungen bis an die äusserste Grenze der Möglichkeit verschärft. Aufforderungen von Kontrollkommissionen zur Meldung laufen von vornherein die Gefahr eines Misserfolges.

Der Strafrichter wird bei Verhandlungen der oben erwähnten Art gegen angeblich medial veranlagte Personen ohne Voreingenommenheit festzustellen suchen, ob betrügerischerweise mediale Fähigkeiten vorgetäuscht oder ob Anhaltspunkte für das Vorhandensein solcher Fähigkeiten gegeben sind. In den Fällen der letzten Art wird häufig der gute Glaube des Angeklagten eine entscheidende Rolle spielen.

Zu wiederholten Malen haben bis in die letzte Zeit Gerichtsverhandlungen die Oeffentlichkeit beschäftigt, in denen Spukerscheinungen den Gegenstand der Erörterung bildeten. Erfreulicherweise macht sich anscheinend auch auf diesem Gebiete ein gewisser Umschwung in der Einstellung der Gerichte bemerkbar. Die von glaubwürdigen Zeugen berichteten Tatsachen werden nicht mehr einfach als unmöglich beiseite geschoben, sondern man hat den Eindruck, dass im Interesse der Wahrheitsforschung möglichst eingehende Feststellungen gemacht werden. Es handelt sich dabei regelmässig um solche Spukerscheinungen, die auf psycho-physikalischem Gebiete liegen. Ueber ihr Vorkommen sind bei fast allen Kulturvölkern aus den verschiedensten Zeiten bis zur Gegenwart so zahlreiche in den Grundzügen und in Einzelheiten übereinstimmende Berichte vorhanden, dass es schon aus diesem Grunde nicht angeht, die Vorkommnisse ohne weiteres für Erfindungen der Einbildungskraft zu erklären, wenn man nicht der Sache Gewalt antun will. Die Vorgänge haben anscheinend in ihren Erscheinungsformen eine gewisse Gesetzmässigkeit. Sie bestehen nach den Berichten meist im Auftreten oft sehr heftiger Geräusche und in der Bewegung von leichten und schweren Gegenständen. Möbel werden von der Stelle gerückt, Steine, Hausgeräte und andere Gegenstände fliegen durch die Luft. Eine mechanische Ursache ist nicht erkennbar, die Vorgänge scheinen in den meisten Fällen von einem Willen beherrscht zu sein. Meist sind sie harmloser, manchmal auch boshafter Art. Menschen werden anscheinend nicht verletzt, wohl aber Gläser, Teller und anderes Hausgerät zertrümmert. Bezeichnend für die Bewegung ist oft eine Art des Schwebens der Gegenstände, wie wenn ihre Schwerkraft aufgehoben wäre. Die verschiedenen Erklärungsversuche hier wiederzugeben, würde zu weit führen. Die Erscheinungen treten spontan auf, in vielen Fällen hat sich die Anwesenheit einer anscheinend medial veranlagten Person fest stellen lassen.

Im November 1888 zeigten sich im Hause des Ehepaars Böttcher in Resau Spukerscheinungen der beschriebenen Art. Die Vorgänge sind unter der Bezeichnung „Spuk von Resau" berühmt geworden. Sie wurden von einwandfreien Zeugen, so von dem Prediger Müller an Ort und Stelle beobachtet. Als angeblicher Urheber wurde der 15jährige Karl Wolter unter Anklage gestellt und vom Schöffengericht in Werder und der Berufungsstrafkammer in Potsdam wegen Sachbeschädigung und groben Unfugs zu mehrwöchiger Gefängnis- und Haftstrafe verurteilt. Die Sachverständigen Dubois-Reymond und von Helmholz sprachen sich gegen die Echtheit der Phänomene aus. Der Prediger Müller hatte an Helmholz geschrieben, er sei auf Grund persönlicher Beobachtung der Ansicht, dass es sich um eine magnetische Kraft handeln könne. Helmholz erwiderte, das sei unmöglich. Vorurteilsfreie Männer, denen die Geschichte der Spukerscheinungen nicht unbekannt war, wollten an Ort und Stelle die Ueberführung der spontanen in Versuchserscheinungen einleiten. Der Amtsvorsteher verbot die Versuche im Hause des Böttcher; dessen Beschwerde an den Landrat und an den Potsdamer Regierungspräsidenten blieb erfolglos. Trotzdem haben solche Versuche stattgefunden, und die medialen Fähigkeiten des Wolter sind später von urteilsfähigen Männern anerkannt worden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in diesem Prozesse einseitige Auffassung und vorgefasste Meinung zu einem bedauerlichen Fehlspruch geführt haben. Um so erfreulicher wirkt die Behandlung, die im April 1921 der Spuk in Hopigarten durch das Schöffengericht in Visselbach erfahren hat. Hier gewinnt man die Ueberzeugung, dass ein vorurteilsfreier Richter im Interesse der Wahrheit eine eingehende Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes der zur Erörterung stehenden Spukerscheinungen telekinetischer Art vorgenommen hat, obwohl sie für den Straffall — anders als im Falle des Wolter — nur mittelbare Bedeutung hatten.

Man sollte die Gerichtsakten, in denen okkulte Fragen zur Erörterung stehen, sammeln und von Zeit zu Zeit durch Sachkundige bearbeiten lassen. Gerichtliche Verhandlungen sind zwar im allgemeinen nicht geeignet, okkulte Streitfragen zu klären, aber die Akten enthalten oft Kulturdokumente, die davor bewahrt bleiben sollten, für immer der Vergessenheit anheimzufallen.

Noch in anderer Beziehung ist die Justiz gerade in letzter Zeit häufig mit dem Okkultismus in Berührung gekommen. Personen, welche sich die Fähigkeit des Hellsehens zuschreiben, und unter ihnen solche, denen auch bei näherer Prüfung eine gewisse mediale Veranlagung eigen zu sein scheint, haben sich ihr zur Ermittlung von Straftaten angeboten. Unabhängig von der Entscheidung der Frage, inwieweit überhaupt die Tatsache des Hellsehens bereits einwandfrei festgestellt ist, ist sie nach der Ansicht, dass bei vorsichtiger und sachgemässer Handhabung keine wesentlichen Bedenken bestehen, derartige Fähigkeiten der Ermittlung der Wahrheit nutzbar zu machen. Aber es ist durchaus notwendig, die Angaben der Medien dieser Art, soweit es sich überhaupt um echte Medien handelt, in ihrem Werte für die Strafjustiz richtig einzuschätzen. Nach allem, was sich heute über die Fähigkeit sagen lässt, scheint in den Angaben häufig Wirklichkeit und Phantasie gemischt, in zahlreichen Fällen sogar letztere vorherrschend zu sein. Sie werden zudem oft in eine symbolische Form gekleidet, deren Deutung unsicher bleibt oder sich als unmöglich erweist. Zeitangaben haben sich fast stets als unzuverlässig erwiesen. Angaben dieser Medien können daher nicht als Indizien für eine Verurteilung verwendet werden, für sich allein regelmässig auch keinen Verdacht begründen. Aber sie können geeignet sein, die Richtung anzugeben, in der sich weitere Nachforschungen zu bewegen haben. Auch darf nicht übersehen werden, dass unter Umständen schon rein telepathische Fähigkeiten dieser Medien von Nutzen sein möchten. Ich sehe daher trotz der häufigen Misserfolge keinen Grund, die in dieser Richtung begonnenen Versuche vorellig abzubrechen, zumal sie auch schon in einzelnen Fällen zu einem Erfolge mindestens beigetragen haben. Jedenfalls ist nicht ausgeschlossen, daß ebensogut wie andere Hilfsmittel — ich denke z. B. an die Verwendung der Polizeihunde, deren Eingreifen an sich schon den Täter unsicher gemacht und zu unüberlegten Handlungen veranlasst hat — auch die sachkundige Benutzung medialer Fähigkeiten der Strafrechtspflege dienlich werden kann.

*Vor kurzem ist ein Buch erschienen, „Henry Ford, Mein Leben und Wirken", das ich als die neue Bibel für Wirtschafts- und Sozialpolitik bezeichnen möchte. Hätte ich etwas zu sagen, so würde ich verlangen, dass jeder Politiker aus der Kenntnis dieses Buches geprüft wird. Aus dieser Bibel darf ich Ihnen ein Wort zitieren, das auch für Ihren Festtag passt: „Jeder Fortschritt beginnt im kleinen bei dem Individuum; die Masse kann nicht besser sein als die Summe der Individuen. Die Entwicklung setzt bei dem einzelnen ein, indem er vom Stadium halber Gleichgültigkeit zur Zielsicherheit, von der Unentschlossenheit zu klarem Wollen, von der Unreife zur reifen Urteilskraft erwacht. Der Fortschritt ist aber nicht leicht. Wir leben in einer weichlichen Zeit, in der dem Menschen gepredigt wird, dass alles leicht sein sollte. Keine Arbeit, die etwas taugt, wird jemals leicht sein. Und je höher man steigt auf der Leiter der Verantwortung, um so schwerer wird sie."*

*Der Reichsminister der Justiz.*

*Erich Emminger*

*Mitglied des Reichstags.*


# Mechanische Weberei zu Linden

**Hannover-Linden**

**Fabrikation der bekannten Lindener Samte (Velvets), Velveteens, Cords und Moleskins.**


GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [21] - -

Ernst Zeyn



**Größtes Haus in Stadt und Provinz Hannover**

für

**Herren- und Knaben Bekleidung**
**Sport-Livréen**
**Auto-Bekleidung u. -Ausrüstung**

**TIVOLI**

Führendes Varieté Norddeutschlands

Allabendlich 7½ Uhr

**Der unübertreffliche Januar-Eröffnungs-Spielplan.**

BB 17 30

**100 JAHRE**

wird unser Haus im Juni d. J. in Hannover anläßlich sein. Wir arbeiten mit neuzeitlichem Maschinenpark und gutgeschnittenen Schriften. Daß wir anspruchsvolle Firmen der hannoverschen Großindustrie zu unseren Kunden zählen, spricht für unser Streben nach Qualität. Künstler und Sprachformer, Setzer und Drucker arbeiten bei uns zur Schaffung guter Werbe- und Gebrauchsdrucksachen Hand in Hand.

**BERENBERG'SCHE BUCHDRUCKEREI**

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Hallerstr. 37 HANNOVER Fernr. N. 321

**Victoria und Triumph**

Fahrärder und Motorräder

sind anerkannt erstklassige von Kennern bevorzugte Marken-Maschinen.

Sämtliche Modelle jetzt sofort lieferbar.



Generalvertretung:

**Carl Hentschel** G. m. b. H. Hannover Marktstr. 62.

**Bernh. Otto Ritter Nachfl.**

Spezialgeschäft für weibliche Handarbeiten

8 Grupenstrasse 8

Vorgezeichnete und fertige Handarbeiten
wie
Deeken, Kissen, Schoner

Häkel-, Stick-, Strickgarne
für
Kunststricken, Filet-, Klöppelarbeiten

Rips u. Leinen für Tischdecken

**Wolle**
in allen Arten zum Stricken und Häkeln

Fertige
Klubjacken, Sportwesten
Ueberziehblusen
Kinderkleider
Kinderjumper

**CONTINENTAL**



Die vorteilhafteste Maschine aller Systeme
Vollkommen sichtbare Schrift • Dezimalstellen-Tabulator • • Große Zeichenauswahl • • Einfache Umschaltung Zweifarbenband • • Leichter Anschlag

BRUSSEL 1910
GRAND PRIX

**WANDERER-WERKE A.G.**

Schönau bei Chemnitz

General-Vertreter
für Provinz Hannover und Oldenburg

**H. Klee, Hannover**

Georgstr. 14.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [22] - -

1874 **50** 1924

# Fiedeler & Bayer - Hannover

Schillerstraße 36 (Steintor)

## Büro-Ausstattungsgeschäft

**Büro-Möbel , , , Büro-Maschinen**
**Papiergroßhandlung - Papierwarenfabrik**
**Buchdruckerei**

Uebernahme kompletter Büroeinrichtungen für Handel, Industrie und Banken, Organisation von Buchführung, Registratur und Kartei für alle Zwecke :: :: :: Geschäftsbücher von J. C. König & Ebhardt, Hannover

Generalvertrieb folgender erstklassiger Büromaschinen für Stadt und Provinz Hannover

**„Debego"**
leistungsfähigster Typendrucker mit Schnellsetzer

**„Protos"**
Schreibmaschine im Fülertyp

**„Diamant"**
Schreibmaschine dauerhafte Reisemaschine

**„Cardinal"**
Schreibmaschine überlegene Standardmaschine

---

# KASTENS HOTEL

## Restaurant Georgshalle

Theaterplatz 8/12
Gegründet 1856
Fernsprecher Nord 3201—3205

Vornehmstes Haus am Platze

# HOTEL LUISENHOF

## Hotel mit Einheitspreisen

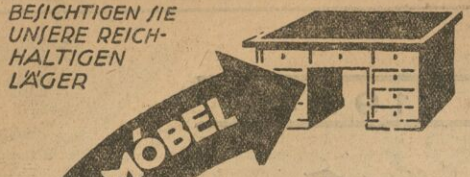
Luisenstraße 2/3
Fernsprecher Nord 8692 — 8696

---

# WEINHANDLUNG

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [23] - -

BESICHTIGEN SIE UNSERE REICHHALTIGEN LÄGER



BÜROMÖBEL

WIENER & SIEMSEN
THEATER-STR. 14



Bedeo
DAS IDEALE LOSEBLATT-BUCH
DAS EINZIGE MIT RUNDEM RÜCKEN

WIENER & SIEMSEN
HANNOVER

# Deutsche Werke Aktiengesellschaft

D-Büro Hannover — Lange Laube 18

Unsere Erzeugnisse:

| | | |
|---|---|---|
| Landmaschinen | Glühkopfmotoren | Werkzeugmaschinen |
| Wagen und Räder | Dieselmotoren | Werkzeuge |
| Fenster und Türen | Pumpen | Pressluft-Werkzeuge |
| Möbel | Kompressoren | Armaturen |
| Haus- und Küchengeräte | Elektrotechnische Erzeugnisse | Eisen- und Feldbahn-Material |

Weine aus den städtischen Kellereien

## Stadthalle Hannover

Sehenswerter Kuppelbau · Große Ausstellungshalle Konzertsäle · Gesellschaftsräume für Kongresse, Versammlungen und Festlichkeiten

Täglich Konzert in den Wirtschaftsräumen

Vornehme Gartenwirtschaft · Große Terrassen · Park mit Wasserkünsten und Leuchtbrunnen

## Ratsweinkeller Hannover

Gothischer Bau aus dem Mittelalter, bei der Marktkirche gelegen

Gutbürgerliches musikfreies Lokal

Festsäle und Gesellschaftsräume für Versammlungen, Festlichkeiten, Ausstellungen

## Städt. Wirtschaft Georgengarten

Idyllisch gelegen in den Herrenhäuser Anlagen

Konzertfreie Kaffeewirtschaft

Weine aus den städtischen Kellereien




## FRANK THIESS

DAS GESICHT DES JAHRHUNDERTS
BRIEFE AN ZEITGENOSSEN
Halbleinen G.-M. 7.—, Schw. Fr. 8.— Halbleder G.-M. 12.—, Schw. Fr. 14.—

Dies Buch braucht keine Verkündiger und keine Polemiken. Es braucht keine Kritiken. Es braucht nur Leser . . . Dieses Werk wird wirken, solange sich noch ein Mensch zum Gebet und zum Gedicht erhebt . . . „Chemnitzer Neueste Nachrichten"

DIE VERDAMMTEN „ ROMAN
Halbleinen G.-M. 12.—, Schw. Fr. 13 — Halbleder G.-M. 20.—, Schw. Fr. 25.—

Heute stellt sich Thieß mit einem zweiten Roman größten Stils in die allererste Reihe derjenigen Autoren, die das geistige Deutschland in der Welt repräsentieren . . . Die Landschaft und ihre Menschen bestimmen den Rhythmus des Werkes, doch was in ihrem Rahmen sich abspielt, ist nicht ein umgrenztes Schicksal, sondern die Tragödie des Menschseins auf dieser Erde, die Tragödie unserer Irrungen um die eine Frage: Was ist unser Weg, was kann unser Ziel sein? „Berliner Börsenzeitung"

ANGELIKA TEN SWAART „ ROMAN
Halblein. G.-M. 4.— Schw. Fr. 4.50 Halbleder handsign. G.-M. 20.—, Schw. Fr. 23.—

ein Meisterstück, das sowohl in der feinen Wortkunst wie in der bestrickenden Anmut einzelner Szenen einen erlesenen Genuß bereitet. „Kölnische Zeitung"

DER TOD VON FALERN „ ROMAN
4—6 Tausend erscheint demnächst Halbleinen G.-M. 6.—, Schw. Fr. 7.50
Glanzleinen G.-M. 7.—, Schw. Fr. 8.75 Halbleder G.-M. 10.—, Schw. Fr. 12.50

J. ENGELHORNS NACHF. „ STUTTGART



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [24] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

1849 Hannover 1924

# Hannoverscher Kurier

## Die Stadt Hannover 1866—1918.

Von

**Stadtdirektor a. D. Tramm.**

Als Hannover im Jahre 1866 seine Selbständigkeit als Königreich verlor, zählte die Hauptstadt des Landes einige 70 000 Einwohner. Bald nach der Annexion, namentlich nach dem Jahre 1870, setzte eine größere Bevölkerungsbewegung ein, welche auf allen Gebieten rasche Maßnahmen der Verwaltung erforderte, die aber infolge des durch das Jahr 1866 eingetretenen Zwiespalts in den städtischen Kollegien nicht geleistet werden konnten. Mußte doch noch in den 70er Jahren die Notwendigkeit des Baues einer Wasserleitung erst durch ein Volksvotum gefordert werden, und fand man doch nicht den Entschluß, trotzdem man sich von der sanitären Notwendigkeit eines Schlacht- und Viehhofes überzeugt hatte, diesen in eigene städtische Verwaltung zu übernehmen, was erst zwanzig Jahre später nach scharfen Kämpfen möglich wurde. Ohne jemandem Vorwürfe zu machen, wird man die Tatsache konstatieren müssen, daß die Zerrissenheit in den städtischen Kollegien, die menschlich infolge der ungeheuren Umwälzung des Jahres 1866 nur zu verständlich war, für die Entwicklung der Stadt geradezu verhängnisvoll wirkte. Erinnere ich mich doch noch genau, daß, als ich im Jahre 1883 in den Magistrat eintrat, mir der damalige Wortführer Behre bei einem Besuche zum Ausdruck brachte: „Wir wollen ja gar nicht, daß Hannover so groß wird, dann freuen sich ja nur die Preußen", offenbar in der Ueberzeugung, mit seinem Nein gegenüber den gebieterisch herantretenden Forderungen der Zeit die alten, einfacheren Verhältnisse einer herrlichen Haupt- und Residenzstadt aufrechterhalten zu können. Im Magistrat, der damals niemlich reinweg dieser Auffassung gegenüberstand, wurden die Vorlagen lediglich von dem Gesichtspunkt aus behandelt: werden wir sie bei Herrn Behre und der ihm folgenden Mehrzahl des Bürgervorsteherkollegiums auch durchsetzen können? Dabei erforderte die Zunahme der Bevölkerung und die rasch emporstrebende Industrie notwendig sowohl eine großzügige Aufstellung von Bebauungsplänen sowie die Durchführung einer Kanalisation, wenn anders nicht die Entwicklung der Stadt vollständig unterbunden und in sanitär ungesunde Bahnen geleitet werden sollte. Der Bebauungsplan der Stadt wurde derzeit noch von einem zwar sehr ordentlichen, liebenswürdigen Bauinspektor, der früher Oberfeuerwerker gewesen war, in großen und ganzen in der Form aufgestellt, daß, wenn eine Straße fertig war, eine neue darangereiht wurde, wie als abschreckendes Beispiel in der Nordstadt im Gesamtbilde der Stadt dies leider noch sehr zu spüren ist. Erst einer Mitte der 80er Jahre energisch einsetzenden Opposition in weiten Kreisen der Bürgerschaft gelang es, diese kleinlichen Anschauungen durch die Bürgervorsteherwahl im Jahre 1885 zu bekämpfen. Durch diese Wahl wurde auch der Mann ins Bürgervorsteherkolleg geschickt, den ich doch alles in allem, rückblickend auf meine lange Verwaltungstätigkeit, für die stärkste bürgerliche Persönlichkeit halte, welche die Stadt während meiner Amtstätigkeit hervorgebracht hat, der Architekt und Baurat, spätere Senator Ferdinand Wallbrecht. Ausgerüstet mit eiserner Energie und weitem Blick für die Entwicklung kommunaler Dinge, war er seit Jahren bemüht, der Stadt durch seine Durchbrüche in der Altstadt Luft, Licht und Verkehr zu schaffen und wäre ihm dies in noch viel weiterem Maße gelungen, wenn seine Pläne nicht unausgesetzt durch die damalige Zeitrichtung auf dem Rathause verkümmert wären. Mit ihm gleichzeitig kam der spätere Senator Glademeyer ins Bürgervorsteherkolleg, der in seiner kampfesfreudigen, stets lebendigen Frische neben Wallbrecht unermüdlich für die rasche Entwicklung der Stadt sich einsetzte. Noch als Wallbrecht später mit seinem Projekt auf Durchführung der Hohenzollernstraße an Stelle des engen Holzgrabens hervortrat, wurde diese Straße, welche eine der schönsten Waldranbstraßen hätte werden können, von 25 auf 17 Meter beschränkt. Doch die Zeitströmungen setzten sich alsbald durch, die Politik auf dem Rathause trat zurück, um später ganz zu verschwinden und so gelang es noch gerade rechtzeitig, in den kommenden Jahren die Kanalisation im größten Teil des Stadtgebietes, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, zu erreichen, unter Leitung des neu gewonnenen, unendlich arbeitsamen und frohgestimmten Baurats Georg Bokelberg, der mit nie rastender Liebe und Aufopferung für seine Vaterstadt sein Bestes hergab, um in langjähriger Arbeit dieses Werk durchzuführen, welches dann seinen Abschluß in den Kläranlagen in der Königsworther Straße und in Herrenhausen fand. Die weitere Entwicklung der Stadt wurde geschiert durch neue, in weitem Stile für lange Zeiträume aufgestellte Bebauungspläne, welche auf Grund mehrfacher Konkurrenzen in der neu organisierten Bauamtsabteilung in geschickter Weise verarbeitet und die unterstützt wurden durch große Landerwerbungen, die, wenn ich mich recht erinnere, während meiner Amtszeit bis zum Jahre 1918 sich sicher auf 15 000 bis 20 000 Morgen werden belaufen haben, unter ihnen auch das Rittergut Burg und der herrliche Tiergarten. Letzteren gelang es im Jahre 1903 durch das Entgegenkommen des damaligen Landwirtschaftsministers von Podbielski zu einem sehr maßvollen Preise für die Stadt zu erwerben, wenn er ihn auch sehr ungern hergab, da er für den Staat dort eine größere Wirtschaft einrichten und einen Teil des herrlichen Tierparks für Villenzwecke bestimmen wollte. An diese Grundstückspolitik denke ich mit besonderer Befriedigung zurück, da nach meiner Meinung keine sich entwickelnde größere Stadt ohne großen Grundbesitz, der allein die Anlage großer Plätze und weiter Straßenzüge ermöglicht, gedeihen kann. Grundbesitz, Grundbesitz und nochmals Grundbesitz ist die Parole für jeden Aufbau einer Stadt! Bisweilen beschleicht mich aber doch ein leises Gefühl der Bitterkeit, daß doch zu gewissen Zeiten auch starke Hemmungen sich geltend machten, welche weiteren Erwerbungen entgegenstanden. Die stark fortschreitende Entwicklung der Stadt erforderte natürlich im Laufe der Jahre auf den verschiedensten Gebieten entscheidende Maßnahmen. So erwies sich im Laufe der Jahre die Wasserleitung in Ricklingen als zu klein. Sie wurde erweitert durch die Wasserleitung in Grasdorf, später durch die große Wasserzuführung von Elze und zugleich entlastet für gewerbliche Betriebszwecke durch die neu erbaute Leineleitung am Himmelreich.

Das alte Krankenhaus 2 in Linden war längst zu klein geworden und fand in den 90er Jahren eine Entlastung durch den großen Neubau für 500 bis 600 Betten in der Haltenhoffstraße in Form des derzeit von ärztlicher Seite allgemein geforderten Barackenstils. Da die städtischen Krankenhäuser nicht nur von der einheimischen Bevölkerung, sondern auch von der Stadt Linden und den benachbarten Landkreisen stark benutzt wurden, ergab sich daraus von selbst die Notwendigkeit, wenn man eine Ueberfüllung in kritischen Lagen verhindern wollte, daß die Stadt Linden zum Bau eines eigenen Krankenhauses überging, der eine absolute Notwendigkeit für Linden bedeutete und heute mehr denn je ist, so daß es für jemand, der die Verhältnisse verfolgt hat, geradezu unverständlich erscheint, wie heute irgendein Kopf auf den Gedanken kommen kann, noch dazu in einer Zeit, wo die Privatkrankenhäuser und Kliniken aufs äußerste bedroht sind, an die Aufgabe eines dieser Krankenhäuser zu denken. Das kirchliche Leben wurde durch viele Gotteshäuser belebt und auf dem Wohlfahrtsgebiete entstanden im Laufe der Jahre das Stift zum Heiligen Geist auf der Großen Packt, das Schwesternhaus, das Nikolaistift, das Wagnerstift, das Altersheim in der Mecklenheide und später durch Frau von Wentzel das Cäcilienheim und durch die Provinz die neue Blindenanstalt. Daneben wurde in sanitärer Beziehung durch die Errichtung der großen Badeanstalt auf der Goseriede auch den Wünschen der wasserfrohen Bevölkerung Rechnung getragen.

Auch die Schulbauten erfuhren stark Vermehrung. Fast alle höheren Schulen, mit Ausnahme des alten Rats- und Realgymnasiums am Georgsplatz, welches nach meiner Meinung auch heute noch immer der monumentalste Schulbau ist und in seiner Reckenhaftigkeit jedes Auge erfreut, entstanden in den Jahren bis 1918 entweder neu oder erfuhren doch in ihrem Bestande und durch Anbau von Turnhallen ganz wesentliche neuzeitliche Veränderungen. Langjähriger Dezernent war hierfür der vornehme, immer pflicht- und zielbewußte Stadtsyndikus Eyl, ein vorbildlicher Beamter der Stadt, der leider in der Fülle der Jahre noch vor Kriegsbeginn dahingerafft wurde. Neu gebaut sind das Lyzeum in der Langensalzstraße, verbunden mit Lehrerinnen-Seminar, das Lyzeum in der Seelhorst, die Oberrealschule am Clevertor, am Engelbosteler Damm und die Bismarckschule in der Masch, ferner durch Verlegung in völlig umgestaltete Bauten die höhere Töchterschule am Clevertor und die Stadttöchterschule in der Meterstraße. Es entstanden weiter die Handwerker- und Kunstgewerbeschule an der Friedrichstraße, sowie die Präparandenanstalt am Bonifatiusplatz. 24 Volksschulen, einfache und Doppelschulen, wurden neu gebaut, die älteren zum Teil anderen Verwendungszwecken dienstbar gemacht oder gleichfalls durch Turn- und Neubauten in ihrem Bestande neuzeitlichen Verhältnissen zugeführt. Schwierig war natürlich immer die Finanzierung dieser Werke. Namentlich haben mir die großen Volksschulbauten, die aus laufenden Mitteln errichtet wurden, mehrfach Kopfzerbrechen gemacht. Aber der vorzügliche Stadtschulrat Dr. Wehrhahn, welcher Jahrzehnte hindurch das Volksschulwesen verwaltete und in seiner vaterländischen Gesinnung allen Lehrern ein leuchtendes Vorbild war, verstand es immer wieder in seiner sich stets gleichbleibenden Ruhe und sachlichen Tüchtigkeit, seinen Vorlagen zum Siege zu verhelfen, so daß ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen möchte, ihm den lebhaften Dank für die Ausbildung des Volksschulwesens in unserer Stadt zum Ausdruck zu bringen. Leicht war es wirklich nicht, allen diesen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den verschiedensten Gebieten heranbrängenden Aufgaben finanziell gerecht zu werden, ohne die Schulden der Stadt zu stark zu vermehren und die Steuerlast für die Bevölkerung so zu halten, daß Hannover zu den am geringsten mit Steuern belasteten preußischen Städten gehörte. In den ersten Jahren meiner Tätigkeit stand mir hierbei der außerordentlich tüchtige Stadtkämmerer August Netzel zur Seite, der die Stelle des Stadtsekretärs gegen die des Stadtkämmerers vertauscht hatte und mit eisernem Fleiße und sich stets gleichbleibender Treue und Arbeitskraft, gepaart mit einem glücklichen Optimismus, immer Mittel und Wege zu finden wußte, um die auftauchenden Sorgen zu verscheuchen. Zu früh hat ihn der unerbittliche Tod in der Vollkraft des Schaffens dahingerafft.

Ende der 80er Jahre erfolgte der Abschluß des Gasvertrages mit der englischen Gesellschaft, welcher der Stadt neue Einnahmen eröffnete, dessen Annahme anfangs auf vielfache Schwierigkeiten stieß, dann aber doch in heißen Kollegien mit großer Majorität erfolgte, im Bürgervorsteherkolleg mit durch das tatkräftige Einsetzen des Bürgervorstehers Konrad Bühring, welchem die Stadt auch in erster Linie den Erwerb der um das Theater liegenden Flächen, namentlich des Gartens vom Kaffee Kröpcke, verdankt. Bald nach dem Abschluß des Gasvertrages bauten wir das städtische Elektrizitätswerk in der Osterstraße und später das Drehstromwerk in Herrenhausen, während die Gasanstalt im Laufe des Krieges im Jahre 1917 durch Liquidationsverfahren in das städtische Eigentum überging.

Von den markanten Bauten, welche der Stadt auch gegenüber anderen großen Städten ein besonderes Gepräge geben sollten und welche als eine absolute Notwendigkeit in den Augen der Stadtverwaltung sich darstellten, wurde das Rathaus auf Grund einer zweimaligen Konkurrenz Ende der 90er Jahre in Angriff genommen und nach etwa 13jähriger Arbeit der Vollendung entgegengeführt. 150 Sitzungen der Baukommission, wenn ich mich recht erinnere, sind erforderlich gewesen, um diesen größten Bau der Stadtverwaltung zu vollenden. Große Schwierigkeiten waren vor Beginn zu überwinden, als eine starke Strömung im Bürgervorsteherkollegium den Bau unter Anknüpfung und Abreißung ganzer Häuserblocks in der Altstadt forderte und als dann später beim Innenausbau starke Meinungsverschiedenheiten mit dem bauleitenden Architekten einen Wechsel in der Leitung bedingten. Einem Glücksfall ist es zu danken, daß wir damals in dem ausgezeichneten Professor Halmhuber von der Technischen Hochschule einen Mann gewannen, der neuzeitlich durchgebildet, voll Taktraft und Schaffensfreude sich des inneren Ausbaues annahm, so daß das Rathaus nicht nur in seinen Grundrißverhältnissen, sondern auch in seiner ganzen inneren Durchbildung eine reiche Fundgrube für den Beschauer bietet. Besonders dankbar sei an dieser Stelle noch des vortrefflichen Stadtgartendirektors Trip gedacht, der den herrlichen Maschpark um das Rathaus herum gestaltete, der weiter die schöne Parkanlage zwischen Kirchröder Turm und Tiergarten schuf, den vorderen Teil der Eilenriede umgestaltete und überhaupt jede Aufgabe, die ihm in gartentechnischer Beziehung gestellt wurde, am folgenden Tage in die Hand nahm und in kurzer Zeit der Vollendung entgegenführte.

Noch umstrittener als der Rathausplatz gestaltete sich die Frage bei der Wahl der Stadthalle, eines Baues, der von den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, namentlich allen musikfreudigen Kreisen, gefordert wurde und der auch mit Rücksicht auf die vielen kleineren Säle der Stadt sich als ein unbedingtes Bedürfnis ergeben hatte. Am liebsten hätten viele diesen Bau im Zentrum der Stadt gesehen oder höchstens an der Stelle, wo das Neue Haus liegt. Sie konnten sich eben nicht daran gewöhnen, daß in einer Großstadt nicht alles zusammenliegen kann, sondern daß man mit Entfernungen rechnen muß, die aber dann leicht zu überwinden sind, wenn gute Verbindungsmöglichkeiten der Straßenbahn geschaffen werden. Nur mit einer Stimme Majorität im Bürgervorsteherkollegium gelang es damals, den jetzigen Platz für diese großzügige Anlage zu bestimmen, die, wie bekannt, nicht nur Versammlungen und musikalischen Zwecken dient, sondern die auch mit einer großen Ausstellungshalle und Ausstellungsgelände verbunden, starkes wirtschaftliches Leben in die Stadt führt. Als Abschluß dieser großen Bauten sollte als dritter ein städtisches Museum folgen, welches, nach Umbau des jetzigen Kestnermuseums, zu Verwaltungszwecken auf dem Platze der alten Badeanstalt in der Friedrichstraße gedacht war. Diesen Bau hatte ich mir als Abschluß meiner Tätigkeit gewünscht. Der 1914 hereinbrechende Volkskrieg vereitelte ihn und für absehbare Zeit wird er wohl kaum durchführbar sein.

Wie wohl ohne weiteres für jeden zwischen den Zeilen zu lesen, waren natürlich viele der vorstehenden, kurz skizzierten Aufgaben nicht möglich, ohne das Einverständnis entweder der hiesigen Lokal- oder der Berliner Zentralaufsichtsinstanzen. Aus der Fülle der zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen ich so oft die Verhandlungen mündlich geführt, möchte ich in erster Linie dankbar gedenken der starken Persönlichkeit des Oberpräsidenten

---

Fünfundsiebenzig Jahre Dienst für das Vaterland und das deutsche Volk feiert der „Hannoversche Kurier", wenn er des Tages festlich gedenkt, an dem sein Vorgänger vor 75 Jahren seine Zeitungslaufbahn begann.

Im Kampfe der Meinungen ist seit dem Jahre 1848 das deutsche Volk geschult und gestählt worden für eine Periode großen wirtschaftlichen, staatlichen und kulturellen Fortschritts.

Ehrliches publizistisches Ringen für Ueberzeugungen, wobei dem anständigen Gegner gegenüber Respekt gezeigt wird, kann den Wiederaufstieg Deutschlands und unseres Volkes nach furchtbarem Zusammenbruch und unerträglicher Demütigung nicht verhindern noch verlangsamen. Das mannhafte Verfechten jeder Welt- und Wirtschaftsanschauung ist wertvoll als Belebung auch für den Gegner.

Als einem eifrigen Streiter für politische und wirtschaftliche Anschten, die ihm als dem Vaterlande dienlich erscheinen, bringe ich dem „Kurier" zum heutigen Tage meine Glückwünsche dar.

Der Oberpräsident der Provinz Hannover.

Noske.

Die anerkannte Güte Ihres Blattes und die allgemeine Wertschätzung, deren sich der „Hannoversche Kurier" in den Kreisen von Handel und Industrie erfreut, machen es mir zur angenehmen Pflicht und Freude, Ihnen zum Tage Ihres 75jährigen Bestehens die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Unablässig ist der „Hannoversche Kurier" daran tätig gewesen, in Niederdeutschland der Vorkämpfer des Gedankens der wirtschaftlichen und politischen Einheit des Reiches in der historisch gewordenen Struktur zu sein. Er ist, trotz seiner parteipolitischen Einstellung, immer dessen eingedenk gewesen, daß über der Partei das Vaterland steht, daß das Gesamtinteresse des deutschen Volkes über die Interessen jeder Berufsgruppe und jedes Standes geht, und daß die Belange des Reiches denjenigen der Länder vorangehen.

Die Bemühungen des „Kuriers", den wirtschaftlichen und politischen Nachrichtendienst stets zu vervollkommnen, sind besonders in den letzten Jahren von wachsenden Erfolgen begleitet gewesen, und die große Ausdehnung und Vertiefung des Handelsteils werden von allen Kreisen aus Handel und Industrie gern und dankbar anerkannt. Die engen Beziehungen zwischen den amtlichen und freien Wirtschaftsvertretungen und dem „Kurier" drücken sich auch besonders dadurch aus, daß der Verlag des „Kuriers" die Handelskammer bei der Herausgabe des „Wirtschaftsblattes Niedersachsen" immer in verständnisvoller Weise unterstützt hat.

So hat der „Kurier" sich in den 75 Jahren seines Bestehens seine Stellung als führende Zeitung des niedersächsischen Wirtschaftsgebiets und darüber hinaus nicht nur erkämpft und bis heute erhalten, sondern er steht am Beginn seines neuen Lebensabschnittes unter der Leitung zielbewußter und taktkräftiger Männer auf gesicherten Grundlagen, die jede Aussicht auf weiteren Erfolg bieten. Daß es dem „Hannoverschen Kurier" gelingen möchte, diese Grundlagen dauernd zu erhalten und zu befestigen, ist mein aufrichtiger Wunsch.

Tgahrt.

Präsident der Handelskammer zu Hannover.

Die Liebe zur heimischen Erde und heimischen Art ist die Wurzel unserer sittlichen Kraft. Aber die Heimatliebe muß ergänzt werden durch ein Vaterlandsgefühl und eine Staatsgesinnung, der das große Ganze über alles geht. Daß Heimatliebe und starkes staatliches Vaterlandsgefühl sich trefflich miteinander vertragen, beweist das Beispiel der beiden größten Söhne Niedersachsens, Scharnhorsts, der in preußische Dienste trat, weil er so der deutschen Sache am besten dienen konnte, und Wilhelm Raabes, der seinen letzten historischen Roman mit dem Motto des Freiherrn vom Stein schmückte: Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland.

**Prof. D. Hermann Schuster,**
Mitglied des preußischen Landtags.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [25] - -

Rudolf von Bennigsen, der mit seinem damaligen Dezernenten, jetzigen Staatssekretär a. D. Heinrichs, die grundlegenden Bestimmungen für die Verwaltung unseres Grundbesitzes festsetzte und uns Freiheit gab für die aus dem Erlöse desselben stattfindenden Ausgaben, ferner der Regierungspräsidenten Graf von Bismarck, von Philipsborn und Graf Berg, die mit unserer Auffassung in der Entwicklung der Stadt in den wesentlichsten Punkten zusammengingen und uns oft Luft geschaffen haben, wenn Schwierigkeiten uns bedrohten und die sachliche Ausführung der Aufgaben zu verhindern schienen. Auch der Oberpräsidenten Graf Stolberg und von Wenne i gedenke ich gerne an dieser Stelle, die immer wieder trotz der sich öfter in ihren Behörden ergebenden Schwierigkeiten doch in mündlicher Besprechung wohlwollenden Interessen der Stadt sich geneigt zeigten und ihre schützende Hand über unsere Ausführungen breiteten. Schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen mit der Berliner Zentralinstanz, weil dort

Hannover, 1. Januar 1924.

Die „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannoversche Kurier" haben in den 75 Jahren ihres Bestehens den Aufgaben der in diesem Zeitraume aus bescheidenen Anfängen zu einem vielverzweigten Netz entwickelten Staats- und Reichsbahn stets volles Verständnis entgegengebracht. Jedes Verkehrsunternehmen kann aus einer maßvollen und sachlichen Kritik nur Nutzen ziehen. Möge es dem „Hannoverschen Kurier" vergönnt sein, seine hochgesteckten Ziele auch künftig trotz der schweren Zeitverhältnisse zu erreichen.

Der Präsident der Reichsbahndirektion.
**Seydel.**

Hannover, 1. Januar 1924.

Das enge Verhältnis zwischen Presse und Post erklärt sich schon daraus, daß beide öffentlich-rechtlichen Aufgaben lösen wollen, die Presse, wie jüngst auf der Tagung ihres Reichsverbandes hervorgehoben wurde, in voller Freiheit, aber auch in voller Verantwortlichkeit, die Post in der Gebundenheit, wie sie ihr Verfassung und Gesetze vorschreiben. Wenn bei dieser ungleichen Bewegungsfreiheit bisweilen Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden auftreten, so wird es doch immer wieder zu einer Verständigung kommen, wenn beide dessen eingedenk bleiben, daß sie nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern zur Pflege der Wohlfahrt des ganzen Volkes. Auf solche Auffassungen waren jedenfalls die Beziehungen zwischen „Kurier" und Post bisher gestellt, und so wird es, wie ich hoffe, auch in Zukunft bleiben. Der „Kurier" wird, dessen bin ich gewiß, für seine alten Ideale, deren Verwirklichung den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes verbürgt, weiter kämpfen. Möge er dafür später an seinem 100. Gedenktage ein in sich geeintes Deutschland sehen, größer und herrlicher denn je. Glückauf beim schweren Kampfe um dieses schönste Ziel!

Der Präsident der Ober-Postdirektion
**Büscher,**
Geheimer Oberpostrat.

Hannover, 9. Januar 1924.

Die Schwere unserer Zeit ist die Zerrissenheit, die des Andern Last nicht trägt, sondern weithin übersieht. In solcher Zeit ist es für die mit sittlichen Werten rechnende Presse eines des Dankes der Besten gewisse Aufgabe, das gemeinsame Ringen nach einer geistigen Einheit zu stärken. Als Wurzeln dieser Lebenseinheit werden sich nur sittlich-religiöse bewähren. Je beengender die Zeit, um so beglückender der Glaube und die Kraft seiner Liebe.

**Marahrens,**
Generalsuperintendent
im Konsistorialbezirk Hannover.

meistens mehrere Ministerien mitbeschließen wollten und in jedem Ministerium mindestens zwei bis drei Persönlichkeiten, deren man oft nur schwer habhaft werden konnte, ihres Amtes walteten. Dies hat uns auch besonders die Verhandlungen bei der Hochbaulegung der Eisenbahnlinie im Stadtgebiet im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts und in den Verhandlungen bei dem Bau des Rhein-Weser-Elbe-Kanals durch unser Stadtgebiet nicht unerheblich erschwert, wie man denn überhaupt als leitender Bürgermeister in Berlin oft schmerzlich die Hand des Bureaukratismus zu fühlen hatte, für den schließlich die Interessen einer einzelnen Stadt nur als ein kleiner Stein in der Behandlung eines großen Bauwerks erscheinen. Trotzdem haben wir uns meistens redlich durchgerungen, häufig mit Zustimmung der Bevölkerung, manchmal auch gegen sie, wie das ja auch unausbleiblich erscheint. Eine gute Presse haben wir oft gehabt, manchmal auch eine weniger gute.

Dem „Kurier" und seinen Leitern möchte ich aber hier an seinem Jubiläumstage dankbar zum Ausdruck bringen, daß sie, abgesehen von einigen kleinen Intermezzos, welche dann immer nur dazu dienten, die Freundschaft neu zu beleben, uns in vielen schwierigen Situationen hilfreich zur Seite gestanden und die Maßnahmen der Stadtverwaltung kraftvoll unterstützt haben.

# Wie Hannover 1848 aussah.

Von
**Wilhelm Rodewald.**

Wie unsere liebe Vaterstadt im Jahre 1848 aussah, davon gibt uns ein nur wenige Jahre älterer Stadtplan Kunde, der im hiesigen Stadt-Archiv aufbewahrt wird. Er verdankt seine Entstehung dem Eisenbahnzeichner A. C. F. Sohnrey und ist besonders deshalb interessant, weil er neben den Plänen für den in diesen Jahren eingeführten Eisenbahnbetrieb auch die Stadterweiterungspläne erkennen läßt, die der Oberhofbaurat Laves damals entworfen hatte, und über deren Weitsichtigkeit wir uns heute, nachdem sie im wesentlichen nach Laves' Plänen zur Ausführung gekommen sind, zu freuen haben. Der Sohnreysche Plan zeigt, daß Hannover 1848 noch die „kleine Residenz" war. So ganz klein freilich nicht, denn nach dem Klindworthschen Adreßbuche zählte die Stadt ohne die Vorstädte damals bereits 44 000 Einwohner.

Die Altstadt war aber noch ziemlich in sich abgeschlossen. Das eigentliche Hannover, vom Aegidientor bis zum Steintor, von der Georgstraße bis zur Friedrichstraße reichend, konnte man bequem in einer halben Stunde umwandern. Wer sich heute das Vergnügen machen wollte, einen Rundgang um des hannoversche



**Das alte Verlagshaus Osterstraße 88.**

Stadtgebiet zu unternehmen, würde früh aufstehen müssen, wenn er abends wieder zu Hause sein wollte.

Der wenige Jahre vorher fertiggestellte Bahnhof bildete nach dem Norden zu 1848 schon äußeres Stadtgebiet. Hinter ihm im Steintorfelde lag „Kosackerei" und ebenso war es im Marienstadtteil hinter dem Aegidientore. Bis zum Emmerberge und bis nach der Großen Barlinge waren Straßenzüge vorhanden, aber an jedem lagen nur wenige Häuser, und hinter ihnen kam die Gegend, in der sich die Füchse „Gute Nacht" sagten.

Die Neustadt erstreckte sich bis zur Bäcker- und Brandstraße. Vom Calenbergertore bis zum Clevertore an der Graft entlang zog sich der Kanonenwall, die Graft, ein Teil der alten Festungsgräben, umschloß die Marieninsel, auf der damals ein vielbesuchtes Vergnügungslokal mit Theater lag.

In der Glocksee und in der Andertenschen Wiese waren zu der Zeit fast nur Gärten und kleine Häuser vorhanden. Die Gasanstalt war in ihren Anfängen allerdings schon eine Reihe von Jahren dort.

Laves hatte zu der Zeit, wie schon erwähnt, die Pläne ausgearbeitet, die Hannover die Entwicklung zur Großstadt sichern sollten. Etwa zwanzig Jahre vorher hatte er die Waterlooläufe gebaut und den Waterlooplatz angelegt, und als nun die Eisenbahn kam und der Bahnhof, da entwarf er für die ganze Gegend von der Georgstraße bis zur Eilenriede und bis zum Engelbostelerdamme seinen neuen Stadtplan, der allerdings damals große „Zukunftsmusik" bedeutete.

Um Hannover im Jahre 1848 kennen zu lernen, machen wir einmal in Gedanken einen Spaziergang durch die alte Stadt. Wir fangen an auf der Leinstraße, wo damals König Ernst August im Alten Palais residierte, während das eigentliche Schloß an der Leine nur Repräsentationszwecken gewidmet war. Die Leinstraße bedeutete damals für die Residenz etwa das, was heute die Georgstraße für die Großstadt bedeutet. Das neue Hoftheater war derzeit im Bau, das alte sehen wir deshalb noch an der Leinstraße auf der Stelle, wo jetzt der Schloßgarten sich befindet. Neben ihm stand noch eine ganze Reihe alter Häuser, die später dem Abbruch verfielen. Das „Haus der Väter", das hier ursprünglich auch gestanden hat, war allerdings 1848 schon nicht mehr vorhanden. Auf die heutige Zeit überkommen ist aber noch das Kestnersche Haus, das für Hannover durch die hochherzigen Schenkungen der Familie Kestner eine große Bedeutung gewonnen hat und sich jetzt im Besitze der Stadt befindet.

Auf der anderen Seite der Leinstraße vom Palais ab bis zum Knappenort sah man damals eine Reihe alter Häuser, von denen die meisten dem Abbruch verfallen sind, als die Markthalle gebaut und die Grupenstraße durchgelegt wurde.

Hier wickelte sich ein großer Teil des gesellschaftlichen Verkehres der kleinen Residenz ab. Hier waren die Kaffeehäuser, in denen die Bürger und Beamten nachmittags und abends zusammen kamen. Robby wohnte gleich neben dem Palais, auf der anderen Seite des Palais nach dem Holzmarkte befand sich die Konditorei Riechers, nach dem Knappenort zu die Konditoreien von Spohn, in dessen Hause sich der Museumsverein versammelte und von Durlich. Hier wohnte auch der Hofgoldschmied Lahmeyer und der Buchdrucker Pockwitz. Die Hahnsche Buchhandlung und die Kaufmannsfirma Merklin sind heutigen Tages noch da, wo sie damals schon zu finden waren.

Das Haus an der Ecke des Holzmarktes und der Pferdestraße gehörte dem Konsul Bernhard Hausmann, Bürgervorsteher und Mitglied der Ersten Kammer, ein liberaler Politiker, der in Hannover in jenen Jahren eine große Rolle spielte und dem wir es vor allem zu danken haben, wenn die Stadt Hannover im Eisenbahnverkehr Norddeutschlands so bald einen hervorragenden Platz einnehmen konnte.

Hannover, 15. Januar 1924.

Zum Berge war der erste Redakteur, den ich in der Osterstraße aufsuchte. Ich hatte etwas geschrieben, weiß nicht mehr was. So vor 50 und mehr Jahren. Wir waren wieder einmal knapp, aber eh ich nach der Schmiedestraße zu meinem Freunde ging, der mir zu pumpen pflegte, da — hurra! meine Schreibübung stand im „Kurier". Wir tanzten einen Hackenschottisch eins, zwei, drei, und ich stand vor zum Berge.

Ein wuchtiger Mann, breitschulterig, kräftig, aber als er sich erhob und durchs Zimmer ging, da sah ich, daß er lahmte. Den jungen Dachs empfing er freundlich, und als ich ihm um das Honorar ansprach, da wurde ich gewahr, daß geistige Ware ebenso gemessen werde wie ein Stück Seide oder Tuch. Mit seiner Papierelle zählte er die Zeilen ab. Wenn das jedem so erging, war ich also mit wirklichen Schriftstellern gleichberechtigt.

Ganze zwölf Mark schrieb er mir auf, und damit zog ich zum Kassierer. Zwölf Mark! Eine halbe Woche hielt uns das über Wasser.

Was hat das Haus in der Osterstraße für mich seitdem bedeutet!

Der „Kurier" lief durch die Straßen Hannovers, durch die Provinz, durch Deutschland und weiter, wo nur Deutsche wohnten. Was ich an Verslein schrieb, nahm er mit, und daraus wurden meine vier Gedichtbücher. Nur Weniges, was sie en halten, hat er nicht zuerst gebracht.

Und diese immer neue Freude! Ich meine, für mich; denn keiner konnte ja dabei empfinden, was ich empfunden habe. So seh ich zurück, wie mich dünkt, auf eine fast ununterbrochene Kette von glücklichen Augenblicken. Lauter freundliche Lichter wie an einem Tannenbaum leuchten mir durch ein halbes Jahrhundert.

Der alte Harzer Roller muß jetzt, so ungern er es auch tut, bald den Schnabel halten, aber eh er von der Sprosse im Käfig herunterfällt, pfeift er noch halb im Traume ein Glückauf dem alten Hause in der Osterstraße: „Glückauf!"

**Adolf Ey.**

Hannover, 9. Januar 1924.

75 Jahre! Ueber wie viel Freud und Leid, über Aufstieg und Niedergang hat der „Kurier" berichtet bis hin zu dem schmählichen Frieden von 1918 und dem tiefen Elend und der inneren Not unseres Volkes in der Gegenwart. Aufstieg ist nur möglich durch innere Erneuerung unseres Volkes und Wiedererweckung des sittlichen und religiösen Lebens. Möge es dem „Kurier" beschieden sein, an dieser Aufgabe tatkräftig und rastlos mitzuarbeiten, zum Segen unseres Volkes und unserer Kirche. Wohlan!

**Florschütz,**
Präsident des Konsistoriums.

Die Burgstraße, eine der ältesten Straßen Hannovers, ist bis auf das Stadtdirektorhaus, auf dessen Platze an der Marstallstraßen-Ecke heute die Schule steht, noch ziemlich so erhalten wie damals, nur daß nicht Haus bei Haus ein Trödelladen war. Der Ballhof und der Hanfteichsche Saal (heute Arbeiterverein) waren die besuchtesten Säle der Stadt. In der Burgstraße wohnten nicht nur Geschäftsleute, hier wohnten auch angesehene Bürger- und Adelsfamilien, sogar der Ministerpräsident Graf Bennigsen hatte im Hause Nr. 27 seine Wohnung.

Sehen wir uns nun aber erst ein paar andere Straßen der Altstadt an. Die Osterstraße ist von ältester Zeit her immer eine von Hannovers Hauptstraßen gewesen. Wo jetzt das Gaskontor sich befindet, war damals das Amtsgericht, die Justizkanzlei. Gegenüber sah man das alte Brauhaus und nach der Seilwinderstraße zu die Börse, wo der Börsenklub seine Zusammenkünfte hielt. Drei Buchdruckereien, die Hofbuchdruckereien von Gebrüder Jänecke und Schlüter, sowie die Culemannsche Buchdruckerei waren 1848 schon dort zu finden, wo sie heute noch ihre Betriebe haben. Ganz das alte Bild sehen wir heute noch im Loccumer Hofe, wo damals der Abt Rupstein wohnte. Im Bruns'schen Hause Nr. 53, zwischen den Häusern Culemann und Fuge, hatte Direktor Karmarsch vom Polytechnikum seine Wohnung.

Das Hauptgebäude an der Osterstraße war aber das Stände-


GEBR. HAUERS •• HANNOVER
Gegründet 1853 F. Nord 460 u. 1460
Bettenfabrik Schmiedestr. 30 Wäschefabrik
Langjährige, unerreichte Spezialität:
Wäsche-, Brautausstattungen
Betten und Schlafzimmer
Bettfedern und Daunen



Verblender - Terrakotten
Dachsteine
Deckensteine - Glasuren
Hannoversche Kunstziegelei
C.&F.HAUERS
Gegr. 1871 Hannover, Schmiedestraße 30
Fabrik am Bahnhof Wülfel mit Staats- und Strassenbahn-Anschluss



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [26] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

1849 Hannover 1924

# Hannoverscher Kurier

## Neuzeitliche Kommunalpolitik.

Von

Dr. rer. pol. **Heinrich Langemann.**

Es dürfte schwer halten, abgesehen von Einzelpersonen, etwas zu finden, dem die nachrevolutionäre Zeit so übel mitgespielt hat wie den Gemeinden. Wohl ist es dem Reich selber auch jämmerlich genug ergangen, es war aber doch bis vor kurzem in der Lage, sich durch die Notenpresse über Wasser zu halten, und es wird wetterhin in der Lage sein, sich durch entsprechende Anziehung der Steuerschraube auf der einen und schärfste Sparsamkeit auf der anderen Seite lebensfähig zu erhalten, wenn nicht unvorhergesehene außenpolitische Belastungen eintreten. Anders die Gemeinden.

Die Folgen der Finanzkalamität haben sich auf allen Gebieten kommunaler Tätigkeit gezeigt. Ueberall ist es bergab gegangen. Zuerst kam die städtische Bautätigkeit zum Erliegen, was man hier noch fertigstellen konnte, trug den Stempel der Zeit an der Stirn. Teils mußten die Bauten in halbfertigem Zustande gelassen werden. Wir erinnern nur an die Neubauten auf dem neuen Friedhof an der Seelhorst, wo insbesondere der groß angelegte Bau des Krematoriums halbfertig in die Luft ragt, ein Wahrzeichen städtischer Finanzohnmacht. Bergab ging es nicht zuletzt auch mit allen möglichen Kultureinrichtungen. Das Schulwesen konnte nicht mehr mit der gewohnten Sorgfalt behandelt werden. In Hannover z. B. mußte man die städtische Badeanstalt im Winter ganz schließen, der Zoologische Garten mußte aufgegeben werden. Ein unerfreuliches Kapitel bildet auch die Straßenreinigung und bei der Müllabfuhr mußte man in einigen Außenbezirken zu veralteten Systemen zurückkehren. Diese wenigen Beispiele ließen sich noch erheblich vermehren, sie allein aber genügen schon, den erreichten Tiefstand zu zeigen.

Während man auf der einen Seite die Einnahmequelle so verstopfte, erhielten die Städte auf der anderen Seite neue Aufgaben zugewiesen, die sie erheblich belasteten. So erfuhr z. B. das ganze Fürsorgewesen eine Ausdehnung, die mit den dafür vorhandenen Mitteln kaum in Einklang zu bringen war. Der Kreis der Unterstützungsbedürftigen schwoll durch die systematische Ruinierung des Mittelstandes, vor allem der Rentner, unförmig an. Außer an laufenden Unterstützungen mußten Mittel für Milch- und Gasverbilligung bereitgestellt werden, ohne daß man, trotz Anspannung aller Kräfte, in der Lage war, der Not in wünschenswertem Maße zu steuern. Zahlreiche Selbstmorde beweisen das. Vielfach hat man auch aus Liebe zu einer straffen Zentralisation die private Wohlfahrtspflege zu sehr beiseite geschoben. Heute beginnt man einzusehen, daß dies ein Fehler war und daß in diesen Organisationen Kräfte sich regen, die billiger und umfassender zu helfen in der Lage sind.

Wir sind gegenwärtig nach der Umstellung der Staatswirtschaft auf Goldmarkbasis auf dem Höhepunkte des städtischen Finanzelendes angekommen, auf dem Höhepunkte, der durch nichts besser gekennzeichnet wird als durch das Unvermögen vieler Städte, so auch Hannovers, ihre Beamten zu bezahlen. Freilich haben die Städte einen Gewinn aus der Papiergeldwirtschaft gezogen, ihre alten Vorkriegsschulden sind sie sämtlich, ebenso wie das Reich, losgeworden. Und doch ist das nur ein geringer Trost, denn man hat schon seit einigen Jahren neue Anleihen aufnehmen müssen, die, wenigstens in der letzten Zeit sämtlich auf irgendeiner werbeständigen Grundlage abgeschlossen werden mußten. Auch sind gegenwärtig vielfach neue Goldanleihen aufgelegt, deren Erfolg zwar noch nicht sichtbar, aber doch sicher bei dem allgemeinen Geldmangel vor allem der kleinen Zeichner kaum ein allzu großer sein kann. Es ist sehr fraglich, ob durch Anleihen sich noch größere Mittel in Zukunft werden aufbringen lassen; für die laufenden Ausgaben können sie ohnhin bei einer nun unbedingt wieder notwendigen ordnungsmäßigen Führung des Etats nicht in Frage kommen. Diese können nur durch laufende Einnahmen gedeckt werden und diese sind ohne die Zuteilung neuer ergiebiger Steuerquellen nicht zu schaffen. Solche zu erhalten, ist für die Gemeinden gegenwärtig die Lebensfrage.

Neben diesen Finanzsorgen wurde die nachrevolutionäre Kommunalpolitik wesentlich von zwei anderen Faktoren beeinflußt, nämlich einmal von der Politisierung der Stadtverwaltung und zum anderen von der Politisierung der Bürgerschaftsvertretungen, des Bürgervorsteherkollegiums, wie es in Hannover heißt.

Mit dem November 1918 zogen wie in fast alle übrigen Verwaltungen auch in die städtischen, und zwar in leitende Stellen, Männer ein, die bis dahin dem öffentlichen Verwaltungsleben völlig fern gestanden hatten und keine andere Eignung für ihre Aemter mitbrachten, als die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, wo sie als Gewerkschaftssekretäre u. a. bisher gewirkt hatten und die sich nicht selten diese Parteitätigkeit auf ihre Pensionsjahre in Anrechnung bringen ließen. An ihren Rockschößen hingen viele Parteigenossen, die bei dieser Gelegenheit hier wie überall eine gute Anstellung zu finden hofften, die den ganzen Verwaltungsapparat nicht zu seinem Vorteil belasteten und die Ausgaben vermehrten. Denn fanden sich nicht sogleich freie Stellen, so wurden für sie neue geschaffen. Gewiß sind seitdem viele dieser „Novemberbeamten" wieder verschwunden, aber auch bei den später Angestellten sah man leider nicht nur, wie das im Parlamentarismus so Brauch ist, nach der sachlichen Tüchtigkeit. Leider gab der Herr diesen allen nicht immer mit dem Amt auch den nötigen Verstand, den Verstand nämlich, ihre Parteibrille abzusetzen und nun nur noch zum Wohle der Allgemeinheit zu arbeiten. Wir wissen besonders in Hanno-

---

Hannover, 1. Januar 1924.

Am Deutschlands überragende Industrie und um unseren blühenden Handel hat uns vor dem Kriege die ganze Welt beneidet; das war der innere Grund des Weltkrieges!

Ein Wiederaufbau des Vaterlandes ist nur denkbar, wenn es gelingt, Industrie und Handel zu schützen und lebensfähig zu erhalten. Das allein heißt produktive Politik treiben, und darin liegt die Hauptaufgabe einer jeden Regierung, sowie der zu ihrer Unterstützung berufenen und verpflichteten großen wirtschaftlichen Faktoren, zu denen in allererster Linie die Presse gehört.

Daß der „Hannoversche Kurier" diese Aufgabe zu allen Zeiten richtig erkannt und dem deutschen Handel und der Industrie in vorbildlicher Weise intensive Unterstützung verliehen hat, soll am heutigen Tage dankbar anerkannt werden. Das dankt ihm auch der gesamte niedersächsische Großhandel mit den aufrichtigsten Glückwünschen zum 75jährigen Jubiläum.

**Franz Bühring,**
Handelsgerichtsrat.

Hannover, 11. Januar 1924.

Dem „Hannoverschen Kurier", welchen ich als führende Zeitung Niedersachsens, bzw. Norddeutschlands seit vielen Jahren kenne und schätze, wünsche ich zu seinem 75jährigen Bestehen von Herzen alles Gute.

Ad multos annos.

**Carl Uebelen.**
Kommerzienrat.

---

**75** Jahre hat am heutigen Tage der „Hannoversche Kurier", nie zagend, nie ermattend, für Deutschlands Größe und Einigkeit gekämpft. Er hat die Zeiten des großen Aufstiegs unseres Volkes in der Bismarckschen Zeit nach 1870 erleben dürfen und steht heute nach dem Niederbruch unseres Volkes wieder treu und unerschrocken in erster Kampflinie für Deutschlands Wiederaufbau. Ein kräftiges Glückauf für den Kampf zu den sicher kommenden Tagen neuen Aufstiegs Alt-Germaniens!

Stadtdirektor a. D.

Hannover, 1. Januar 1924.

Als ich im Herbst 1853 das Licht der Welt erblickte, war die nur wenige Jährchen vor mir geborene „Zeitung für Norddeutschland" längst kein unbeschriebenes Blatt mehr. Ihre Ehe mit dem „Hannoverschen Kurier" scheint letzterem ganz vortrefflich bekommen zu sein, denn kein Mensch merkt dem täglich mehrmaligen mit Ungeduld erwarteten, in voller Jugendfrische strahlenden Gast seine „75" an.

Alles, was die gewichtigen Tage jedem einzelnen, ebenso wie der Allgemeinheit an bedeutsamen Ereignissen gebracht, fand stets ein getreues Spiegelbild in den Spalten unseres „Kurier". So hat sich derselbe in voller Würdigung der hohen erzieherischen und bildenden Aufgaben der Presse und als Mahner und Warner im politischen Kampf mit seinem im besten Sinne des Wortes „nationalen" und „liberalen" Programm dauernd Anerkennung und Achtung in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft erarbeitet und erkämpft.

Möge es dem Jubilar bis in die spätesten Zeiten nie an weitsichtigen, zielbewußten und aufrechten Mitarbeitern fehlen, die, als unsere Berater und Führer, ihr Bestes einsetzen im Dienste des Fortschritts auf kulturellem, wissenschaftlichem, künstlerischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet.

**Dr.-Ing. h. c. S. Seligmann,**
Geh. Kommerzienrat.

---

Hannover, 1. Januar 1924.

Nun blickt die Zeitung, die nur täglich aus aller Welt die Neuigkeiten und wirtschaftlichen Fingerzeige bringt und mancherlei Unterhaltung und Belehrung dazu, auf 75 Jahre zurück. Ueber 50 Jahre sind es sicherlich, die ich sie lese, denn auch in meinen Jugendjahren, fern von Hannover, suchte und fand ich sie zu meiner Freude an manchem Orte im Auslande. Ich las in ihr von der Errichtung und der Herrlichkeit des Reiches, dem gewaltigsten aller Kriege, dem Zusammenbruche und dem Umsturze. Gegenwärtig lese ich in ihr von der schauerlichen Trübsal des Purgatoriums, in dem wir Deutschen geläutert werden von den letzten Schlacken, die uns an der Führung der Völker des Erdballs hinderten und noch hindern.

Und ich wünsche dem „Kurier" zu seinem Jubelfeste, daß er gleich mir noch viele kommende Generationen erziehen, kräftigen und festigen möge im Schönsten und Besten, was es auf Erden gibt, im deutschen Gedanken.

**Harry Plate,**
Ehrenmeister des deutschen Handwerks.

---




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [27] - -

ver — anderswo werden die Dinge nicht besser liegen — ein Lied davon zu singen.

Hand in Hand mit diesen Dingen ging die Politisierung des Bürgervorsteherkollegiums eingeführt durch das allgemeine Wahlrecht auch zu den Stadtvertretungen. Man mag über das alte Gemeindewahlrecht denken wie man will, es hatte jedenfalls den einen Vorteil, daß nicht vornehmlich Hinz und Kunz über Steuern z. B. beschließen konnten, die sie nicht zu zahlen hatten. Mit dem durch diese Wahlrechtsreform bedingten Anwachsen der Sozialdemokraten wurden ohne Zweifel vielerorts Verhältnisse geschaffen, die den Rückzug der Städte ganz erheblich beeinflußt haben. Denn nun sah man nicht mehr auf die Interessen der gesamten Einwohnerschaft, sondern suchte für seine Anhänger möglichst viel herauszuschlagen. Ging die Sache schief, so kamen die Folgen dafür ja weniger auf die eigene Kappe, andere hatten es auszubaden. Endlose politische Debatten wurden in den Sitzungen abgehalten, werden es bis auf den heutigen Tag; zu positiver Arbeit war man nicht erzogen. So erlebte man nicht selten Sitzungen, in denen nicht ein einziger Punkt der Tagesordnung erledigt wurde. Einseitige Parteipolitik — denn fiel auf der bürgerlichen Seite einmal jemanden ein, den Spieß umzukehren, sofort erhob sich großes Zetergeschrei, schnell schob man der Rechten alle Schuld in die Schuhe.

Auf der anderen Seite verlor die man die den Gemeinden verbliebenen Steuern, besonders die Gewerbesteuer, so hoch zu treiben, daß die Existenz der Betriebe nicht selten ernstlich in Frage gestellt und viele kleinere Handwerker zur Schließung ihrer Werkstatt gezwungen wurden. Das sah man natürlich nicht ungern, man machte ihnen ja auch durch städtische Handwerksbetriebe Konkurrenz, denn mußten sie als Arbeiter ihr Brot verdienen, so hatte man doch Aussicht, sie mit vor den Parteikarren zu spannen.

Den bürgerlichen Vertretern im Rathause, wie dem Bürgertum überhaupt, kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie all diesen Machenschaften gegenüber viel zu lasch gewesen und großenteils auch heute noch sind. Nicht selten haben sogar Teile des Bürgertums, vor allem Vertreter der Demokraten und auch des Zentrums, den sozialdemokratischen Bestrebungen Vorschub geleistet. So ist es gekommen, daß auch in Städten, in denen die Sozialdemokraten nicht über die Mehrheit verfügten, wie z. B. in Hannover, viele ihrer Wünsche in Erfüllung gehen konnten. Das Bürgertum in seiner Gesamtheit sollte doch endlich einsehen, daß nur durch eine geschlossene Abwehr in der Zukunft etwas erreicht werden kann. Durch ein immer erneutes Hinausschieben der Neuwahlen ist zwar eine gewisse Amtsmüdigkeit eingetreten, sie darf aber unter keinen Umständen dahin führen, daß ein Teil der Sitze regelmäßig leer bleibt.

So liegen in großen Zügen die Dinge heute, ein Bild, das alles andere als schön ist. Wie werden sich in Zukunft die Dinge gestalten? Eine Frage auf die zum Schluß noch kurz eingegangen werden soll. Eine Finanzreform scheint sich gegenwärtig anzubahnen. Sie ist für die Gemeinden dringend erforderlich sollen sie jemals wieder zu dem werden, was sie einst waren, und was sie gegenwärtig mehr denn je sein müßten, Selbstverwaltungskörperschaften, aus denen dem Staate ständig frisches Blut zufließt. Aber mit Halbheiten auf finanziellem Gebiet ist es nicht getan, sonst wird das Siechtum zu einem dauernden. Man gebe den Gemeinden wieder das Zuschlagsrecht zur Einkommensteuer oder erschließe ihnen neue ergiebige Steuerquellen, die ihnen tatsächlich ein Leben ermöglichen. Und dann muß daran gegangen werden, in den Gemeinden selber Ordnung zu schaffen. Hier kommt viel, ja vielleicht alles auf die kommenden Wahlen an. Besinnt sich das Bürgertum auf seine Rechte und Pflichten der Allgemeinheit gegenüber, so sollte es nicht schwer fallen, wieder zu geordneten Verhältnissen zu kommen. Beamte von oben bis unten auszumerzen, die nur einer Partei dienen, wieder Stadtvertretungen zu finden, in denen zum Wohle der Allgemeinheit sachlich und ersprießlich gearbeitet wird. Gelingt all dies nicht, so sind die deutschen Städte für die nächste Zukunft erledigt, für den Wiederaufbau nicht das Glied, dessen der Staat bedarf.

# Im Zeichen des Verkehrs.

Von

**Hugo Wisliceny.**

75 Jahre bedeuten in der Entwicklung des Verkehrs außerordentlich viel. Als die ersten Ausgaben der „Zeitung für Norddeutschland" die Buchdruckpresse verließen, hatten wohl nur sehr wenige Exemplare den Vorzug, mit der Eisenbahn befördert zu werden, denn damals gab es hierzulande noch knapp so wenig Eisenbahnstrecken als Finger an einer Hand. War doch erst wenige Jahre vor der Gründung der Zeitung die erste deutsche Eisenbahn Nürnberg Fürth eröffnet worden. Das war im Jahre 1835, und 1850 gab es in ganz Deutschland erst rund 6000 Kilometer Eisenbahnen. Damals hatte die Hauptstadt Hannover nur eine Süd- und eine Ost-West-Verbindung als Eisenbahn. Das war alles. Im übrigen beherrschte das Fuhrwerk, die Postkutsche den Verkehr zu Lande. Das war die Blütezeit der Posthaltereien, und lustig erklang das Horn des Postillons, der damals der meistgereiste Bürger des Landes war.

Wie anders heute! Die Riesenspinne Verkehr hat im Laufe der Jahre ein mächtiges Netz über das ganze Land gesponnen. Ein Netz allerdings mit ungleicher Dichtigkeit. Das konnte ja auch nicht anders sein. Selbst als der Staat die Eisenbahnen aus anfänglichem Privatbesitz übernahm und dann weiter ausbaute, konnten und durften nicht alle Gegenden gleichmäßig mit Schienensträngen bedacht werden. Das Bedürfnis nach neuen Bahnen knüpfte sich an die Volksdichtigkeit und die industrielle und gewerbliche Betätigung der Bevölkerung. Die größeren Städte und dichter bewohnten Landgebiete mußten zuerst miteinander verbunden werden, die menschenleere Heide und das Moor blieben lange abseits des Verkehrs. Daher kann sich das Eisenbahnnetz Hannoverlands auch heute noch lange nicht in bezug auf Dichte mit dem der volks- und industriereichen Gegenden (z. B. Sachsen und Rheinland-Westfalen) vergleichen.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, alle die vorhandenen Eisenbahnlinien aufzuzählen. Jedes Kursbuch gibt darüber Auskunft. Erwähnt sei nur, daß das Netz der staatlichen Eisenbahnlinien Hannovers, in das sich die Reichsbahndirektionen Hannover, Magdeburg, Kassel, Münster, Oldenburg und Altona teilen, ergänzt wurde durch mehr als 30 Kleinbahnen oder Kreisbahnen, die von privaten und kommunalen Verbänden getragen werden. Die Wichtigkeit gerade der Kleinbahnen liegt auf der Hand. Sie im besonderen kommen in erster Linie der Landwirtschaft zugute, also dem Zweige der hannoverschen Wirtschaft, der auch heute noch hierzulande an erster Stelle steht. Wenn es der Landwirtschaft möglich war, aus der früheren Disteldorfwirtschaft (extensiven Wirtschaft) zur freien intensiven Wirtschaft und damit zu bedeutender Steigerung der Leistung zu gelangen, so doch nur mit Hilfe der Eisenbahnen und nicht zuletzt der Kleinbahnen, die künstlichen Dünger, Futtermittel und landwirtschaftliche Maschinen bis ins entlegenste Dorf heranbrachten, Dinge, die der hannoversche Bauer unbedingt notwendig gebrauchte, um vorwärts zu kommen. Andererseits war der Produzent nun auch besser als zuvor in der Lage, seine Erzeugnisse, z. B. das Vieh — denn Hannover als Bauernland war immer in bedeutendem Umfange ein viehzüchtendes Land —, aber auch Getreide und Kartoffeln an den Markt zu bringen.

Natürlich hatte nicht nur die Landwirtschaft den Vorteil eines modernen Transportbetriebes. Zum mindesten ebenso nützte der Ausbau der Schienenwege auch der Industrie und dem Gewerbe, sowie dem Handel. Vielerorts hatte erst die Anlage neuer Eisenbahnen die Niederlassung neuartiger Industrien (Kali) zur Folge. Das Aufblühen wirtschaftlichen Lebens war die Folge der Einrichtung eines zuverlässig arbeitenden Verkehrs- und Transportmittels. Im Zeichen dieses Verkehrs hat sich unsere Wirtschaft glänzend entwickelt, und als nach dem verlorenen Weltkriege die deutsche Wirtschaft mehr und mehr in Verfall geriet, geschah dies, weil die Verkehrseinrichtungen (nur allein wegen des Verfalls der deutschen Währung) in denkbar größte Schwierigkeiten gerieten. Die Kleinbahnen wurden davon am schwersten betroffen; fast standen sie vor dem Untergang, so daß staatliche und provinzielle Hilfsmaßnahmen einsetzen mußten, damit das Kleinbahnwesen über Wasser und aktionsfähig erhalten blieb.

Wenn nun auch das hannoversche Eisenbahnnetz im Laufe der Jahre zu bemerkenswerter Vollständigkeit ausgebaut worden ist, so soll damit nicht etwa gesagt sein, daß alles mustergültig und richtig war. Die Anlage mancher Strecken brachte zuweilen Verschiebungen des Verkehrs mit sich, unter denen manche Gegenden zu leiden hatten, z. B. solche Punkte, an denen der neue Verkehrsweg in weitem Bogen vorbeiging, der alten Verkehrsstraße nicht folgte. Wichtige Heerstraßen, auf denen sich vordem der große Verkehr abgespielt hatte, wurden lahmgelegt, da die neue, weiter entfernt liegende Eisenbahn nun den Verkehr aufnahm und die Heerstraße entvölkerte. Es braucht da nur auf die große Chaussee von Gifhorn nach Uelzen verwiesen zu werden. Einst eine Hauptverkehrsader zwischen Nord und Süd, liegt sie jetzt verwaist, da die nächsten Eisenbahnen ziemlich fernab verlaufen.

Auch einige Städte hatten unter neuer Verkehrspolitik zu leiden, sofern sie von den entstandenen Eisenbahnstrecken gemieden wurden. Dazu gehört u. a. Einbeck, das erst eine Verbindungsbahn nach der Göttinger Hauptstrecke erhalten mußte, wenn es nicht ganz abseits liegen bleiben sollte. Und doch wäre es kein Fehler gewesen, den Bogen der Linienführung der Hauptstrecke gleich über Einbeck zu führen. Benachteiligt wurde diese alte, schon im Mittelalter nicht unbedeutende Stadt auf alle Fälle, auch nach Fertigstellung der Sekundärbahn Salzderhelden-Einbeck-Dassel. Den Vorteil aber hatte Northeim, das später sogar ein wichtiger Kreuzungspunkt des Eisenbahnverkehrs geworden ist.

Und wie ist's mit Hildesheim? Den meisten „Kurier"-Lesern werden noch die teilweise heftigen Kämpfe in Erinnerung sein, die um die direkte Eisenbahnverbindung von Hannover nach Hildesheim geführt wurden. Es half aber alles nichts. Bis man endlich den Gleisbogen bei Barnten anlegte und so den schweren Fehler notdürftig verkleisterte. Damit war und ist

---

Bremen, 1. Januar 1924.

An dem 75jährigen Bestehen des „Hannoverschen Kuriers" nimmt auch die deutsche Groß-Schiffahrt freudigen Anteil. Dankbar erinnert sie sich dessen, was der „Hannoversche Kurier" für das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben Nordwest-Deutschlands getan hat. Mehr denn je bedarf die in der schwersten Phase ihres Wiederaufbaues begriffene deutsche Wirtschaft der Unterstützung der breitesten Oeffentlichkeit. Unentbehrliche Vermittlerin in diesem Ideenaustausch sind unsere führenden deutschen Blätter. Möge daher dem „Hannoverschen Kurier" auch fernerhin die gleiche erfolgreiche Entwicklung beschieden sein wie bisher, das ist mein aufrichtiger Wunsch.

Der Präsident des Norddeutschen Lloyd:
**Dr.-Ing. h. c. Philipp Heineken.**

Göttingen, 1. Januar 1924.

Ich denke zurück an die Bestrebungen zur Begründung der deutschen Einheit und an deren herrliche Erfüllung im Deutschen Reich von 1870 bis zum Weltkriege. Ich gedenke der großen Hannoveraner Leonhardt, Miquel, Bennigsen, Planck und sende dem „Hannoverschen Kurier", der seit 75 Jahren an unserer nationalen Entwicklung in der engeren Heimat und darüber hinaus führenden Anteil nahm, warmen Gruß zum Jubiläum.

**Professor R. v. Hippel,**
Geh. Justizrat.






GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [28] - -

Hildesheim aber immer nur noch auf Umwegen von Hannover zu erreichen, und erst die Hannoversche Strassenbahn erwarb sich das Verdienst der Schaffung einer direkten Linie nach der alten Bischofsstadt. Auch über Lehrte ein paar Worte. Es war auch eine Kurzsichtigkeit, so nahe der Hauptstadt einen bedeutenden Kreuzungspunkt anzulegen. Mochte man in der früheren hannoverschen Residenz den Lärm und Rauch der neuen Verkehrsmittel nicht leiden, daß man die Bahnhöfe möglichst weit hinausschob? Kaum gibt es eine andere Erklärung. Lehrte aber nahm zu als Eisenbahnstadt und entzog der Hauptstadt bedeutenden Verkehr. Trotzdem blieb Lehrte — Lehrte! Der Fehler machte sich später immer mehr bemerkbar, bis man zu dem Entschluß kam — reichlich spät —, eine direkte Eisenbahnlinie von Hannover nach Celle (und damit nach Hamburg) zu legen. Allerdings zarrt sie noch immer der Vollendung, wie so manche andere im Bau begriffene neue Eisenbahnstrecke dank der traurigen Reichsfinanzen! Beinahe die gleichen Erscheinungen wie hinsichtlich Lehrte sehen wir im Westen der Hauptstadt: denn Wunstorf ist in gewissem Sinne das Gegenstück zu Lehrte. Der Wunsch nach einer direkten Bremer Verbindung (über Neustadt a. Rbge.) ist jedoch immer unerfüllt geblieben.

Aber die frühere und gegenwärtige Zeit brachte noch mancherlei anderen Wünschen keinerlei Verwirklichung. Es soll u. a. nur an zwei unerfüllt gebliebene Projekte erinnert werden. An das sehr alte Projekt der Oberweiertalbahn (Verbindung Hann.-Münden—Bodenwerder und Holzminden—Hameln) und an das Oberharzbahnprojekt Klausthal—Osterode am Harz. Dicke Aktenbündel über diese Pläne verstauben in den Schränken. Und doch wären beide Projekte als Teilstrecken wichtige Verbindungsglieder neuer Nord-Süd-Verbindungen geworden. Auch von der „Hannoverschen Nordbahn" (Verlängerung über Bremervörde nach Cuxhaven bzw. der Elbmündung) ist es ganz still geworden.

Im Ausbau des Eisenbahnnetzes sind bei alledem doch die Hauptorte der Provinz Hannover Verkehrsmittelpunkte geworden. Versteht sich von selbst, daß die Provinzialhauptstadt das Herz dieses Verkehrs geblieben ist. Hannover ist aber darüber hinaus auch eins der bedeutendsten Verkehrszentren Norddeutschlands geworden, und es wird in der Beziehung an Bedeutung noch wachsen.

Nach Abschluss dieser Ausgabe gingen noch eine

**Reihe von Glückwünschen**

ein, die leider in dieser Sonderausgabe keine Aufnahme mehr finden konnten, die wir aber, so weit möglich, nachträglich in den nächsten Tagen veröffentlichen werden. Es sind dies Geleitworte von: **Senator Beytien**, Hannover, **Hans Friedrich Blunck, Professor Brandi**, Göttingen, **Otto Brües, Carl Bulcke, Helene Christaller, Reichskanzler a. D. Cuno, Professor Hans Driesch**, Leipzig, **Professor d'Ester**, Münster-München, **Oberverwaltungsgerichtsrat v. Eynern, M. d. L., Ludwig Finckh, Friedrich Freksa, Professor Gräfenhain**, Hannover, **Wilhelm Hegeler, Luise Holle, Max Jungnickel, Geheimrat Kahl, M. d. R.**, Berlin, **Nanny Lambrecht, Geheimrat Berthold Litzmann**, München, **Professor August Messer**-Giessen, **Wilhelm Meyer-Foerster, Generaldirektor Platz**, Hannover, **Gabriele Reuter, v. Rosenberg, früherem Reichsaussenminister, Edith von Schrenck, Professor Paul Schubring**, Hannover, **Geheimrat Dietrich Schäfer**, Berlin, **Reichswirtschaftsminister a. D. Scholz, Karl Söhle, Diedrich Speckmann, Rudolf Stratz, Arnold Ulitz, Geheimrat Waizel**, Bonn, **Franz Joh. Weinrich, Josef Winckler** u. a. m.

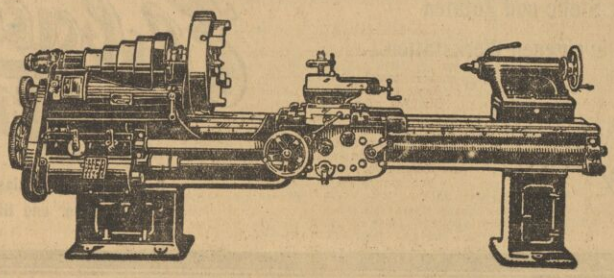
Aber doch nicht zu Lande allein spielte sich der Verkehr ab. Nicht unbedeutend war schon immer die Schiffahrt auf den Strömen und Flüssen Niedersachsens: Elbe, Weser, Ems und deren Nebenflüssen, Aller mit Leine, Almenau, Oste, Hunte usw. Einige Kanäle, zunächst im Norden, traten dann hinzu, vor allem der Dortmund-Ems-Kanal, der Ems-Jade-Kanal, dann der lange viel umstrittene, jetzt erst bis Hannover fertige Mittellandkanal. Daneben bestehen die Kanalprojekte der neuesten Zeit, die wohl das Pech haben werden, gleich den oben angeführten Eisenbahnprojekten, in Aktenschränken zu verstauben.

Zahlreich sind hierzulande auch noch die meist örtlichen Verkehr vermittelnden Fähren, an denen besonders die Weser noch reich ist. Und doch ist die bedeutendste aller Fähren Hannovers lands diejenige über die Oste zwischen Basbeck und Osten in Nordhannover, wo Ebbe und Flut den Wasserstand bestimmen. Diese Fähre mag hier aus dem Grunde erwähnt sein, weil sie als elektrisch betriebenes Werk ein technisches Meisterstück darstellt und der elektrischen Schwebebahn von Elberfeld-Barmen an die Seite gestellt werden kann. In ihrer hohen, weit sichtbaren Eisenkonstruktion steht sie vielleicht in ganz Deutschland einzig da. —

Selbstverständlich ging die Entwicklung des Postwesens mit der des Eisenbahnverkehrs Hand in Hand. Die Postsachen werden heute fast ausschließlich nur noch mit der Eisenbahn befördert. Die Zahl der Personenposten ist heute nur noch gering, dagegen nahm diejenige der Automobil-Postverbindungen zu. Aber das allerneueste ist nun der Luftverkehr. In der Beziehung stehen wir allerdings erst in etwa demselben Stadium der Entwicklung, in dem das Eisenbahnwesen sich vor 75 Jahren befand. Darin mag man immerhin den rapiden Fortschritt erkennen. Die Erde gehört dem Menschen nicht mehr: hier stoßen sich die Sachen hart im Raume. Nun will der Mensch das Luftreich in seiner unbegrenzten Weite sich erobern. Ein Zeichen für seinen Unternehmungsgeist, für den die Losung gilt:

**Nicht rasten und nicht rosten!**


Werkzeugmaschinen-Grosshandlung



sämtliche Werkzeugmaschinen für Metallbearbeitung
neu und gebraucht

**Arnulf Lüders**

**Hannover**
Goethestrasse 78
Lagerhalle: Hannover-Brink

Telegramm-Adresse: Maschinenlüders
Telefon: West 6011 Nord 9011

DRESDNER BANK
Filiale Hannover

Rathenauplatz 4
und Sophienstrasse 3

Fernsprecher Nord 3700—5
West 6880—5 West 5010—5

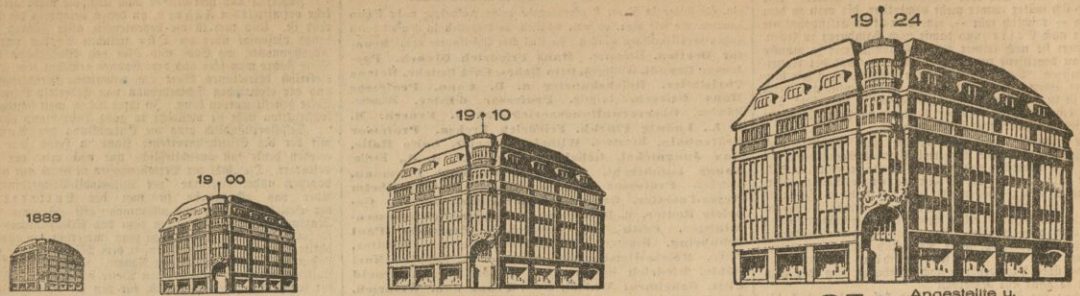
Besorgung aller bankmässigen Geschäfte



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [29] - -

# Das Fundament unserer Entwicklung




# ist das Vertrauen unserer Kundschaft

begründet durch

Schärfste Kalkulation

Verarbeitung nur bester Stoffe und Zutaten

Wirtschaftlichste Fertigung in eigenen Werkstätten

**Eisbach & Frank**

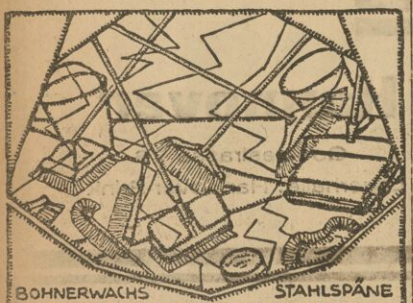
Das Haus für erstklassige Kleidung
Hannover und Hildesheim

---

**F. Knappworst & Sohn**
Schillerstrasse 14. Fernspr. 1319.
Spezialhaus für Bürsten, Kämme u. Toilettewaren
Bürsten und Pinsel für Haus- und Industriebedarf
**Billigste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.**

---



BOHNERWACHS STAHLSPÄNE
TEPPICHKEHRMASCHINEN
REINIGUNGSUTENSILIEN
STAUBSAUGAPPARATE
BÜRSTENWAREN
KAUFEN SIE BEI
**HERMANN SALGE**
HANNOVER
GLAS-KRISTALL-STEINGUT-PORZELLAN
PORZELLANKUNST
AUSSTATTUNGSGESCHÄFT FÜR HAUS U. KÜCHE
LISTERPLATZ EINGANG JACOBISTR.
FERNRUF NORD 2460 u. 2466

---

Nur die zu

## gegenseitiger Hilfe

zusammengefaßten Kräfte der **Landwirtschaft** bieten ausreichende Gewähr für vollkommenen und zugleich billigen Versicherungsschutz gegen die unabwendbaren Elementarschäden

## Hagel und Feuer.

Unter Ausschluß jeder die Prämie wesentlich verteuernden Gewinnquote, auf die keine Akt.-Gesellschaft verzichten kann, versichert gegen

Hagel, Feuer, Baulast, Diebstahl

**nur**

auf wertbeständiger Grundlage
(z. Zt. Goldmark)
die

**Landwirtschaftl. Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit zu Greifswald**

gegründet 1846.

Abschätzung nur durch zur Gesellschaft gehörende Berufsgenossen. Werbende Entschädigungszahlung bei gleicher Gegenleistung.
Beiträge nur in Höhe des tatsächlichen Schadensbedarfs zuzüglich geringer Verwaltungskosten, verbilligt durch volle Ausnutzung des Verwaltungskörpers für vier Versicherungszweige.
Keine Agenten, keine Regulierungsinspektoren.
Nähere Auskünfte durch die Verwaltung in Greifswald, Steinbeckerstraße 15.

---




EDLER & KRISCHE · HANNOVER
GESCHÄFTSBÜCHERFABRIK
BUCH- UND STEINDRUCKEREI

---

SEHENSWERTE AUSSTELLUNG

---



INGOLSTÄDTER HOLZHÄUSER
ISOLIERT WÄRMEHALTEND
MIT UND OHNE INNENEINRICHTUNG
UHLMANN'SCHE HOLZINDUSTRIE A.G.
INGOLSTADT A. DONAU (BAYERN)

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [30] - -

haus, das an der Stelle lag, wo heute das Spiegelsche Haus, die Karmarsch- und Ständehausstraße sich befinden. Dieses große Gebäude mit seinem Vorhofe gab der Osterstraße Ansehen. Hier hielt nicht nur die Ständeversammlung ihre Sitzungen ab, hier war auch das Schatzkollegium und das Kriegsministerium.

Die Häuser an der Osterstraße gingen nach dieser Seite sämtlich bis an die alte Stadtmauer mit dem dahinterliegenden Georgenwall.

Der andere Hauptstraßenzug der Altstadt, die Markt- und Schmiedestraße, war das Viertel, in dem damals die Kauf- und Geschäftsleute wohnten. Capelle, Lücke, Hen.e, Temps, Röhrs, Ibsen, Schnath, Evertt, Ede, Ibsen, Gebbers, Kösel, Rißmann, Bornemann und Runde sind Namen, die man in unserer Stadt heute noch im Handel und Wandel kennt.

An der Marktstraße, gegenüber dem Rathause, befand sich die städtische Hauptwache. Sie hatte damals besondere Bedeutung.

Stade, 1. Januar 1924.

Der Weltkrieg hat den deutschen Nationalstaat in seinen Grundfesten erschüttert. Seine Erhaltung und sein Ausbau muß wie einst seine Gründung auf geistigen Grundlagen fundamentiert werden. Den durch eine gewaltige wirtschaftliche Entwicklung geförderten Individualismus und Materialismus gilt es wieder in die berechtigten Schranken zurückzudämmen und den an Stelle einer an sich wohl übernationalen Humanität sich breit machenden Internationalismus durch ein starkes Nationalgefühl zu ersetzen.

So erwachsen der neuen Zeit hochbedeutsame Aufgaben, die nur im Sinne jenes nationalen Liberalismus, dem dies Blatt stets treu gedient hat, gelöst werden können. In dieser politischen Erkenntnis gipfele unser politisches Wollen! Denn das Volk und mit ihm jedes in seinem Dienst stehende Unternehmen leben nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft.

**Dr. Rose,**
Regierungspräsident, Mitgl. des Landtages.

Harburg, 1. Januar 1924.

Solange ich politisch denken kann, bin ich, mit Ausnahme von zwei Jahren meiner Studienzeit, die mich aus der Provinz Hannover hinausgeführt haben, regelmäßiger Leser des „Hannoverschen Kuriers" gewesen. Ihm verdanke ich die politischen Eindrücke meiner als Schüler in der Stadt Hannover verlebten Jugendzeit, die für mein ganzes ferneres Leben bestimmend gewesen sind, vor allem die in meinem Herzen bis heute haften gebliebenen Eindrücke, die ich damals als junger Sekundaner von dem Verlaufe des Krieges gegen Frankreich 1870/71 und der Gründung des geeinigten Deutschen Reiches empfangen habe. Der „„Hannoversche Kurier" ist von jeher in unserer Provinz der Vorkämpfer deutscher Einheit unter Führung Preußens gewesen und hat, als dieses Ziel erreicht war, es als seine erste Aufgabe betrachtet, den Sinn für die nationale Einheit des deutschen Volkes weiter zu fördern.

Ich möchte zum 75jährigen Bestehen des „Hannoverschen Kuriers" dem Wunsche Ausdruck geben, daß er auch in der ferneren Zukunft daran festhält, den großen deutschen Einheitsgedanken, die Liebe zum deutschen Vaterlande und die Unabhängigkeit an unsere Heimatprovinz weiter zu pflegen. Dann kann er des Dankes seiner Leser sicher sein.

**Denicke.**
Oberbürgermeister.

Die Bürgerwehr war durch das Jahr 1848 zu hohem Ansehen gelangt, zu ihr gehörten alle Leute, die etwas auf sich gaben. Unruhige Elemente wurden in ihr nicht geduldet. In siebzehn Kompagnien vereinigte sie etwa 2000 wehrfähige Männer unter dem Kommando des Hofrats Hölscher. Was die Bürgerwehr in jenen unruhigen Jahren für Hannover bedeutete, können wir, die wir auch unruhige Zeiten durchgemacht haben, ermessen. Die Hauptwache am Markte war in den Jahren neu erbaut. Wie großzügig sie in ihrer Außenarchitektur gehalten war, zeigt noch heute das schöne mit dem Stadtwappen gezierte Portal, das jetzt den Eingang der Passage bildet.

Nach der Schmiedestraße hin hatte Hannover noch nicht einen so großen Marktplatz, wie wir ihn heute dort sehen. Die Marktkirche verunzierten noch einige kleine Anbauten aus alten Zeiten und die Häuser der Schmiedestraße und Knochenhauerstraße gingen ganz dicht an die Marktkirche heran. Die Pfarre, in der damals Pastor Bädeker wohnte, lag klein und bescheiden zwischen den beiden genannten Straßen.

Die Knochenhauerstraße gehört zu denen, die ihr altes Gesicht auch heute noch zeigen. Auch sie war eine Geschäftsstraße, in der bedeutende Firmen ihre Betriebe hatten, unter ihnen von der Linde, Mörlins, Sahlfeld, Brakebusch, Doetsch, Lemmermann und Niederstadt.

Oestlich der Marktkirche sah man auf der Köbelingerstraße noch die alte Ratsapotheke, daneben das Logenhaus der Loge „Friedrich zum weißen Pferde" und die alte Bürgerschule, über deren Grundstück heute die Grupenstraße geht. Die Kraulsche Weinhandlung hat auf dem Grundstücke ihres alten Hauses ein stattliches neues Gebäude errichtet.

Zur Köbelingerstraße gehörte auch das Rathaus. Der alte Bau aus dem 16. Jahrhundert war ziemlich vernachlässigt, war auch zu klein geworden und Stadtbaumeister Andree war gerade damit beschäftigt, das erste Stück des sogenannten Dogenpalastes zu bauen, das den Ansang zu einem neuen Rathause inmitten der Stadt bilden sollte. Daß es dazu nicht gekommen ist und das alte Rathaus am Markte stehen blieb, damit es einige Jahrzehnte später in Haase seinen Renovator finden konnte, dafür dürfen wir dem Schicksal dankbar sein.

Wir haben gesehen, daß vor 75 Jahren die Bürgerschaft Hannovers noch in den alten Straßen saß. Dort hatte sie ihre Geschäfte, dort wohnte sie auch. Die Wohlhabenden freilich hatten vor den Toren im Marienstadtteil, am Emmerberge oder in der Andertenschen Wiese für den Sommer ihre Gartenhäuser.

An der Georgstraße, die damals noch zu den Straßen gehörte, in denen man Pusser nur auf einer Seite backt, wohnte der preußische und der holländische Gesandte, am Georgsplatze und am Theaterplatze befanden sich die russische und die französische Gesandtschaft, an der Friedrichstraße die englische. Nur dem österreichischen Gesandten ging die Gemütlichkeit über die Vornehmheit, er hatte sich an der Marktstraße niedergelassen.

Das eigentliche Regierungs- und Beamtenviertel war dagegen die Neustadt. Hier stand auf dem Grundstücke, auf dem sich jetzt das einheitliche Regierungsgebäude befindet, ein Komplex von Regierungsbauten, die Landdrostei, das Ministerium, die Domänenkammer und das Archiv.

Neben der Brückmühle, dem Leineschlosse gegenüber, war die hannoversche Münze. Die Post lag neben dem „Fürstenhofe" an der Poststraße, die neue Synagoge bestand damals noch nicht, der jüdischen Gemeinde diente noch die alte Synagoge an der Straße am Berge.

Die Calenbergerstraße wies damals die größte Anzahl der Hotels auf. Hier befanden sich das Hotel Streltz, das Hotel d'Hanoore, das Hotel de Prusse und British Hotel. Am Bahnhofe war damals erst das Hotel Royal vorhanden.

Die Kasernen am Waterlooplatze dienten dem Garderegiment, dem Leibregiment und dem Garde-Jäger-Bataillon. Die Artilleriekaserne lag vor dem Steintore. In der Nähe des Clevertors befand sich das Militärhospital, das Gefangenhaus an der Leine und das Polizeigefängnis hinter dem Walle. Das Polizeibureau war auch damals schon in der Brandstraße, wo auch der gefürchtete Polizeidirektor Wermuth seine Wohnung hatte.

Auch das politische Zentrum der Stadt befand sich auf der Neustadt. Zwar hatten in den kritischen Tagen des Jahres 1848 bei dem Konflikt zwischen Bürgerschaft und König der Altstädter Markt, das Rathaus, Kramer- und Leinstraße aufgeregte Volksmengen gesehen, aber die großen öffentlichen politischen Versammlungen „unter freiem Himmel" fanden auf dem Neustädter Marktplatze statt. Hier war es auch, wo am 21. Januar 1849 die Feier der gesetzlichen Geltung der Grundrechte des deutschen Volkes begangen wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, aus dem Adreßbuche des Jahres 1849 noch einige Angaben zu entnehmen, die sich auf bisher nicht erwähnte bedeutende Persönlichkeiten beziehen, die derzeit in Hannover wohnten. Da finden wir den aus der Schlacht von Waterloo bekannten General Sir Hugh Halkett als Mitbewohner des Laves'schen Hauses an der Friedrichstraße, Ecke Neuer Weg. Ein Haus, das, beiläufig gesagt, heute dort noch steht, und als architektonisches Musterbeispiel der damaligen Zeit aufgenannt zu werden verdient.

Dr. Heinrich Marschner, der Hofkapellmeister des Theaters, war von der Langestraße, wo er den „Hans Heiling" komponiert hatte, nach der im Entstehen begriffenen Bahnhofstraße übergesiedelt. Am Schiffgraben wohnte der Lehrer Tallin, der als Schuldirektor für das höhere städtische Schulwesen in Hannover Bedeutung gewann. Das Haus Seilwinderstr. 9 verzeichnet unter seinen Bewohnern den Referenten im Justizministerium Gerhard Adolf Wilhelm Leonhardt, Preußens späteren Justizminister.

Von der Eisenbahn war schon die Rede. Sie hatte in den wenigen Jahren Hannover schon nach allen Richtungen hin wertvolle Verbindungen geschaffen. So konnte man von Hannover ab fahren täglich fünfmal nach Braunschweig, Fahrtdauer zwei Stunden, viermal nach Lehrte-Hildesheim, Fahrtdauer 1½ Stunden, fünfmal nach Harburg, Fahrtdauer fünf Stunden, viermal nach Minden, Fahrtdauer zwei Stunden, und viermal nach Bremen, Fahrtdauer 3½ Stunden. Die Eisenbahnfahrtkosten betrugen, um nur einige Beispiele anzuführen, in der 3. Klasse nach Hildesheim 8 Gutegroschen, nach Minden 17 Gutegroschen, nach Bremen 1 Taler 6 Gutegroschen, nach Harburg 1 Taler 16 Gutegroschen und nach Berlin 3 Taler 12 Gutegroschen.

Wenn wir heute uns erinnern, daß aus der kleinen Residenz von 44 000 Einwohnern innerhalb eines Zeitraumes von 75 Jahren eine Großstadt von 400 000 Einwohnern geworden ist, daß die heute dichtbebauten Stadtteile Taubenfeld, Nordfeld, Ferntore, Bütersworth, Schloßwende, Kirchwende, Heidorn usw. damals rein topographische Begriffe bedeuteten, daß von industriellen Werken damals nur erst Anfänge in den Egestorffschen Gründungen in Linden, der Maschinenfabrik und der chemischen Fabrik, der Adolf Meyerschen Weberei und Kattunfabrik, der Farbenfabrik von Gebrüder Jänecke u. Schneemann, der Zichorienfabrik von König u. Ebhardt, und kleinere Betriebe vorhanden waren. — Wenn man heute sieht, wie in der inneren Stadt die Bankpaläste und Großkaufhäuser emporragen, und sich vergegenwärtigt, in welch kleinen Verhältnissen sich damals Handel und Weltverkehr abwickelte, dann erkennt man die ungeheure Veränderung und Entwicklung, die Hannover in diesem Zeitraume genommen hat: die kleine Residenz ist zum industriellen und kommerziellen Mittelpunkte des gesamten niedersächsischen Wirtschaftsgebietes, ist zur Großstadt Hannover geworden.

Osnabrück, 1. Januar 1924.

Wenn es richtig ist, daß schließlich nicht die rohe Gewalt, sondern der Gedanke Sieger bleibt — und es ist richtig und der letzte Trost für ein Volk, das sich aller äußerer Machtmittel begeben —, dann fällt jetzt der deutschen Presse eine Verantwortung zu, wie kaum je zuvor.

Denn der Gedanke bedarf des Ausdrucks und die Presse ist in erster Linie berufen, dem Gedanken Flügel zu geben, die Schuldlüge zerstörend, für deutsches Wesen Verständnis schaffend, und den Boden bereitend für das, was wir unter dem Namen Wiederaufbau zu verstehen haben.

Dieser hohen Verantwortung ist sich der „Hannoversche Kurier" stets bewußt gewesen, als er sich in langen Jahrzehnten über den Rahmen der Provinzzeitung hinaus zu einer der führenden Zeitungen Deutschlands entwickelt hat. Freigesinnt in kulturellen und politischen Dingen ist er, jedem Partikularismus abgewandt, auf wirtschaftlichem Gebiet kräftig für einen stetigen gesunden Fortschritt eingetreten, mit warmem Herzen hat er für Deutschlands Einigung gekämpft, wie er jetzt in unserer bitteren Not mit gleicher Wärme und hohem Ernst sich für die Erhaltung dieser Einigung einsetzt.

So bringe ich gern heute dem unverzagten Kämpfer zu seinem Ehrentage meine herzlichen Glückwünsche.

**Dr. Rißmüller,**
Oberbürgermeister.

Geestemünde, 1. Januar 1924.

Das Hannoverland nimmt in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung im Staate Preußen und im Reiche eine besondere Stellung ein. Neben einem Kranze blühender Landschaften und neben ragenden Bergen enthält es die ernstfeierlichen Niederungsgebiete der Heide und der Moore, die trostlose Oede der sandigen Meeresküste; neben altehrwürdigen Städten, die aus der Geschichte unseres Volkes seit Jahrhunderten hervorleuchten, sind ihm traditionslose, mit fast amerikanischer Schnelle emporgewachsene Gemeinwesen eigen; neben der Landwirtschaft spielen Industrie und Gewerbe, Seeschiffahrt und Ueberseehandel und Hochseefischerei in seinem Wirtschaftsleben eine hervorragende Rolle. Dazu kommt, daß die Provinz Hannover infolge ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Lage, angrenzend an eine Reihe anderer aufstrebender deutscher Länder, ein innerpolitisch stark umstrittenes Gebiet darstellt. Die Bedeutung, welche der Presse eines solchen Gebietes für die Bildung und Gestaltung der öffentlichen Meinung zukommt, ist erklärlicherweise eine besonders starke. Dem „Hannoverschen Kurier", seit langer Zeit die führende Zeitung dieses Gebiets, darf anläßlich seines 75jährigen Bestehens bezeugt werden, daß er es stets verstanden hat, die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Interessen seiner Heimat in der richtigen Weise zu vertreten und mit den Gesamtinteressen des preußischen Staates und des Deutschen Reiches in Einklang zu bringen.

**Dr. Delius,**
Oberbürgermeister.

Göttingen, 1. Januar 1924.

Mögen die deutschen Zeitungen sich in allen politischen Kämpfen stets der Pflichten gegen die Gesamtheit des Vaterlandes bewußt bleiben.

**Dr. Calsow,**
Oberbürgermeister.






GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [31] - -

**H. Hentz**
Theaterplatz 14.

Spezialhaus für
**Kinder- und Damen-Bekleidung**

Frühjahrs-Neuheiten

---

**Brünjes & Klives**
Weingrosshandlung gegr. 1879
Hauptgeschäft Andreaestrasse 5, Fernsprecher Nord 741,
Probierstube Georgstr. 13, Eing. Kl. Packhofstr., Fernspr. W. 1513
Zweiggeschäft mit Probierstube und Flaschenverkauf Deisterstr. 16,
Fernsprecher West 942.

---

Nur Löwen-Apotheke

---

**Evans**
Leicht-Motorrad
doppelt bereift, preiswert abzugeben. *1130985
Möller, Minrein (Weser), Seeter 6.

---

**Fensterputzen**
ALLER ART

---

Fordern Sie überall nur
**Doornkaat**
den feinsten Genever
nach alten Familienrecepten
seit 1806 hergestellt
und weisen Sie Nachahmungen zurück
„Doornkaat"
Aktiengesellschaft Norden




Generalvertretung und Lager für den Bezirk Hannover:
**Heinrich Thomas, Hannover,**
Stolzestr. 12 I. Fernspr. West 5514.

---

**Bleche**
liefern
Brüning & Schumacher G. m. b. H.
Zweigniederlassung Hannover
Langensalzastr. 6 Telefon Nord 528

---

**Appels**
Remuladen-Heringe
unerreicht

---

**LOUIS EILERS**
FABRIK FÜR EISENHOCH- U. BRÜCKENBAU
HANNOVER-HERRENHAUSEN

---

SELVE

# Selve

***Automobile sind das Erzeugnis der weltbekannten Selve-Automobilwerke A.-G. Hameln***

Generalvertretung: Ludwig Weule, Hannover, Lützowstr. 1
Fernsprecher Nord 6834–36

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [32] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

# Die Unterhaltung.

Literarische Beilage zum Hannoverschen Kurier

Die Zweige praktischer Kunstübung, um die sich das tägliche Zeitungsblatt urteilend und berichtend bemüht, sollen heute am Jubiläumstage, an welchem ein Augenblick Stillstehens nobeliegt, kurz überschaut werden: die Oper, das Schauspiel, das Konzert, der Tanz, die Ausstellung, und ihr Kritiker. Gute Worte und Glückwünsche, die uns die Freunde unserer Arbeit zum Jubiläum gesandt haben, wurden zwischenhinein verstreut.

## Das Konzert.

Von

**Hermann Erpf.**

Das Konzert ist als Teilform unseres Musiklebens inneren und äußeren Wandlungen unterworfen. Seine Aufgabe ist die Mitteilung von Musik, die Vermittlung zwischen Schaffenden und Aufnehmenden. Es stützt sich wirtschaftlich auf die soziale Mittelschicht, das Bürgertum der Städte, mit dem es entstanden ist. Bis zur Schwelle der Neuzeit waren einerseits die Kirche, andererseits die Höfe, die öffentliche und private Geselligkeit, die Träger der repräsentativen Musikausübung; die Musik selbst hatte einen „Zweck“: sie diente entweder dem religiösen Kult, oder dem weltlichen Fest, oder einer unmittelbaren, nicht für einen größeren Kreis bestimmten Aeußerung von Mensch zu Mensch. Eine völlig losgelöste, auf sich selbst gestellte Musik entsteht erst mit der Aufklärung, mit der Idee der freien Persönlichkeit. Eben hier entsteht auch das Konzert im heutigen Sinn, die Form, in der diese „absolute“ Musik einem nunmehr absoluten Hören dargeboten wird. Dabei ist zunächst betont die geistig-künstlerische Seite, die Absicht des Konzertgebers, dem Publikum neue wertvolle Werke oder eine neuartige Technik der Ausführung zu bieten.

Im Laufe der nicht viel über 100jährigen Entwicklung des Konzertwesens verlegt sich der Schwerpunkt immer mehr auf die wirtschaftliche Seite. Damit wird der Einfluß des Konsumenten, des Konzertbesuchers immer größer. Der Konzertbesucher von heute erwirbt sich mit der Eintrittskarte den Anspruch, das zu finden, was er zu finden wünscht. Das Angebot ist größer als die Nachfrage; also bleibt ihm die Auswahl, das Urteil, und damit der maßgebende Einfluß auf die ganze Gestaltung.

Wenn der Konzertgeber von heute ein Werk beurteilt, so tut er dies unwillkürlich von der Fragestellung aus, wie es im Konzertsaal, vor dem Publikum wirken wird. „Gut“ heißt eine Musik unter ganz bestimmten Bedingungen, indem sie nämlich „hinreißend“, „fesselnd“, „packend“ ist. Es wird von der Musik eine gewisse Aktivität verlangt, deren Wesen vielleicht schwer zu beschreiben, aber jedem, der mit Konzerten zu tun hat, unmittelbar klar ist. Worauf beruht nun dieser offenbar von außen an das Kunstwerk herangetragene Anspruch und Maßstab?

Es hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ein Kanon anerkannter Werke gebildet, der das Konzertwesen völlig beherrscht. Das gesamte Repertoire beschränkt sich auf wenige Dutzend Sinfonien, nicht viel mehr Klavierwerke, eine kleine Gruppe von Chorwerken und eine ebenfalls übersehbare Zahl von Klavierliedern, Kammermusik- und Solokompositionen. Das Eindringen neuer Meister, neuer Werke in dieses approbierte Repertoire wird im Laufe des 19. Jahrhunderts immer schwieriger.

Die Aufgabe des Dirigenten, des Virtuosen beschränkt sich mehr und mehr auf die Wiedergabe. Jede höhere geistige Aufgabe (denn die Darstellung erfordert nach der großen Reihe der Vorarbeiter keine wesentliche) fehlt, und es bleibt nur die materielle der klanglichen Gestaltung. Materieller Klangreiz ist es, der heute im Konzert verlangt und geboten wird. „Genießen“ will der Hörer die Musik. Das ist seine Forderung, für die er bezahlt; das der Maßstab, den er an jedes Werk, insbesondere an ein ihm unbekanntes, neues legt. Die Werke der Meister, entstanden in einem anderen, höheren Sinn, werden zum bedeutungslosen Stoff eines raffinierten Ohrenschmauses gemacht. Daß Beethoven im Programm steht, ist gleichgültig oder selbstverständlich. Wer ihn spielt und wie er gespielt wird, ist das Wesentliche. Die Aufgabe des Künstlers wird eine rein kunstgewerbliche, körperlich-sinnliche. Der Ehrgeiz der Künstler richtet sich auf Ruhm, auf Geld, auf Erlangung einer Position, auf materiellen Umsatz dessen, was sie zu bieten haben. Sie produzieren Klangreiz an Werken, die längst bekannt und anerkannt sind, und wenn einmal ein neues Werk dabei ist, so wird es ganz von dieser feststehenden Basis aus bewertet und beurteilt.

Diese Verachtung des Geistes in der Herrschaft des Stoffs hat die fühlbar unbehagliche Atmosphäre in unserem heutigen Konzertwesen geschaffen. Unzählige Reformvorschläge werden geäußert und zum Teil durchgeführt. Sie nützen nichts, da sie das Problem nicht in seinem Gesamtumfang fassen, sondern immer nur geringe Eingriffe oben wieder in das Stoffliche versuchen, ohne die geistige Grundhaltung anzutasten. Es bedarf höherer Blickpunkte, um den Ausweg zu sehen. Seit mehreren Jahrhunderten ist die Bedeutung der Musik im Gesamtrahmen des europäischen Geisteslebens ständig zurückgegangen. Man vergegenwärtige sich das Verhältnis einerseits Luthers, andererseits Goethes, um das zu übersehen. Wenn im Laufe des 19. Jahrhunderts denkende Menschen sich mehr und mehr von der Musik abwenden, sie auf hoffnungslos abseitiger Bahn sehen, so sollte endlich das Verantwortungsgefühl der Beteiligten erwachen. Die schwärmerisch-sentimentale Selbstbewunderung unserer herrlichen Leistungen (die gar nicht die unsrigen, sondern die der Vergangenheit sind) führt hoffnungslos zu jenem endgültigen Versagen der schöpferisch-musikalischen Kräfte in unserer Kultur, die von verschiedenen Seiten so ernst und nachdrücklich vorausgesagt ist.

Eine Gegenwirkung kann nur von seiten des künstlerischen Schaffens, des eigentlich geistigen Aktes, kommen. Keine noch so zahlreiche und noch so „schöne“ Aufführung anerkannter Werke wird unserem Geschlecht von Nachkömmlingen Geltung verschaffen, wenn es nicht selbst zu starker künstlerischer Aeußerung fähig ist und das Recht darauf behauptet.

Und eben hier, am entscheidenden Punkt, versagt unser offizieller Musikapparat völlig. Statt die zeitgenössische Produktion grundsätzlich zu fördern, wird sie, durch traditionell festgelegte Anschauungen, bestenfalls in die Bahn epigonenhaften Nachahmens gedrängt. Ein großer Teil unserer zeitgenössischen Tonsetzer steht im Bann dieser falschen Perspektive. Die Klassik ist Maßstab und approbierter Besitz; die Schöpfungen der Romantiker werden durch das Jahrhundert hindurch immer widerwilliger aufgenommen; die jeweilige Gegenwart liegt unter dem Druck erstarrter Anschauungen und Gesetze. Es gibt ein absolutes ästhetisches Ideal, das man sich etwa um 1800 erreicht vorstellt, dann aus der historischen Entwicklung gelöst als gültige Norm für die Zukunft denkt.

Gegen diese Vorstellung und gegen ihre Auswirkung im Ganzen unseres Musikwesens richtet sich die beginnende Revolution des Geistes in der Musik. Ob sie sich durchsetzt, entscheidet über die Frage der Fortdauer der Musik als selbständiger künstlerischer Aeußerung im Gesamtbild unserer Kultur. Musikschaffen ist nicht, wie behauptet wird, ein Erfüllen von Naturgesetzen; ist nicht, wie verlangt wird, ein Erfüllen von aus historischen Erscheinungen abgeleiteten ästhetischen Gesetzen. Sondern Musikschaffen ist, wie alle Kunst, geistige Formung der Zeit, künstlerischer

Lippoldsberg, Klosterhaus, 15. Januar 1924.

Jene leise Wehmut der hohen menschlichen Geburtstage, bei deren Feier gedankt wird für Vergangenes ohne größere Erwartung und bessere Hoffnung als ein freundliches, bequemes Ende, ist dem Zeitungsgeburtstage fremd. Die hohen Zeitungsgeburtstage sind Gewähr dauernder Jugendkraft.

Aber, ob alt oder jung, man kann dem Gefeierten doch nie Besseres sagen als, was er einem selbst ist. Lieber „Kurier“, ich kam zu Dir nach fünfzehn Auslandsjahren, nach drei Universitätsjahren, nach zwei Kriegsdienstjahren, als ich, der verspätete Berufsschriftsteller — Berufsschriftsteller auf dem Wege über den kolonialen Kaufmann, über den Studenten von fünfunddreißig, über den Kriegskrüppel von zweiunddierzig Jahren —, mich im abgeschiedenen Dorfe zur Arbeit festsetzte. Ich suchte die Zeitung, die mir zubrächte: die enge Heimat, das Vaterland, den gewohnten Blick über See und sehr viel England, als die dauernde fremde Wichtigkeit, dann das, was man mit einem Schlagworte etwa die geistige Bewegung Deutschlands und der Welt nennen könnte und die staatswirtschaftliche Ueberschau der Erde. Ich suchte die Zeitung, die sich am besten außendeutschem Wesen angliche und also vor leidenschaftlicher Deutschheit die Partei an die zweite Stelle zu rücken vermöchte. Und bei diesem Bündel von Begehren, fand ich Dich am nächsten dran. Und also danke ich Dir.

Aber ich bin nicht wunschlos Dir gegenüber. Sondern Dir wünsche ich, daß der Tag für Euch Zeitungsleute der starken und freien Gedanken kommen möge, wo Ihr dann vor dem ganzen Volke in freiem Wettkampfe stehen dürftet, wo die tüchtigste Feder, der klarste Kopf, der reichste Denker von allen Deutschen gesucht wird, und die Vorfrage nach dem Bekenntnis, nach der Partei, nach dem Stamme vergessen ist. Denn diese Beschränktheiten unseres Volkes bilden zugleich Eure Grenzen. Euer größtes Hindernis, wie das größte Hindernis einer deutschen Politik sind wir Deutschen. Und das Hindernis kann doch wiederum nur abgetragen werden von den paar, von den sehr wenigen unbefangenen Zeitungen, die wir haben. Und so einen sich Dank und Wunsch im deutschen Gedanken, dem Du dienst und dienen können mögest mit immer wachsender Kraft und hinein ins dritte Reich, in unser drittes Reich.

**Hans Grimm.**

## Heute.

Und ob der graue Boden kreißt,
Und Steg und Zaun und Brücke bricht,
Und alle Hallen steh'n verwaist,
Du sing dein Lied und bange nicht!

Die Stunde geht, der Schrei verweht,
Der Hammer fällt im Zeitgericht,
Jedoch das Menschenherz besteht
Und Erdenjahr und Himmelslicht.

Und keinem wird es Schande sein,
Der einst zu seinem Frager spricht:
Ich sah in Nacht und Tod hinein,
Und sang mein Lied und bangte nicht.

Bruno Frank.

## Die Ausstellung.

Von

**Eberhard Sarter.**

Es ist ohne Frage, daß die bildende Kunst in unserem kulturellen Leben, sagen wir, um 1900 eine nicht eben gewichtige Rolle spielte. Alte Herren wußten um das „klassische Ideal“ und um Raffael als den Gipfelpunkt möglicher Kunst. Die Naturalisten von 1880 neigten allem zu, was dieser griechisch-italienischen Orthodoxie widersprach: den Realismen des 15. Jahrhunderts wie der jeweils treibenden Eroberung der dinglichen Wirklichkeit in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten. Der Fingerspitzen-Aesthet sog wie einen sonderbaren Absinth den Witz der Impressionisten oder der japanischen Holzschnitte ein. Italienreisende Damen schwärmten für Botticelli. — Aber das alles geschah, in Deutschland wenigstens, am Rande; das geistig-künstlerische Leben kreiste um Dichtung und etwa noch um Musik.

Und wohl eben die Besten und die nach Morgenluft witterten, sahen über die bildende Kunst weg. Denn sie war eine Angelegenheit behaglichen „Geschmackes“ und die verdächtige Gemütlerei von eitelen Leuten mit etwas weibisch gepflegten Gebärden. — Man mag hier ungerecht empfunden haben; doch aus diesen Unzufriedenheiten ist die neue Kunst des letzten Jahrzehnts erwachsen. Und die ganze, während Problematik des „Geschmacks“ steigt überdies hier auf.

Der unberuhigte Mensch, und das ist vielfach der wertigere und ist insbesondere der Exponent dieser Zeit, wirft sich in das Erlebnis der Künste des vorwärtsdrängenden Ablaufs, als da sind die Dichtung und die Musik. Die zeitenthobene Fertigkeit des Bildes, der Figur, die gestillte Gegenwärtigkeit, die sich versenkende und notwendig in sich beschlossene Anschau des Kunstwerkes widersprechen ihm irgendwie.

Die neue Kunst, deren Kennwort „Expressionismus“ heißt oder hieß, hat sich aufgebäumt gegen die niedere Magdschaft, in die man hineingeraten war oder hinabgestolpert zu sein glaubte. Der Künstler von 1912 weigert sich, dem Bürger den vertrauten Bestand der sichtbaren Welt angenehm bestätigend in viereckige, wohlgerahmte Flächen zu setzen, weigert sich, selbst Genüßling

## Weiter!

Nicht immer nur: Denke, ach denke zurück!
Sei, wie du bist! Wenn der Sturm dich auch zaust,
Wenn nach falscher Sonne und falschem Glück
Unversehens sich ballt deine Faust.
Sei, wie du bist! Dich trug ein Schoß,
Der keinen Siechen tragen kann.
Laß sie greinen und wimmern: Wie waren wir groß!
Waren? — Wir sind's, auch nackt und bloß!
Ehre, Ehre dem rinnenden Mann!

E. G. Kolbenheyer.

und Bedienstete des Wohlgefühls anderer zu sein. Anstatt, wie sein Vetter von gestern, Genüge darin zu finden, das alle Viertelstunden am Tag veränderte Gesicht eines Heuhaufens zu belauschen, glaubt er seines Berufes, den Kosmos und sein Urgesetz ins Bild zu bannen und sie in ihm uns zu offenbaren; nicht die Weite und Breite der sichtbaren Welt, nein, das Ureigentliche, was das natürliche Antlitz einer Landschaft, eines Baumes, eines Menschen eher verberge als enthülle. Der Künstler will fürder nicht mehr der Affe der Natur sein, der ihre Fratzen nachschneidet, sondern der Priester und Weise, der ihr den Schleier des äußeren Scheines herunterreißt. Das Amt, ob erfüllt und erfüllbar oder nicht, gibt ihm eine neue Würde, und seiner Arbeit ein größeres Gewicht im geistigen Leben als je vorher. Das wertvolle Resultat der Bewegung ist dies, daß ein heftigerer Pulsschlag das bildende Schaffen durchpocht, daß die Glut die Gemächlichkeit, das Ueber-sich-hinauswollen das auswiegende und geschmackvolle Tüfteln zurückdrängt. Die gewonnene Freiheit vom natürlichen Vorbild wirft den Akzent auf die Ausdruckswerte von Form und Farbe. Die Kunst wird zur Schwester der Musik, wird irrationaler, berauschter, gelöster und — problematischer.

Wer jetzt als Laie vor Bildwerken steht — und von der „Ausstellung“ wollten wir eigentlich reden — wird von wesentlich anderen Anliegen bedrängt, als an gleicher Stelle zehn Jahre vorher. Mitglied oder Besucher der Kunstvereine prüfte er vordem, ob „gut gezeichnet“ oder „falsch gezeichnet“, urteilte: „so sieht es in den Bergen aus“ oder „die Wiesen sind morgens heller grün“. Jetzt soll er Farbe fühlen, Form fühlen, Hüftlichkeit ertragen, Kosmologie begreifen und in dies'm ganzen unfaßbaren Wirbelwind mitfliegen, wo er doch bisher richtend und beruhigend wiederfand, was ihn soeben auf Straße und Feldweg überall erfreulich umgeben hatte. In den Städten scheiden sich zwei Parteien, die nicht zueinanderkommen können, die Leute mit offenen Augen, ruhiger Seele und gesundem Verstand — und die, denen die Bildwerke der Zeitgenossen bis in den Traum hinein spuken.

Und doch geht hin- und herüber eine stählerne Brücke. Denn auch das junge Schaffen ist an Gesetze und Eigenheiten der Kunstgattung gebunden, die nie abreißen, und was am älteren nichtige Behaglichkeit und wertverlassenes Abpinseln war, war nur Nebenwerk und Verluderung, die ins Weite und Breite gewuchert hatten, als sich eine „Künstler“-Existenz mit nichts als jährlich zweitausend Mark Kapitalzins führen ließ und ein wohlfundiertes Bürgertum nichts wollte als seine vier Wände gesellschaftsfähig behängen.

Nähe oder Ferne zur Natur, Ruhe oder Ausbruch, Harmonie oder Kampf, Verneinung oder Bejahung des Lebens, leichte Verständlichkeit oder dunkle Ahnung — das alles ist gleichgültig und der ewige Wandel des Tages, des Mittels, des Temperamentes und der Zeit. Worauf es ankommt, was künstlerische Arbeit ins Wichtige hebt, ist, daß ein Strom von ihr ausgehe, der uns rauschend umfließt — daß eine Kraft aus dem Bild rede, die stärker ist als die Erlebniskraft unseres Alltags, — daß das sinnliche Mittel den Willen und den Gedanken des Schöpfers in sich genommen habe und der Funke hin- und herübergina. Der Liebhaber des Aelteren soll nicht die kleinen Könnerlinge lieben, die Bedutenpinseler, die Verwässerer und

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [33] - -

Aeffchen im Schatten jeden Meisters; aber Michelangelo und Rembrandt, Phidias und Holbein, Courbet und Goya. Und der Freund der suchenden Gegenwart soll Snobismus und blinde Schwärmerei von sich abtun und nicht der, dessen Werk lautet der am meisten unverständlich und wunderlich ist der mit dem größten Sprung über die Straße geht oder um den sich der Staatsanwalt ebengeltern bemüht hat. Das ist der ganz einfache Herzpunkt: hingehen, lernen, sein Tiefstes ins Spiel setzen, warten können, wachsen und scheiden.

Und das „Urgeheimnis"? Wo menschliche Bedeutung sich ausspricht, wo eine sich scharf abzeichnende Persönlichkeit ihren reinen Niederschlag fand, wo mit Blut geschrieben wird, wo Werk rund ausgereift ist, — da überall spiegelt sich Welt im

Berlin, 27. Dezember 1923.

An der Wiege des „Hannoverschen Kuriers" hat der Kampf um Freiheit und Verfassung und die Sehnsucht nach der deutschen Einheit gestanden. Die Tageszeitung, die gewissermaßen seine Stammwurzel war, stellte vor fünfundsiebzig Jahren in ihrem Programm als Grundsatz auf: Was wir Deutsche haben müssen, ist ein deutscher Bundesstaat, an dessen Spitze ein Wille und eine Gewalt steht; wie ein zerrissenes Deutschland Ziel und Mittel des europäischen Despotismus war, so wird ein einiges Deutschland Schild und Schwert auch des europäischen Friedens und der europäischen Freiheit sein. Keine fremde Macht darf am Widerstreit der Interessen im deutschen Hause eine Handhabe finden, um ein zerrissenes Deutschland fremder Selbstsucht und fremdem Ehrgeiz preiszugeben. Diese Gedanken waren die eine Linie in den Traditionen des „Hannoverschen Kuriers"; sie waren es in den Jahren einer Erfüllung ohnegleichen und sind es jetzt in den Zeiten der Not.

Die zweite Linie in seinen Traditionen war wie bei gleichartigen in Deutschland großgewordenen Zeitungen im Lande und Reiche die nicht hoch genug zu schätzende Pflege der Heimatwerte. Als in den Vorkämpfen um Deutschlands Einheit Hannover sogar seine staatliche Selbständigkeit hatte opfern müssen, hat der „Hannoversche Kurier" mit den besten Männern Hannovers dafür sich eingesetzt, daß niedersächsische Stammeskraft in das geeinte Deutsche Reich als wertvoller Ekstein sich einfügte. Namen wie Bennigsen und Miquel strahlen auch in der Geschichte des „Kuriers". Niedersächsische Treue und Reichstreue sind eins geworden und ein leuchtendes Beispiel für alle deutschen Lande.

Die dritte Linie ist die mit der Gesamtheit der deutschen Presse dank der Tüchtigkeit der deutschen Presseleute vollzogene Entwickelung vom politischen Kampforgan zum Kulturorgan. Alle Gebiete des nationalen Lebens, nicht mehr nur die politischen und wirtschaftlichen Interessen der Nation, auch alle ihre geistigen und sittlichen Bereiche sind jetzt in der Gegenwart vor allem auch der Obhut der Presse anvertraut. Wenn die deutschen Tageszeitungen aufgezählt werden, die mit besonderer Wärme pflegen, was Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und die sittliche Sendung unseres Volkes betrifft, dann wird auch der „Hannoversche Kurier" genannt.

Nur auf dem Wege der sittlichen Wiedererneuerung, der sorgsamsten Pflege seiner wirtschaftlichen und geistigen Güter kann Deutschland wieder genesen und sich erheben. Zu mehr als 30 Millionen mündiger Deutscher sprechen täglich die deutschen Zeitungen, und keine ist für ihren Wirkungsbereich zu entbehren. Darin liegt die große Verpflichtung der Männer der Presse begründet, die ihnen anvertrauten Werkstätten der Oeffentlichkeit je nach Gaben und Aufgaben in Eintracht und mit reinen Händen zu verwalten: die deutschen Verleger als hochgesinnte und gewissenhafte Hüter der Zeitungsunternehmungen und die deutschen Redakteure und Journalisten als weitschauende, nur der Allgemeinheit dienende und ihr verantwortliche Sachwalter der Oeffentlichkeit und öffentlichen Meinung. Daß das deutsche Volk eine solche Presse besitzt und behält, ist eine seiner Lebensbedingungen geworden, und daran nach Verdienst teilhaben zu dürfen, darf der größte Stolz einer deutschen Zeitung an ihrem Jubiläumstage sein.

**Dr. Boelitz,**
Preußischer Staatsminister und Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

Menschen und Mensch in Welt, und das Ganze, was in uns und um uns ist, leuchtet auf wie der Gral. Ob Degas eine Straßgemalt hat mit ein paar Fußgängern, wie in dem eigentümlich geheimnisvollen Berliner Bild, ob Constable in ein kleinstes Rechteck die köstlichste Harmonie einer Landschaft auffing, ob uns Rembrandt sein altes herabgekommenes Gesicht hinstellt, ob Franz Marc eines Tieres Hals zum Körper zurückbeugt, — überall sind wir Faustens Müttern nahe.

Gehen wir in die Ausstellung zur Linken oder in die Ausstellung zur Rechten, das ist ganz gleich, und wir sollen in beide gehn.

Aber wir sollen leben und lieben und sollen das Werk des Künstlers nötig haben.

# Der Kritiker.

Von

Jan Brodersen.

Wer oder was ist ein Kritiker? Was heißt kritisieren?

Der Schaffende, der schlechte Erfahrungen gemacht hat, sagt, Kritik sei Geifer des Unlüchtigen, Nörgelei des neidischen Nichtskönners, sei ein gewerbsmäßiges Nein Sagen mit der angemaßten Geste des Tempelhüters. Sudermann sagt vom Kritiker, er sei vom heulenden Hund auf den beißenden Hund gekommen. Der sanfte Hans Christian Andersen redet von Leuten, die ein Buch durchkauen, um festzustellen, ob vielleicht einige kleine Steine unter den Zähnen knirschen. Goethe empfiehlt, den Rezensenten totzuschlagen. Mörike will ihn die Treppe hinunterwerfen. Und Karl Immermann malt ihn ab als einen blassen, verdrossen-schläfrigen Menschen, der, eine Nachtmütze schief überm Ohr, in herabgetretenen Pantoffeln in der Stube auf und nieder schlurrt und Fliegen totschlägt: „So oft er eine Fliege mit der Klatsche erlegt hatte, verzog er die schlaffen Lippen zu einem unangenehmen Lächeln und machte einen Spaß über die tote Fliege: man konnte sich darauf verlassen, auf jede tote Fliege kam ein Spaß." Das böseste Wort aber sprach Heinrich Peter Sturz, der in einem Aufsatz „Ueber deutsche Kunstrichterei" forderte, Rezensenten-Kinder müßten, wie die Sprossen des Henkers, besonders ehrlich gesprochen werden, ehe man sich mit ihnen einlassen könne.

Aber Goethe, Immermann, Sturz waren selber Kritiker, — wie reimt sich das?

Es reimt sich ganz einfach: sie alle meinen gar nicht den Kritiker, sondern seine Karikatur, den Kritiker, den Unberufenen, den eitlen, salbadrischen Schwätzer und Negationsrat, das künstliche, unnütze Konglomerat, das Goethe im „Diwan" zornig anherrscht:

Wohl, Herr Kritteler, er kann sich
Mit Gerstlinterer vereinen.
Und Verwitterer alsdann sich
Allenfalls der beste scheinen!"

Der große Kritiker Friedrich Schlegel rühmt als wichtigste Eigenschaft des anderen großen Kritikers Gotthold Ephraim Lessing das Gemüt, „das heißt, jene lebendige Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes, des Gottes im Menschen."

Und das ist der Kern: wie den Dichter, wiederum nach Goethe, das volle, ganz von einer Empfindung volle Herz macht, so macht auch den Kritiker das Herz, das offene, jeder Empfindung ganz offene Herz.

Alles andere: die literarische Bildung, die historische Fach- und Sachkenntnis, das ästhetische Wissen um das Warum und das Wodurch, der Nerven Empfindsamkeit, Lebendigkeit des Hirns und die Macht und Schlagkraft des Worts sind freilich wichtig und dem rechten Kritiker unentbehrlich; aber ihre Summe ist nichtig, ihr Ergebnis irrender, kalter Phosphorglanz im Dunkeln, unfruchtbare Vergeudung, Feuerwerk höchstens und Schellengeklingel, wenn der letzte, innerste Antrieb nicht ausgeht vom unaufhaltsamen Drang des quellenden Herzbluts.

„Kritik, die nicht auch Bekenntnis ist, ist wertlos," sagt Thomas Mann.

„Ex corde lux!" — Das Licht kommt vom Herzen, — sagt Gerhart Hauptmann.

Das unbeirrte Herz ist weiser als der klügste Kopf.

*

Wer ist nun ein rechter Kritiker? Woher kommt er?

Er ist der Stiefbruder des Dichters. Im zweiten Programm von Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik", das überschrieben ist: „Stufenfolge poetischer Kräfte", heißt es: „Es gibt Menschen, welche — ausgestattet mit höherem Sinn als das kräftige Talent, aber mit schwächerer Kraft — in eine heiliger offene Seele den großen Weltgeist, es sei im äußeren Leben oder im inneren des Dichtens und Denkens, aufnehmen, welche treu an ihm, das Gemeine verschmähend, hängen und bleiben. . . . Im Empfinden herrschen sie mit besonnener Phantasie über alle Kräfte; im Erfinden werden sie von einer Nebenkraft umschlungen und vor den Flug der Gemeinheit gespannt. . . . Sie verlieren sich in sich, und ihnen geht zum Bewegen ihrer Welt, bei allen Hebeln in den Händen, der Stand auf einer zweiten ab. Sie geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen sich freier in fremder Sphäre als in der eigenen."

Jean Paul nennt sie „Stumme des Himmels", und solche Stumme des Himmels sind, wenn wir recht hinsehen, fast alle unsere großen Kritiker gewesen: Lessing — er bekennt es selber im herrlichen letzten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie". — Herder, die Brüder Schlegel, Tieck, Börne, Görres, Wienbarg, Kürnberger und Otto Brahm, und aus eben dem Holze sind alle Besten, alle wahrhaft Fruchtbaren unter den Heutigen. Die wenigen, die beides waren, große Dichter und große Kritiker, Goethe und Schiller, Hebbel und Fontane, stellen die wundervolle, aus besonderer Gnade stammende Ausnahme von der harten Regel dar.

*

Was dazu gehört, Kritiker zu sein, worauf seine großen Freuden und sein heimliches Leid sich gründen, wo sein Tun endet und seine Resignation beginnt, ergibt sich ohne weiteres. Sein Werk ist, wie das des Dichters, Spiegel und Abbild der Zeit, sublimiert sogar und zwiefach geprüft, — aber er entzündet sich an fremdem Licht, wie der Mond, er bedarf des Anrufs, wie das Echo, er braucht anderer Werk, um zu wachsen und sich zu entfalten, wie die Efeuranke, die an Bäumen und Mauern emporschießt.

Eins aber ist sein bester Stolz: auch sein Schaffen ist Kunst — und, wenn es ganz gelang, ebenso unverlierbar wie jedes echte Kunstwerk. „Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden. Ein Kunsturteil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst", sagt Friedrich Schlegel. Kann in der Fron und Hatz des Tages dieser Forderung nicht immer voll genuggetan werden, so darf doch das Wissen um sie, das Streben, mit allen Kräften ihr zu entsprechen, niemals abhanden kommen.

Wie der Kritiker im übrigen dem einzelnen Werk gegenüber reagiert, ist immer Sache seines künstlerischen Temperaments. Der zuverlässige Weiser schlägt aus, und ihm bleibt nur übrig, zu sagen, wie's ihm dabei ums Herz ist. Sofern er zugleich ehrlich und berufen ist, weiß er, daß jedes Stück Kunst, das ihm begegnet, eine bestimmte, nicht nur der Meinung, sondern auch der Form nach bestimmte Antwort von ihm heischt: in gerade diesem Moment seines geistigen Werdens muß die Berührung mit gerade diesem Kunstwerk eine ganz einmalige Wirkung haben, und dieser in Worten den möglichst klaren, möglichst reinen, möglichst überzeugenden Ausdruck zu finden, ist die Forderung.

Doch ist die Form so notwendigem Wechsel unterworfen: das Herz bleibt das selbe, und sein Maß beharrt in Wandel und Wandlung.

*

Kritisieren heißt: ein Gegebenes so wiedergeben, daß Wesen und Wert in der Wiedergabe eindeutig sichtbar werden.

Also ist Kritik nicht Inhaltsangabe, nicht Bericht über Art,

München, 15. Januar 1924.

Je weiter die moderne Welt sich entwickelt, desto entscheidender wird das täglich geschriebene und gedruckte Wort als politische Waffe. Daß wir Deutsche das nicht erkannt haben, hat mehr als vieles andre unser Unglück herbeigeführt. Heute ist jede nationale Zeitung eine Macht und verteidigt das Gebiet, über das sie sich verbreitet, unter Umständen wirksamer als das Schwert.

Der „Hannoversche Kurier" erscheint an einem der wichtigsten Punkte für Deutschland und für das politische Rückgrat Deutschlands, das von Bismarck geschaffene Preußen. Möge er die darin enthaltene Pflicht auch in Zukunft treu erfüllen.

**Oswald Spengler.**

Ambach, am Starnberger See, Januar 1924.

Ich habe allen persönlichen Grund, dem „Hannoverschen Kurier" an seinem heutigen Jubiläumstage eine Fortdauer von weiteren fünfundsiebenzig Jahren der guten Wirkung zu wünschen und tue es von Herzen. Soweit Ihr Blatt in seinen Feuilletons Träger, Verkünder und Verteidiger unserer Geisteskultur ist und also damit die Gebiete berührt, auf denen sich meine Hoffnungen und Kräfte bewegen, kenne ich seinen Stand als sachlich, gewissenhaft und von hohem Niveau. Diese drei Elemente legitimieren eine große deutsche Zeitung im Sturm des Für und Wider und im Chaos der Wandlung unter allen Umständen als einen Faktor unserer geistigen Entwicklung, als Führer der Gesellschaft und als Hort unserer wertvollsten Güter.

**Waldemar Bonsels.**

Berlin, 4. Januar 1924.

Neben meinen Glückwünschen zu der seltenen Feier Ihres Blattes der Wunsch, daß auch in Dingen der Kunst der „Hannoversche Kurier" führend, aufklärend, fördernd wirken möge!

Insbesondere die neuzeitliche, deutsche musikalische Produktion bedarf mehr als je, in Hinblick auf den im allgemeinen konservativen Geschmack des großen Publikums, des Eintretens der Tagespresse in fortschrittlichem Geiste.

Stete Entwicklung, im Sinne der musikalischen Sendung Deutschlands für die Welt, bedarf der Resonanz der breiten Allgemeinheit in der Heimat, soll sie nicht verkümmern und das zur Wahrheit werden lassen, was in allzu geschäftiger Weise von Uebelwollenden auch im Ausland verbreitet wird: Niedergang auch auf dem Gebiete der schöpferischen deutschen, musikalischen Kunst — wo doch nach meiner Ueberzeugung sich starker Aufschwung und neu blühende Kraft allerwege bemerkbar macht.

**Franz Schreker.**

Seeheim b. Konstanz, Januar 1924.

Bei allem, was der Mensch erhofft, mag man es preisen oder schmähen, entscheidet doch zuletzt die Lebenskraft: das fünfundsiebzigjährige Bestehen!

Dem „Hannoverschen Kurier" mit allen guten Wünschen zunächst für die „100".

**Willy v. Scholz.**

Haltung und Meinung des etwanigen Publikums, nicht Verteilung von Zensuren, auch nicht eitler Schwertertanz vor dem Altar des liebend vergößten Ich, sondern etwas ganz anderes, immer wieder Neues: ein Sichhingeben und bereichert Sichzurückgewinnen diesmal, ein Sichbehaupten und mit aller Kraft Durchsetzen ein andermal, und das dritte Mal helles Gelächter oder höhnischer Pritschenschlag. Oder nach Lessings Rezept: „Gelinde gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, abschreckend gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher."

Immer aber wisse der Kritiker, daß Erkenntnis allein, sei sie noch so sublim, unfruchtbar bleiben muß, wenn das tätige Leben nicht an sie anknüpfen und Gewinn aus ihr ziehen kann.

Auch er steht verantwortlich schaffend im lebendigen Ringe derer, die aus der Gegenwart die Zukunft bereiten. Oder er steht abseits und mag sehen, wo er bleibt.


GEBR. BREDTHAUER

FERNSPRECHER N. 339 HANNOVER OSTERSTRASSE 72

Spezialhaus für das gesamte Heizwesen

Abteilung I:
Kohlen-Handlung
Sämtliche Brennmaterialien für Haus und Industrie
Spez.: Zentralheizungskoks für Kessel aller Systeme.

Abteilung II:
Zentralheizungen
jeder Art und Größe, Badeanlagen, Wäschereien,
sowie vollständige sanitäre Einrichtungen.

Beratung in allen heiztechnischen Fragen.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [34] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

Hannover 1849 1924

# Die Frau

Beilage zum Hannoverschen Kurier

## Kleine Psychologie der Mode.

Von

**Max von Boehn.**

Jedermann kennt die Mode, niemand kann sie definieren. Da das Wort Mode eine ganz bestimmte Vorstellung zustande bringt, so erspart man sich das Nachdenken über sie; man glaubt zu wissen, worum es sich handelt und läßt es gut sein. Aber so einfach der Begriff Mode auch erscheinen mag, man versuche einmal ihn auf eine knappe Formel zu bringen und man wird sich wundern! Es ist nicht nur schwierig, es scheint unmöglich. Recht geistreiche Leute sind daran gescheitert. Selbst wenn wir davon absehen, daß es Moden auf allen Gebieten gibt, denen des Geistes und denen der Kunst und uns nur mit der Kleidermode beschäftigen, so wird es mit einer befriedigenden Definition seinen Haken haben. Der Kreis von Anschauungen, Stimmungen und Tatsachen, welche sie ausmachen, ist ein so außerordentlich vielseitiger, die Impulse, welche sie empfängt und weiter gibt, gehen von so vielen Stellen aus, daß die Mode nicht nur ein schwieriges Problem darstellt, sondern mit Fug und Recht einem Knäuel von Rätseln verglichen werden darf. Man kann dreist sagen, der Name Mode ist ein Wort für einen Begriff, den hundert Namen nicht nennen würden.

Durch tausend oft unmerkliche Fäden ist sie mit dem ganzen sozialen Leben verbunden. Kunst, Aesthetik, Erotik, Industrie, Volkswirtschaft hängen so gut mit ihr zusammen wie Politik, Geselligkeit und Lebensart. Philosophen, Psychologen, Juristen, Historiker sind der Mode zu Leibe gerückt, aber noch immer gleicht sie dem verschleierten Bild von Sais. Schon die Fragestellung ist nicht ganz einfach. Machen wir es einmal gewissen Pädagogen nach, die alle Erklärungen bei Adam und Eva beginnen. Gut! Also. Wie alt ist die Mode? So alt wie die Menschheit selbst. Ihr Ausgangspunkt ist die Unzufriedenheit des Menschen mit seiner körperlichen Erscheinung. Dafür gibt uns das Verhalten der Urvölker die Beweise an die Hand, Beweise, die sich an den Naturvölkern von heute nachprüfen lassen. Bereits auf sehr niederen Kulturstufen haben die Menschen versucht, sich durch Bemalen der Haut ein anderes Aussehen zu geben als die Natur ihnen gegönnt hatte. Demselben Bedürfnis dienten Tätowieren und Narbenzeichen, das alle uns bekannten Rassen geübt haben. Alle diese Techniken sind verhältnismäßig harmlos. Der Wunsch nach einer Aenderung des Körpers hat bei ihnen denn auch nicht halt gemacht. Im Gegentell. Im Deformieren ihrer Körperteile haben die Naturvölker einen Wetteifer bewiesen, der durch die an den Tag gelegte Verachtung des Normalen geradezu verblüfft. Schädel, Nase, Ohren, Lippen, Zähne, Hände und Füße haben sich Verunstaltungen gefallen lassen müssen, die mehr oder minder gewaltsam herbeigeführt werden. Auch das übermäßige Mästen der Frauen, das tief in vorgeschichtliche Zeiten zurückverfolgt werden kann, gehört hierher. Die bloße Nacktheit muß wohl langweilig geworden sein, weil sie die Erotik nicht zum Ausdruck gelangen ließ. Daher die vielen Versuche, den unbekleideten Körper zu ändern, Versuche, die schon in unvordenklicher Zeit dazu führten, ihn mit Schmuck zu behängen. Aus dem Behangschmuck entwickelte sich die Kleidung, welche der Veränderungslust natürlich einen viel weiteren Spielraum gewährte als Bemalen und Tätowieren.

In diesem Wunsch nach etwas Neuem, nach einer Veränderung, der den Menschen so wesentlich vom Tier unterscheidet, erkennen wir den Ausgangspunkt aller menschlichen Kultur und wir beobachten, daß die Kleidermode grade durch den fortwährenden Wechsel, dem sie huldigt, sich am innigsten und tiefsten mit dem besten Zuge der menschlichen Seele verbindet, dem Streben nach der Vollkommenheit. Dabei braucht man nicht zu verschweigen, daß diese Sehnsucht nach dem Vollkommenen die nächste Nachbarin der Eitelkeit ist, mit der sie die Eigenschaft gemein hat, nie befriedigt werden zu können. Das Erreichte scheint ja immer nur ein Komparativ, hinter dem noch ein lockender Superlativ steht. Sehnsucht und Eitelkeit machen nicht bei dem Schönen halt, weil sie auf das Schönere hoffen. So verleugnet die Mode ihre Schöpfungen in dem Augenblick, in dem sie erscheinen, es schwebt ihr immer noch etwas Besseres vor.

Freilich hat die Mode aus der Tugend eine Not gemacht, denn in ihrer Hand ist die Freude am Wechsel zu einem der stärksten Reizmittel geworden. Mehr noch, gerade dieser Charakterzug hat in unseren Tagen die Mode zu einem Wirtschaftsfaktor von größter Bedeutung gemacht. Das moderne Unternehmertum versteht sich die Mode dienstbar zu machen und die auf den Wechsel gerichteten Instinkte des Käufers in bares Geld umzusetzen. Der Fabrikant hat ein lebhaftes Interesse an einem möglichst häufigen Wechsel, denn dieser erlaubt stets Neues zu produzieren und dadurch die Kauflust stets von neuem anzureizen. Es gibt Volkswirte, die unter diesem Gesichtspunkt in der Mode nichts weiter als einen wirtschaftlichen Kniff sehen wollen, den das Kapitel mit seinem Wunsche nach der Verwertung des Geldes hervorgerufen habe. Je häufiger die Mode wechselt, um so bedeutender ist der Umsatz. Ursache und Wirkung liegen hier so eng beieinander, daß es schwer sein dürfte, zu entscheiden: wechselt die Mode so häufig, weil die Industrie ihr immerfort neue Muster zuführt, oder muß die Industrie immerfort Neues hervorbringen, weil der Modewechsel sie dazu zwingt? Im Grunde genommen ist die Mode aber doch mehr als ein bloßes Bedarfsphänomen, denn es gab eine Mode, lange bevor es eine Industrie im heutigen Sinne gab. Um so mehr, als man Neuheit und Mode nicht verwechseln darf.

Im Bedürfnis nach Abwechselung liegt eine Wurzel der Mode bloß und noch dazu eine sehr tief hinabreichende, deren reiche Verästelungen wir an dieser Stelle gar nicht alle verfolgen können, im Nachahmungstrieb werden wir sogleich eine weitere kennen lernen. Der Anzug, in dem wir vor der Oeffentlichkeit erscheinen, ist unaufhörlich dem allgemeinen Urteil ausgesetzt, und darum wird auch der unabhängigste Denker, dem im übrigen die Meinungen seiner Nebenmenschen völlig gleichgültig sind, sich in seiner Kleidung der Anschauung der großen Masse willig anbequemen. Der Takt, den ein stillschweigendes Uebereinkommen zum höchsten Gesetz der Gesellschaft erhoben hat, verlangt, daß man den Nachbarn nicht durch Abweichungen seiner äußeren Erscheinung reize. Es ist ausgesprochen schlechter Ton aufzufallen. Ferner, und dies Motiv darf man nicht unterschätzen, ist es bequem, sich der Mehrheit einfach anzuschließen. Nicht jeder ist in seinem Geschmack völlig sicher, er erspart sich einfach eine Beschämung, wenn er es genau so macht, wie Hinz und Kunz. Das Gefühl, nicht allein zu stehen, gibt eine große und beruhigende Sicherheit. Ebenso wie die Freude am Wechsel hat auch die Nachahmung ihren Einfluß auf diesem Gebiet so früh geltend gemacht, daß man schon die ganze Mode als solche nur auf sie zurückgeführt hat. Die literarische Ueberlieferung ist nicht arm an Zeugnissen dafür. Die jüdischen Propheten haben es ihren rechtgläubigen Zeitgenossen zum schweren Vorwurf gemacht, daß sie die Trachten des babylonischen „Erbfeindes" annahmen, die griechische Kleidung bemächtigte sich der römischen Welt, die wilden Niam Niam und die gefürchtetsten Zulueger wurden den unbekleideten Schwarzen Inner-Afrikas Vorbilder für den Modeton, und daß die Pariser Mode im Laufe des 17. Jahrhunderts Weltmode wurde, ist ja allbekannt. Die Feststellung, daß der Nachahmungstrieb zu allen Zeiten und bei allen Völkern zur Geltung kam, gibt uns das Recht, die Deutschen gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als seien sie es allein, die in unverantwortlicher Weise fremdsüchtig wären, ein Tadel, der ja oft genug gegen unser Volk erhoben wird.

Die Betrachtung der Nachahmungssucht führt noch weiter. Mit ihr hängt unzertrennlich die Erscheinung zusammen, die Rudolf von Ihering einmal die „Hetzjagd der Standesseitelkeit" genannt hat. Es ist das Phänomen, daß die unteren Schichten der Gesellschaft unablässig danach trachten, sich ebenso anzuziehen, wie die oberen. Diese Tatsache stammt ebenfalls nicht erst von heut und gestern. Der Versuch, die Unterschiede von Rang und Stand durch die Kleidung auszudrücken, geht in die Anfänge der menschlichen Kultur zurück; selbst die unbekleideten Wilden, die ihren Körper nur bemalen oder tätowieren, kennen für den Häuptling auszeichnende Merkmale in den Mustern. Griechen und Römer beobachteten in dieser Beziehung ein strenges Herkommen, das im Laufe der Zeit so gut wie Gesetzeskraft erhielt. Das hat aber nicht hindern können, daß diese so sorgfältig betonten Unterschiede sich ganz von selbst abschwächten und schließlich verwischten, und schon vor Christi Geburt werden Klagen darüber laut, daß der Sklave sich kleide wie der Herr. Das ganze Mittelalter ist erfüllt von dem Kampf um das gleiche Kleid. Zahllose Kleiderordnungen haben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts versucht, Standesunterschiede im Anzug aufrecht zu erhalten. Vergebene Mühe, immer waren die unteren Stände den oberen auf den Fersen, um ihnen die unterscheidenden Merkmale ihres Putzes abzusehen und nachzumachen. Dadurch sahen sich die oberen genötigt, fortwährend zu wechseln und zu ändern, um den Vorsprung, den sie zu haben glaubten, auch beizubehalten. Als im Laufe des 19. Jahrhunderts die allgemeine Demokratisierung nicht länger aufzuhalten war, da hat sich diese Absicht in die Uniform geflüchtet und hier in der Tat ihr letztes Bollwerk gefunden. Die schreiend bunten, mit Zierraten überladenen Uniformen, die für den Ernstfall eine Unmöglichkeit bedeuteten, waren der letzte Protest der Standesseitelkeit gegen die allgemeine Gleichheit. Die Mode ist in diesem Sinne sogar so weit gegangen, daß sie sich selbst gewissermaßen ausgeschaltet hat. Seit ungefähr zwei Menschenaltern ist das Gewand des Mannes zur Zwecktracht erstarrt, die in Schnitt, Farbe und Ausputz Aenderungen nur noch in sehr bescheidenem Ausmaß gestattet. Die Schneider waren mit diesem Lauf so wenig zufrieden, daß schon vor dem Kriege in Europa wie in Amerika eine Bewegung einsetzte, um der Herrenmode mit Gewalt neue Anstöße mitzuteilen. Hatte eine Mode-Korrespondenz aus London 1909 doch bereits berichtet, die Lords des Oberhauses zögen sich absichtlich schlecht an, weil es für sie die einzige Möglichkeit bedeutete, sich vom großen Haufen zu unterscheiden!

In diese Gefahr wird die Frau nie geraten. Sie ist für die Mode ein dankbareres Objekt als der Mann, denn in den guten Willen, mit dem sie sich allen Geboten der Mode fügt, spielen starke erotische Momente hinein. Die Frau unterliegt dem Gefühl an und für sich stärker als der Mann, und da auch ihre Erscheinung von der Kleidung und ihrem Wechsel abhängiger ist, so hängt sie viel inniger mit ihr zusammen. Sie empfängt durch die Kleidung ein seelisches Lustgefühl von solcher Stärke, daß ihr ein Kleid geradezu ein Erlebnis werden kann. Für sie wird die Kleidung wirklich zu einer künstlichen Haut, durch die sie die Sensibilität ihres Nervenapparates steigert und verfeinert. Sehr hübsch schreibt z. B. Isolde Kurz in ihren Jugenderinnerungen: „Als ich mir einmal in einem Putzgeschäft ein weißes Frühlingshütchen ausgesucht hatte, mit einem Vergißmeinnichtkranz, da ging ich mit einem erhöhten Lenzgefühl umher, als trüge ich ein Eichendorffsches Frühlingslied auf dem Kopfe." Die Frau empfängt durch ihre Kleidung Eindrücke, die durch das gröbere Nervengeflecht des Mannes gar nicht in das Bewußtsein gelangen. Sie besitzt in ihrer Kleidung eine Sprache, die in ihrer Mannigfaltigkeit vor der Lautsprache nicht nur die Stärke der Ausdrucksfähigkeit voraus hat, sondern ihr auch in den feineren Modulationen überlegen ist. Wort, Laut und Ton wirken gradezu; im Wechselspiel von Andeuten und Verhüllen, von Zeigen und Verstecken, das sie in ihrem Anzug üben kann, messiert die Frau, dagegen einen Dialekt, der eine Geheimsprache ihres Geschlechts ist und vielleicht darum so reizend klingt, weil ihn der Mann immer nur halb versteht. Das ganze weite Gebiet der Koketterie kann nur durch die Kleidung beherrscht werden, und das weibliche Geschlecht, würde es derselben plötzlich beraubt, wäre um einen guten Teil seiner seelischen Ausdrucksmittel ärmer. Darum sehen wir die Frau auch stets in Gedanken mit ihrem Anzug beschäftigt, nicht sowohl um ihrer selbst willen, als der anderen wegen. Sie ist immer auf etwas Neues, auf eine Aenderung aus, und es ist gar nicht einmal notwendig, daß das eine Verbesserung sein müßte. Es genügt, daß das Neue sich vom Alten unterscheidet, es darf, objektiv betrachtet, selbst häßlich sein, vorausgesetzt, daß es anders ist, als das bisherige. Es braucht nicht einmal zu gefallen, genug, wenn es reizt, verblüfft, zum Widerspruch herausfordert, erregt ist auch dann, daß die Trägerin im Mittelpunkt des Interesses bleibt. In dieser geistigen Verfassung der Frau dürfen wir wieder eine Wurzel der Mode erkennen und vielleicht die triebkräftigste von allen, sie zieht Blüte und Frucht aus dem reinen Lustgefühl.

## Die Waschfrau.

Von

**Vicki Baum.**

Ich weiß nicht, was andere Menschen sich bei dem Worte Glück vorstellen. Vielleicht die Frau, die wunderschöne, auf ihrer ewig entrollenden Kugel; vielleicht einen Regen aus Gold, einen Palast aus Wolkenglanz, eine exotische Welt von Genüssen; oder wiederum ein bürgerliches Paradies der Behaglichkeit. Vielleicht nur etwas ganz Gestaltloses, Unerreichbares, das hinter schillernden Schleiern liegt. Wenn ich aber von Glück sprechen höre, dann muß ich immer an unsere Waschfrau denken, an die Waschfrau in meinem Elternhaus, damals, als ich noch klein war ....

Sie hieß Cilli und hat mir oft erklärt, daß dies der schönste und heiligste Namen im Kalender wäre; sie trug diesen Namen wie eine Auszeichnung. Sie war eine überaus breite und dicke Frau mit roten Haaren, weißer Haut und karmesinfarbenen Backen; ihr ganzes Gesicht war in kleine Wülste und Grübchen aufgeteilt, und jedes Grübchen für sich lächelte immerfort. Aus irgend einem Grund fand ich dieses unschöne Gesicht „holländisch", und begriff es gut, daß die Waschfrau stolz darauf war. Sie konnte mit der Nase, mit der Stirne, sogar mit dem Doppelkinn lachen; sie konnte mit den Ohren wackeln, sie hatte diese Kunst erlernt, teils um ihren Kindern ein billiges Vergnügen zu verschaffen und teils, um die Kinder ihrer Klienten zu ersteuen und ihre eigene Beliebtheit zu erhöhen. Die Waschfrau tauchte allmonatlich auf, und es scheint mir heute, als hätte an den Waschtagen meiner Kindheit immer die Sonne geschienen. Wahrscheinlich war der Waschfrau die Macht gegeben, gutes Wetter zu machen. Im Winter lobte sie die Kälte und im Sommer — triefend im Dunst der Waschküche — die Hitze. Wenn Glatteis war, freute sie sich, daß die Kinder Rutschbahnen hätten, wenn es mit Schefseln regnete, lobte sie den Herrgott, der das Getreide wachsen ließ und wenn die Dürre herunterbrannte, prophezeite sie guten Wein und einen lustigen Herbst. Das Essen war an den Waschtagen immer von erlesener Köstlichkeit; wenigstens erklärte mir dies die Waschfrau zu überzeugend, daß ich noch heute Hunger bekomme, wenn ich an das waschtägliche Sauerkraut denke. Unser Dienstmädchen, das schwer an einer unglücklichen Liebe und an ihrem unreinen Teint litt, ging an den Waschtagen aufgehellt herum und sang böhmische Lieder im Polkarhythmus; meine Mutter, sonst immer nervös, mußte, von Kopfschmerzen geplagt, gab sich am Waschtag einen Schein von Munterkeit und Mut, sie stand manchmal eine Viertelstunde an der Türe der Waschküche und hörte zu, was die Waschfrau erzählte, und der ungläubige, kindlich lächelnde Ausdruck, den ihr leidendes Gesicht dabei annahm, ist mir unvergeßlich ....

Es war übrigens nichts besonderes, was die Cilli vorzubringen hatte, während sie über dem Waschfaß stand und ihre dicken Finger eifrig rumpelten. Sie erzählte vielleicht von ihrem Mann, dem besten und schönsten Mann, den es geben konnte; er war etwas ganz Feines, er war Kommunalbeamter, aber die Cilli war trotzdem nicht überheblich geworden; sie erzählte von ihren Kindern, deren sie eine unbestimmte, aber große Anzahl hatte; ihre Kinder waren außerordentlich schön, brav und hatten große Aussichten für die Zukunft. Manchmal mußte der Waschtag verschoben werden, weil die Cilli ein Kind bekam, oder weil eines gestorben war. Sie nahm beides dankbar hin, und ohne sich länger als eine Woche in ihrem Beruf stören zu lassen. Ueber die neuen Kinder, die sie bekam, freute sie sich unmäßig, und das begriff ich, aber auch über die gestorbenen sprach sie lächelnd und ohne Mehleidigkeit. Es wurden doch zu viele, es gab wieder bischen Platz, meinte sie etwa; und man muß den Toten ihre Ruhe gönnen, sie haben es gut. Es wunderte mich, wenn diese überaus lebendige Waschfrau das Wort Ruhe aussprach, es rührte mich etwas an, aus dem gelassenen Klang: Ruhe. Vielleicht, daß mir damals die unverbrüchlich tröstliche Idee des Todes geschenkt worden ist, die mich in allem begleitet und bestimmt ....

Aber die Cilli, eben noch mit dem Frieden der Toten beschäftigt, hob etwa ein besonders schmutziges Wäschestück aus dem Faß in die Höhe, einen Küchenlappen oder dergleichen, und ihr ganzes holländisches Gesicht begann zu strahlen. „So ganz dreckige Wäsche ist mir das liebst", sagte sie; „da merkt man doch was von der Arbeit; wenn da so der ganze Dreck heruntergeht, da kann ich mich freuen; da bin ich — also glücklich bin ich da."

Das war ihr Refrain: da bin ich — also glücklich bin ich da. Also glücklich war die Cilli über alles. Ueber dreckige Wäsche, weil da der Erfolg des Waschens so deutlich wurde, über wenig beschmutzte Wäsche, weil es da so leicht ging, über grobe Wäsche, weil man da so fest rumpeln konnte, über feine Wäsche, weil das so hübsch anzusehen war. Wer die Cilli jemals über die Kunst des Waschens sprechen hörte, der konnte niemals mehr daran zweifeln, daß Waschen der schönste Beruf der Welt sei. Alles Schmutzige sauber machen! Wenn die Waschfrau kommt, ist alles dreckig; wenn sie geht, ist alles sauber, man riecht die Sauberkeit, alle Leute freuen sich über die weiße Wäsche — also glücklich bin ich da — sagte die Cilli. Und sie rumpelte mit einem Ausdruck von Genuß und Stolz an irgend einem unbenennbaren Wäschestück herum. Dies war ja nun ihr Beruf; aber auch andere Dinge überschwemmte die Cilli mit diesem strömenden Lebensgefühl. Sie aß trockenes Brot am liebsten, das heißt, sie packte die Wurst beiseite, um sie den vielen zukunftsreichen und schönen Kindern zu Hause mitzubringen. Aber wie war es, wenn die Cilli in ihr Brot biß! Ihr Gesicht wurde noch breiter, es wuchsen neue Grübchen heraus, und sie sagte fast seufzend vor Genuß: „Ah! Brot — —!" Und dann wußte man auf einmal, daß Brot eine Köstlichkeit sei. Mein Amt war es, das Essen in die Waschküche zu bringen und ich tat dies mit einer gewissen Festlichkeit. Die Cilli bekam eine Flasche Bier; oh, welche Zeremonien beim Entkorken, beim Einschenken, wie weiß der Schaum, wie golden das Bier, wie tief der Trunk! Die Cilli schloß die Augen vor Glückseligkeit, während sie ihr Bier trank; aber nach dem ersten Glas wurde die Flasche wieder zugekorkt und besselte gestellt für den vornehmen Kommunalbeamten zu Hause. „Nur der erste Zug schmeckt so exquisit —" sagte die Cilli; „mehr mag ich nicht." Oh, weise Waschfrau!

Ich sehe sie vor mir in hundert kleinen Bewegungen. Sie beutet mit dem Kinn gegen das Fenster und sagt: die Sonne! und auf einmal weiß man — mitten in der finsteren Waschküche weiß man es — was Sonne ist; sie schaut eine Blume im Topf an, oder eine Spinne im Winkel, oder eine junge Kellerlatze, oder die feine Spitze an einem Hemd; immer ist dieser Ausdruck von inbrünstigem Lebensgenuß da, für den man damals keinen Namen wußte, und der einem doch so viel Begriffe

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [35] - -

schenkte: Ruhe. Brot, Licht, Pflanze, Tier, Leben — und den Refrain vom Glück.

Eines Tages kam eine Karte, auf der stand Habe Maleer mit Unfall gehabt. Geht mir ausgezeichnet kann bitte leider nicht kommen, bin obbriert von berühmte Professor, freie mich auf nekste Waichtag, Hanfuß von der Cilli.

Meine Mutter litt an diesem Tag an ihrer Migräne, die Jalousien waren herabgelassen und man mußte auf den Zehenspitzen gehen. Das waren die schwarzen Tage in meiner Kindheit. Meine Mutter stöhnte nur leise, als ich ihr den Wunsch vorbrachte, die Cilli zu besuchen, und ich schlich bedrückt davon. Das Mädchen mit dem schlechten Teint packte Eßwaren in ein Körbchen und wir zogen los. Ich ging diesem Besuch mit erhobenen und festlichen Gefühlen entgegen, denn die Cilli hatte ihr Leben immer geschildert wie eine Kette von Festlichkeiten und Freuden. Ihr Mann! Ihre Kinder! Ihre Wohnung! Ihr Kanarienvogel! Mir klopfte das Herz und sonderbarerweise hatte ich die Vorstellung, auch das Malheur mit dem Unfall müsse etwas Lustiges und Angenehmes sein. Wir fuhren weit mit der Straßenbahn, tappten dann in immer elendere Gassen, traten uns durch lehmige Hinterhöfe und über schiefe Treppen hin und landeten spät bei der Wohnung der Waschfrau.

Der Kommunalbeamte öffnete uns; er war unzweifelhaft betrunken und befand sich noch in seiner Amtstracht; das heißt, er hatte die Schürze und das Mützenschild, mit dem in meiner Heimatstadt die Straßenkehrer und Schneeschaufler bedacht werden. Die Wohnung bestand aus zwei Elendskammern, in deren einer der Herd stand, in deren zweiter aus einer Wiege gequäkt wurde. Es war sauber überall, aber es roch so stark nach armen Menschen, daß ich Angst bekam und weinen wollte. Es waren eine Menge Kinder da, und es wurden immer mehr, die aus den Winkeln hervorkrochen; sie alle hatten große, gedunsene Köpfe und krumme Beine, sie sahen aus, wie eine Versammlung von Kobolden, wie ein ängstlicher Traum. Neben dem Herd hing ein blinder Vogel mit grauen Federn und grauem Häutchen über den kleinen Augen. Am Fenster standen Blumentöpfe und vielleicht war an anderen Tagen auch Sonne da.

Die Cilli lag in einem Bett und lachte. Sie hatte Glück gehabt; sie war unter eine Straßenbahn gekommen, hatte ein Bein verloren und zweihundert Gulden Unfallentschädigung gekriegt. Sie lobte die Versicherung, den Professor, das Krankenhaus und alle Welt. Die Karbole war etwas Großartiges, wenn man einschlief, das klang wie die schönsten Kirchenglocken. Und die Schmerzen? „Ach was, Schmerzen," sagte die Cilli; „seinen Herrgott muß man kennen lernen; und so was Schönes, wie wenn die Schmerzen aufhören, das kann sich ein Gesundes gar nicht vorstellen." Als ich fünf Minuten mit dieser unvernünftigen Cilli gesprochen hatte, verschwand mein weinerliches Gefühl von Angst und Mitleid völlig und als vollends der alkoholische Kommunalbeamte das Kind aus der Wiege nahm — es hatte auch den großen Kopf — und die Waschfrau es mit ihrem strahlenden und genießenden Gesicht an die Brust legte, da überwältigte mich etwas von ihrem Glanz. Ich küßte ihr die Hand und schämte mich sehr; aber sie war gar nicht verwundert, sie lag ja da, mit ihrem Kind und ihrer Unfallsrente, als eine Königin des Lebens.

Sonderbar: als ich von der lachenden Cilli, die ihr Bein verloren hatte, heimkam, und meine Mutter stöhnend im verdunkelten Zimmer vorfand, da wurde etwas in mir hart und trotzig. Und an diesem Abend küßte ich meiner Mutter nicht die Hand.

Vielleicht auch stammt es von jenem Tag her, daß ich nicht zu den wehleidigen Menschen gehöre . . .

Uebrigens kam im nächsten Monat die Cilli wieder pünktlich zum Waschtag; sie lüpfte ihre Röcke und zeigte ihr Stelzbein; sie war stolz darauf, denn es war, wie sie sagte, die feinste Ausführung. Und als ich später mit dem Frühstück in die Waschküche kam, da lachte sie und ihr Gesicht war über und über „holländisch" und sie sagte: Das ist großartig! Jetzt kriegt die Cilli keine nassen Füß mehr beim Waschen!

Das ist die Geschichte vom Glück, das mir wie eine Waschfrau aussieht. Sie hat, wie ich merke, keinen Anfang und kein Ende; sie hat keine Handlung und keine Schlußpointe. Und wenn sie vielleicht eine Moral haben sollte, so möchte ich sie doch nicht niederschreiben. Denn wie klein sind die großen Worte. Und wie groß ist das kleine Leben . . .

## Betrachtungen.

Von

**Marie von Bunsen.**

Lebenskunst muß als leichte Selbstverständlichkeit wirken, sie ist jedoch zu erlernen. Auf dem Alter häufen sich die ihr im Wege stehenden Schwierigkeiten, steigert sich aber auch ihr Wert.

*

Unglück ist herb und hart, kann jedoch drei beglückende Gaben verleihen: Kraft, Mitleid und Geduld.

*

Unendlich viel Wertvolles, das man las und hörte und sah, hat man vergessen, hat es jedoch nicht verloren; auf diesem anscheinend Verflüchtigten baut sich die Bildung auf.

*

Wir verlangen nicht gleiche Behandlung, wir sträuben uns gegen Zwangsjackennorm — aber wir möchten, daß jedem das Seine werde.

## Die Dame von 1924.

Von

**Ada Menz.**

Dame sein, heißt diskret sein, sagt Wilde. Dieser Leitsatz erstreckte sich in der Kinderstube unserer Mütter auf jenen gesamten Komplex bisziplinierten Auftretens in allen Situationen, der solgnierten Einfachheit der Kleidung, der gepflegten Unauffälligkeit in Betragen und Rede den wir Erziehung nennen. Ihre Grundlagen sind Takt und Feingefühl, ihr erstrebtes Ergebnis Kultur der gesamten Persönlichkeit.

Zu allen Zeiten wird sie von gewisser Seite ebenso gehaßt wie krampfhaft nachgeahmt und unsere Nachkriegszeit kennt ebenfalls genug der ernötigten Typen, die Bildung und Kinderstube von heute auf morgen aus der plötzlich gespickten Börse sich anpräparieren wollen, und deren Worte und Taten auf diesem Gebiet unsern Witzblättern zu Stoff verhelfen. Frau Neureich ist zusammen mit ihrem Gatten eine Figur, die in allen Ländern bekannt und belacht wird, am meisten von jenen, die entfernt mit ihr verwandt sind. In unserer Zeit der Umwertung aller Werte, in der alles nachgeahmt und ersetzt zu werden scheint, und in der das oberste zu unterst, und namentlich das unterste zu oberst gekehrt sein möchte, ist das japanische Sprichwort ein Trost: „Besser, zu würdest ohne Arme und Beine geboren, denn ohne Tradition und Familie."

Familie und Tradition: nicht nur im Lande vieltausendjährigen Ahnenkultes ist ihr ererbtes Kulturgut Sicherung und bewußter Halt, namentlich für die Frau, die auf Grund ihrer seelischen Konstruktion dieses Haltes weit mehr bedarf als der Mann, gerade in den Zeiten, die wir durchlebten und durchleben.

Es ist unwahr, daß die „Dame" als Zeiterscheinung von Kriegsstürmen und Revolutionslärm hinweggefegt worden ist. Sie existiert 1924 genau so, wie sie gottlob immer existiert hat. Nur haben die Verhältnisse sie gezwungen, ihre Silhouette zu ändern, aber nur die Silhouette, und nichts als das. Und während Frau Neureich gerade dieser Silhouette, als dem einzig ihr zugänglichen nachjagt, krampfhaft vor dem Spiegel den Wurf der Schleppe, das Hantieren mit dem Fächer probiert, trägt ihr so ersehntes Vorbild neben ihr heute im kurzen Hausrock ihre Kohlen selbst und kauft ihr Gemüse ein; Frau Neureich schlüpft mühselig in eine abgelegte Hülle, die sie erst recht zur Zeitkarikatur stempelt.

Die Dame von 1924 trägt keine Schleppe mehr, und ihr Fächer ruht in der Schleblade. Beide werden von ihr oder ihrer Tochter wieder getragen werden, wenn die materiellen Möglichkeiten und das innere Taktbewußtsein es gestatten. Denn nicht nur die Verarmung der Gesellschaftsschichten, aus denen die Dame stammt, macht ihr jeglichen Luxus unmöglich zu einer Zeit, in der Hunderttausende hungern. Wenn Diskretion als Charaktermerkmal in glücklicheren Zeiten, glatter und gewöhnlicher als die heutigen, sich auf die eingangs erwähnten Erziehungsgebiete erstreckte, so gilt Diskretion als moralischer Leitsatz, in sehr erweitertem Sinne, auch heute für das gesamte Tun und Handeln jener weiblichen Angehörigen der menschlichen Gesellschaft, die auf die Bezeichnung „Dame" Anspruch machen.

Scheint es nicht, als ob unsere rauhen Zeiten wie ein sonderndes Chemikal für Echtheit und Ersatz auch hierin gewirkt hätten? Die Frau aus den gebildeteren Ständen in unseren krieg- und revolutionsdurchstürmten Ländern ist so völlig aus ihrem bisherigen Kreise von Gewohnheiten und Anschauungen gerissen, wie sonst fast nichts und niemand im gleichen Maße. Und in diesen Zeiten konnte erwiesen werden und ist tausendfältig erwiesen worden, daß der Geist wahrhaften Damentums, der Geist der Diskretion lebendig geblieben ist

Irgendein Franzose sagt einmal: eine Herzogin, die ihr Gemüse selbst einkauft, ist keine Herzogin mehr. Ja, im Sinne der Frau Neureich. Die Dame bleibt Dame in jeder Situation, und diese Sicherheit schöpft sie nicht aus der Kultur des Schleppenwerfens, auch nicht aus der Bildung des Intellekts, sondern aus der Bildung des Herzens. Ein gebildetes Herz besitzen und seine unfehlbare Sicherheit einfließen in die unaufdringliche Gepflegtheit jederzeit guter Formen — das war und ist das Geheimnis der Dame.

Hunderttätig sind die Angriffe, die seit Jahren auf die Nerven, das Leistungsvermögen, die Gefühlswelt, auf Geist und Herz einer Frau einstürmen. Scheint es nicht, als stünde heute notgedrungen neben dem Schillerschen Bürger, der gezwungen zu den Waffen greift, die Bürgerin, in ihrem Kreise und mit ihren Waffen, bereit, sich zu wehren gegen Unterdrückung und Uebervorteilung? Von Petroleusen und Barrikadenkämpferinnen ist hier nicht die Rede. Das sind fürchterliche Verzerrungen, ihre Psyche eine Karikatur, die, wie alle Ueberspitzerungen, an sich selbst zugrunde gehen. Aber schwächerer Formen weiblicher Wehrhaftigkeit, zu der die Zeiten verführen, sei gedacht: etwa des harten Wortes gegen Untergebene, der handfesten, früher nie gebrauchten Zurechtweisung gegen den jugendlichen Flegel im Straßenverkehr, der Dingfestmachung der allzu geschäftstüchtigen Ladnerin, der mit Anzeige gedroht werden muß — kleine Alltäglichkeiten, deren langsames Gift für die seelische Konstitution der Frau nicht beachtet wird, und vor dem nur eine geschützt ist: diejenige, die disziplinierter genug ist, um genau zu fühlen und zu wissen, daß auf dem Gebiet des Zugreifens und Dingfestmachens weder ihre Waffen noch ihre Mission liegen. Diese Einsicht ist keine gedankenlos stumpfe Ergebung, sondern das Wissen um Unabwägbarkeiten: ein kleiner äußerer Vorteil gegenüber der Aufgabe von innerer und äußerer Distanz, die jeder Konflikt bedingt, und auf die der weibliche Mensch zuinnerst angewiesen ist.

Diese Distanz zur richtigen Zeit und am rechten Ort zu wahren bei den hundert ungewohnten alltäglichen Hantierungen zu einer Zeit, in der die Frau meist nicht nur das gesamte Dienstpersonal ersetzt, sondern auch Installateurin, Zimmermännin, Tantier usw. sein muß, ist abermals Sache des gebildeten Herzens, das keinen Hochmut aufkommen läßt, das nirgends und niemanden kränkt und das sich vor allem stets bewußt bleibt, daß nicht die Größe oder Geringfügigkeit der nächstliegenden Pflicht es ist, die „eines Menschen Tun edel oder gemein macht, sondern der Geist, in dem er dieselbe tut" (Carlyle.) Auch wird alles Geistige nicht durch die Flucht aus der Materie — und sei es die der geringsten Arbeit — erprobt, sondern durch Beherrschung und Bemeisterung derselben. In erster Linie Angelegenheit der Dame ist es, daß das Wort von der Verrohung der Jugend keine erwachsene Schwester bekommt — weder außerhalb, noch innerhalb der häuslichen vier Wände.

Als in der französischen Revolution die Prinzessin von Lamballe auf das Schaffot gezerrt wurde, taumelte sie und stieß ihren Henker versehentlich an. Da wandte sie sich um und entschuldigte sich mit den Worten: „Ich hoffe, mein Herr, daß ich Sie nicht verletzt habe." Entkleidet man diese französische Anekdote ihres brutalen Milieus, so bleibt eine feine Huldigung für die Dame übrig, die lautlos durch die Zeiten von jeher gegangen ist, und die sich nicht auf Ball- und Konzertsaal, auf Boudoir und Parlament beschränkt. Für den Mann der gebildeten Kreise, sei er Gatte, Sohn oder Vater, genügt es nicht, daß in seinen vier Wänden die „tüchtige Hausfrau" waltet. Im Innern ersehnt der Mann gerade in unsern lauten Zeiten mehr denn je die Dame, auch in der Hausschürze. Aus der gesellschaftlichen Position ist ein sittlicher Beruf geworden, wenn man den Begriff Dame so faßt, wie wir ihn eben umschrieben zu haben glauben.

Die Silhouette der Dame hat sich gewandelt. Aus dem „geschäftlichen" Prinzip, das unsere Mütter der Erziehung ihrer Töchter voranstellten und das wir eingangs anführten, ist auch eine sittliche Forderung geworden. Neben den großen Wirkungsgebieten, die unsere Zeit dem Weibe öffneten, steht, weit gewichtiger denn ehemals, der Beruf der Dame. Denn Beruf kommt von Berufung. Die wahrhafte Dame von heute ist Verwalterin von Kulturgütern, deren Gewicht erst bei näherem Zusehen sich erklärt.

Es muß und wird möglich sein, in unserem lauten und rauhen Zeitalter der Bezeichnung Dame den Gehalt eines Ehrentitels zu erhalten, den er, äußerlicher gefaßt, im 17. Jahrhundert erhielt und ihm gleichzeitig die ursprüngliche Bedeutung: Domina-Herrin wiederzugeben, im Sinne einer Herrschaft über die unmerklichen, aber innersten Tröstungen unseres so brutalen Alltags.

## Aphorismen.

Von

**Martha Charlotte Nagel.**

Auf Freude hin geschaffen, kommen wir doch nur in ihre Paradiesgärten hinein, wenn wir einen Born von Traurigkeiten ausgetrunken haben.

*

Wundervoll zu ersehen vermag der Traum die Wirklichkeit, die wir noch von je und je mit unseren Wünschen überfordert haben. Der Traum ist Vorwegnahme. Wer sie auszukosten weiß, der wird auch, bei klugem Verzicht, zu dem einzigen Genuß der wachen Möglichkeiten kommen.

*

Es gibt keinen Sinai mit Gesetzestafeln, es gibt flammende Inschrift nur für den, der sich dem Sein, dem So und nicht Andersein zu überantworten wagt.

*

Zum Genuß der Wiederholung reif geworden sein, macht den Rubin der Lebensweisheit aus.

*

Das Zukünftige bleibt uns verriegelt aller Vorausberechnung zum Trotz. Denn erst, wenn das im Grunde gar nicht Vorstellbare wirklich eintritft, braust uns durch den Leib wie ein feuriger Gottestrank die sinnliche Erfahrung, die nicht vorwegenommen werden kann.

*

Teuer erkauft wird die Wahrheit, auf der unser spezifischer Wert beruht.

*

Die Frau weiß, daß Liebe, im Grunde nur ein Bekenntnis zu sich selbst, über ihren Gegenstand hinaus wachsen muß; aber gerade darum bleibt sie sich der Unerreichbarkeit ihres Zieles als einer ewigen Aufgabe bewußt.

*

Leidenschaft ist oft nichts als die trotzige Anstrengung zu dauerndem Besitz von dem, was das Geschenk einer Stunde sein sollte.

## Ziel.

Unser Ich ist die Handhabe, deren sich das Göttliche bedienen muß, um in den Gang der Dinge einzugreifen. Uns liegt die Pflicht ob, ein taugliches Werkzeug aus dieser Handhabe zu machen.

Isolde Kurz.




MECH. LEINEN u. TISCHZEUGWEBEREI · KUNSTGEWERBLICHE · BRAUTWÄSCHEFABRIK

STRUNKMANN u. MEISTER BIELEFELD.

STÄNDIGE AUSSTELLUNGEN: BERLIN W. TAUENTZIENSTRASSE 15 · HAMBURG · NEUER JUNGFERNSTIEG 16a

EIGENE VERTRETUNGEN IN DEN MEISTEN GROSSSTÄDTEN.

VERKAUF UNMITTELBAR AN VERBRAUCHER

MÖBEL-WERKSTÄTTEN G. M. B. H.

Klassische Stilmöbel
Künstlerische Innenausbauten

*

Am Raschplatz

*

Handwerksmässige Qualitäts-Arbeiten



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [36] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

Hannover 1849 1924

# Deutsche Jugend

Beilage zum Hannoverschen Kurier

Bildungswesen — Hochschule — Jugendbewegung

## Die Alten und die Jungen.

Von

**Kurt Boß.**

Der politische Prozeß, in dem wir stehen, der Wellenschlag, der unser kulturelles Leben überrauscht, stellt — seien wir nicht anmaßend — kein besonders neues und auffallendes Begehren dar. Es will im Wandel der Jahrhunderte wieder einmal Neues werden, Kultur*wende*, nicht Kulturende kündigt sich an, und wir werden darum so besonders durchgeschüttelt, weil wir der Stoff sind, aus dem das Neue geformt wird. In solchen Zeiten muß der Kampf zwischen Jung und Alt, Beharrendem und Drängendem, der immer ein Problem des Lebens ist, notwendig schärfer ins Sichtbare treten als in ruhigerer Zeit, wo er im Stillen nur wirksam ist. Stellung nehmen in dieser Frage von Jung und Alt, die als „Vater-und-Sohn"-Problem in der Literatur unserer Tage (v. d. Goltz, Böttticher, Hasenclever, Bronnen) meistbehandelt ist, bedeutet darum so schweres Wagnis, weil wir alle auf einer Station des Weges vom Ueberschwang der Jugend zur Reife und Geklärtheit des Alters stehen, weil hier von „Schuld" und „Recht" nicht geredet werden kann, vielmehr ein Schicksal mit notwendiger, von der Natur gesetzter Kraft in unser Leben greift, wenn auch die Revolutionäre in der Trunkenheit ihres Alters Jugend „Recht" und Alter „Unrecht" nennen.

Indem wir uns bemühen, den Fall aus seiner Sonderverstrickung, in der wir stehen, zu lösen, kommen wir zur Erkenntnis, daß es sich in dem Problem um mehr handelt als um Vater und Sohn als zwei Individualitäten, die auseinanderwachsen, nämlich um Vater und Sohn als den Vertretern zweier *Generationen*. Daß die Tage zur Neige gehen, daß auf Jugend ein Abwelken folgt, ist ein *Schicksal*, das seinen ewigen Platz in der Welt hat, und das wir aus ihr nicht herausdiskutieren oder -philosophieren. Der Fall „Vater und Sohn" ist nichts Schuldhaftes, sondern der Hauch göttlicher Lenkung in dieser Welt, die in der Zeit besteht. Erweitern wir den Kreis: Sohn gegen Vater, junges Geschlecht gegen altes Geschlecht, junge Kultur gegen alte Kultur, neuer Erdteil gegen alten Erdteil; wer kann sagen, ob nicht auch Welt gegen Welt? Welle flutet gegen Welle; und im Wechsel des Bestehenden haben wir vielleicht den rätselvollen Sinn dessen, das Leben heißt.

Bleiben wir zunächst noch beim Allgemeinen. Denken wir einmal, es wäre möglich, daß eine Generation die andere ohne Kampf ablöste; die junge Generation übernähme reibungslos die Erfahrungen der älteren und schritte den Weg der Väter in gerader Linie fort. Es wird sofort klar, daß hier die Voraussetzungen nicht stimmen. Denn das Kind ist nicht die einfache verkümmerte Neuauflage des Erwachsenen. Es wächst in eine fertige Welt hinein, die der Erwachsene sich einst geschaffen und um die er nun besitzend kämpft; der junge Mensch sieht die Welt, in der er hineingeboren wurde, im Lichte seiner Ideale gleich unfertig, wie der Vater sie sah, da er jung war. Dinge, von der älteren Generation erst erschaffen und als Neues begrüßt, wirken auf ihn als ein Altes, mit dessen Entstehung er nicht verwachsen ist. Anders spiegelt sich die Welt im Kopfe des Jugendlichen wie in dem des Aelteren. Die Ideale, die der Aeltere hatte, als er jung war, haben sich im engen Raume der Sachen abgestoßen, seine Welt ist vorwiegend eine Interessensphäre geworden. Der Jugendliche lebt noch ganz seinen *Ideen*, seine Welt ist noch ganz im Werden. Nicht Unreife ist es, daß er auf die Stimme seines Herzens hört, sondern ein anders geartetes *Lebensgefühl*, das ihn von dem des Alters trennt. Nicht *Schuld* des Jungen muß es darum sein, wenn er andere Wege geht als die des Alters. Seine Welt liegt eben nicht in der Verlängerung jener des Alten, sondern hat selbständige Eigenart und Eigenwert.

Es versteht sich von selbst, daß Konflikte entstehen, wenn Schulung und Erziehung dem jugendlichen Ideenschwunge eine harte Wirklichkeit entgegenstellen. Diese „Pubertätskämpfe" nehmen bisweilen verhängnisvolle Formen an. Aber sie sind, bei einiger Einsicht seitens der Erwachsenen, zu mildern. Schwerer liegt der Fall in einer Zeit, die so sehr Wende ist wie die unsrige. Das Lebensgefühl der Jugend und der Weltbesitz der Aelteren stehen gegeneinander, als wäre Verstehen unmöglich. Das Wort „Jugendbewegung" umschreibt ein gut Teil dieses zu selten erlebter Heftigkeit entflammten Kampfes.

Vergegenwärtigen wir uns den Gang der Dinge, seit 1896 die Ideen des Wandervogels ihren Ausgang nahmen. Hier lag doch offenbar schon eine Revolution vor gegen das zivilisatorische Gehabe einer Welt, die triumphierte, wie sie es so herrlich weit (im Maschinellen) gebracht hatte. Hier stand weit mehr Mensch gegen Maschine als 1918, wo die sogenannte „Revolution" um Futter und Macht einer sich unterdrückt fühlenden Klasse statt um neues Menschentum ging. Wer in den Zielen der Jugendbewegung recht zu lesen versteht, sieht in ihr ein neues Menschentum heraufdämmern, das freilich — was nicht geleugnet werden soll — zahrelang im Negativen, Oppositionellen befangen war und es teilweise noch heute ist. Wie in einem Brennpunkte ist das neue Werden zu sehen an der sogenannten „Meißner-Formel", auf die sich 1913 bei der ersten Hohen Meißner-Tagung die freideutsche Jugend in bisher nicht mehr erreichter Einmütigkeit zusammenfand. Hier ward rundweg gesagt, daß die Jugend künftig „nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten" wolle. Denn als innerlich wahrhaftig ward eine Zeit, die vor klimmerliche Geistesprodukte prunkvolle Fassaden setzte, nicht mehr empfunden. Mit dem Zusatz, daß alle Veranstaltungen der freideutschen Jugend alkohol- und nikotinfrei seien, wurde ein Teil der neuen Lebensaufgabe andeutungsweise umschrieben. Wie die Jugend im Einzelnen sich bemüht, durch äußere Maßnahmen auf Grund innerer Erlebnisse zu einem neuen Lebensstil zu gelangen, war auf der letzten Meißnertagung deutlich zu sehen, die im „Hann. Kurier" ausführlich behandelt worden ist. Ein Spiegel dessen will die Beilage „Deutsche Jugend" sein. Freilich verkennt die Jugendbewegung völlig, wer in ihr eine Art Reformverein sieht.

Auf Einzelheiten neuer Lebensgestaltung kommt es hier nicht an. Auch der Fernstehende hat, wenn ihm junge Scharen (gemeinhin und fälschlich als „Wandervögel" bezeichnet) über den Weg kamen, sei es mit Freude, sei es mit Schmerz empfunden, daß die neue Jugend in anderen Bahnen wandelt, als alle früheren, die wir erlebten. Ein gut Stück der eigenen Verantwortung und Führung neuer Jugend ist in jedes Elternhaus eingedrungen, und auch die Schule weiß ein Lied davon zu singen. Das Wort „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft", ist um jedes Maß innerer Berechtigung gekommen. Denn die heutige Jugend will nicht „gehabt" werden, sondern einfach *jung sein*. Sie will weder in Schule noch in Elternhaus nach einem Muster*typ* gezogen werden. Sie begreift ihre Jugend auch nicht als eine Vorbereitung auf das Alter; der Erwachsene ist ihr überhaupt nicht Maßstab ihres Handelns, sondern einzig das Lebensgefühl in ihrer Brust, das sie für ein paar Jahre ihr Eigen weiß und in seiner ganzen Süße auskosten möchte. Vor einer solchen Jugend, die von weisen Ratschlägen des Alters nicht geleitet sein will, muß der Erwachsene ratlos stehen, und es verwundert nicht, wenn durch so manche Familie ein tiefer Riß klafft; glauben doch manche Eltern aus Furcht, das Kind entgleite ihnen, diesem die Mitgliedschaft bei einem Jugendbund verbieten zu müssen. Der Vorwurf, daß die Jugend in und außer den Bünden sich *überhebe*, kommt von denen, die in der Erziehung ihre eigene, nicht die Sache des Zöglings suchten und an der heutigen Jugend Schiffbruch litten. Die Jugend will gar nichts voraus haben vor dem Alter, oder vielmehr sie hat nur

Alle Kräfte in die Zeit!
Alles Ziel in Ewigkeit!

**Hanns Johst.**

eins vor ihm voraus: eben *ihre Jugend*. Sie hat noch nichts als das Leben, wo die Alten Theorien haben, und sie will in den Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten sich durch nichts hemmen lassen.

Mit all diesem soll keine Parteistellung für die Jugend eingenommen, sondern die Lage so nüchtern wie möglich abgeleuchtet werden. Denn in dem Problem „die Alten und die Jungen" bekommt die Jugendbewegung erst recht eigentlich ihren Wert und Sinn. Es ist nun freilich nicht so, daß die Stimmung nach einem „Klassenkampf" der Jugend, den linksradikale Kreise fordern zu müssen glauben, allgemein wäre, in dem Sinne etwa des einige Jahre zurückliegenden Ausspruches eines Mädchens im „Aufbruch": „Was in aller Welt habe ich mit diesen Leuten (Eltern und Verwandten) zu tun? Was sie mit mir?" Dies Wort ist gar kein Symptom der Jugendbewegung, sondern familienfeindlicher Parteitendenzen. Gerade aus dem reiferen Teile der Jugendbewegung sind zahlreiche Stimmen zu hören, die für die Volks*gemeinschaft*, und damit doch auch für die Familiengemeinschaft sprechen. Die Wirksamkeit der von der Jugend bestellten „Eltern- und Freundesräte" (Eufrat) in Familie und Schule wäre nicht möglich, wenn die heutige Jugend in ihrem Kern elternfeindlich wäre. Aber der Riß ist da; ohne sein Vorhanden sein wäre die oben berührte häufige literarische Verwendung des Problems nicht möglich. Er wird auch sehr bitter empfunden; denn zu dem Gegensatz Alters- und Lebensgefühls steht die natürliche, in der Jugendbewegung nie unterdrückte *Elternliebe* in einem schmerzlichen Widerspruch. Kein Zweig der Jugendbewegung würde sich schützend vor die aus Verwahrlosung dem Elternhause entfremdete Nachkriegsjugend stellen. Der Konflikt von Jung und Alt, wie wir ihn begreifen, erfaßt im Gegenteil gerade die tiefsten und feinsten Köpfe der Jugend, die ein wertvoll Persönliches zu retten und zu erhalten haben.

Die Erkenntnis all dieser Dinge ist in die Schule — die Schulreform beweist es — weit eher eingezogen als in die Familie, wo eben persönlichste Gefühle angerührt werden. Aber das umstrittene Gedicht Richard *Dehmels* „An meinen Sohn" zeigt doch auch, daß lange vor dem Kriege in vielumgrenzenden Herzen ein tiefes Wissen um diese Not der heutigen Jugend wach war.

„Und wenn dir einst von Sehnsuchtsflucht,
Mein Sohn, dein alter Vater spricht,
Gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!".

dies ist ja gar nicht, wie oft vermeint, Aufreizung zum Ungehorsam, sondern höchste Erziehenweisheit, die — nicht ohne die Tragik zu spüren — begreift, daß zu einem gewissen Zeitpunkt das Alter vor der Jugend abtreten müsse. Einmal, wenn er alt wird, tritt das Schicksal in jedes Menschen Leben, das ihn zum großen Verzicht zwingt, weil das Leben weiter will. (Das Leben hat, wenn man überhaupt will, eher Gattungs- als Individualtendenzen). Es gibt Fälle, wo es Pflicht des Alters ist, auf dem Platz zu beharren, wenn ichsüchtige und unfertige Jugend ein goethesches Wort verkehrt in seinen Widersinn: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, *verdirb* es, um *dich* zu besitzen." Der Entscheid, ob das eine oder andere vorliege, ist generell gar nicht zu geben, wie das Leben niemals eine einfache Formel ist. Und ob der Entscheid richtig (vor der Zukunft) war, kann nur der Erfolg lehren. Das Gebiet tiefster Tragik, die selten und dann nur in ewiger Dichtung gestaltet wird, tut sich hier auf.

Die meisten Fälle sind, gottlob, nicht so schwer, weil letztlich in diesen Dingen doch das Herz entscheidet. Ueber allem die Liebe, kann wird das Problem seiner mörderischen Gestalt entkleidet. Ein wenig Erkennen komme hinzu bei den Alten, daß beste Erziehung nicht die zum Gehorsam (an sich), sondern zur Achtung ist. Bei der Jugend daß auch sie einmal alt wird und im eigenen Kinde den Kampf von Jung und Alt auf der anderen, meist schmerzlicher betretenen Seite wird erleben müssen. Gerade der Jugend unserer heutigen Wendezeit erwachse das Wissen, daß Jugend verwelkt, daß Völker sterben, damit sie achtungsvoller über die Gräber gehe. Franz Werfel, der gerade für das Recht der *Jugend* so oft in Anspruch genommen wird, hat, ein gewichtiger Zeuge, die Möglichkeit eines *Ausgleichs* von Jung und Alt einmal in einem schönen „Vater-und-Sohn"-Gedicht zum Ausdruck gebracht:

„Doch auch uns sind Abende beschieden
An des Tisches bauerbadenem Frieden,
Wo das Wirre schweigt,
Wo wir's nicht verwehren trauten Mutes,
Tal, gedrängt von Wälzung gleichen Blutes,
Träne an- und niederfleigt.

Wie wir einst in grenzenlosen Leiden
Spätze der Unendlichkeit getrieben,
Ahnen wir im Traum,
Und die leichte Hand sucht nach der großen
Und in einer wunderbaren, setzen
Rührung stürzt der Raum."

## Vom sterbenden Akademikertum.

Von

**Martin Doerne.**

Unverkennbar ist im deutschen Geistesleben der Gegenwart viel Neues und Gutes am Werke. Die Wissenschaft beginnt mehr und mehr die Fesseln des Spezialismus zu sprengen. Es zeigen sich neue Perspektiven von einer Weite, die dem Durchschnitt der letzten Generation unzugänglich war. Da möchte man hoffen. Und doch, so bitter es sein mag: es ist jetzt keine Zeit für irgendwelchen Optimismus. Es wäre naiv, zu glauben, daß das Geistesleben einer Nation eine stille, abgeschiedene Provinz für sich wäre, unberührt von den Schicksalen des Volkes und Staates. Wenn Deutschland unter dem furchtbaren Drucke der heutigen politischen Lage nicht leben kann, so kann auch das deutsche Geistesleben nicht bestehen. Niemals ist, wie der Marxismus meint, die geistige Kultur eines Volkes *nur* Funktion der jeweiligen ökonomisch-politischen Lage. Dieser trostlose Aberglaube ist heute wohl endgültig abgetan. Aber das bleibt richtig, daß geistige Kultur ohne ein gewisses Minimum von äußeren Voraussetzungen undenkbar ist. Sie bedarf zu ihrer freien Entfaltung gleichsam einer *wirtschaftlich neutralen* Atmosphäre. Wo aber die graue Sorge um das Heute und das Morgen das Bewußtsein eines ganzen Volkes beherrscht, da gibt es keine solche wirtschaftlich neutrale Atmosphäre.

Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch die Fragen betrachten, die unter dem Thema „*Not des deutschen Akademikertums*" überall sehr viel Beachtung, Mitleid und auch tätige Teilnahme gefunden haben, dabei aber selten in ihrer vollen Tiefe verstanden worden sind. Es handelt sich hier wirklich um mehr als darum, ob einige zehntausend Studenten ihr Brot trocken essen müssen oder nicht, ob sie noch ihre Kollegelder und ihren Studienbedarf bezahlen können. Wenn es nur das wäre, dann könnten ihnen ja gute Freunde und Gönner im In- und Ausland das nötige Kleingeld in die Hand geben — und alles wäre gut. Und dann wäre der heutige Student, der das Kunststück möglich macht, mit ein paar Mark Selbstverdientem im Monat durchzuhalten und auf allen sogenannten „Luxus" zu verzichten, eine ganz bewundernswerte und ideale Erscheinung.

Aber so liegen die Dinge eben nicht. Gewiß, es ist sehr notwendig, daß die Oeffentlichkeit darüber aufgeklärt wird, welch tümmerliches Hungerdasein die überwältigende Mehrheit der deutschen Studenten heute führen muß. Mag sie wissen — mögen gerade die Feinde und Verleumder deutschen Akademikertums es wissen, daß diese früher als unsozial und verschwenderisch verschrieenen jungen Leute jetzt die Hälfte des Jahres im Bergwerk, in den Kohlenschächten, an der Maschine verbringen und die andere Hälfte des Jahres am kärglichen Tisch der studentischen Speiseanstalten vorlieb nehmen und in kalten unfreundlichen Hinterhauszimmern frieren müssen, bis sie sich glücklich zum Examen durchgekämpft haben. Die *entscheidende* Gefahr, die heute schon Wirklichkeit geworden ist und von Tag zu Tag mehr: Wirklichkeit wird, ist nichts anderes als die *Zerstörung der Substanz des deutschen Akademikertums*. Um sie ganz ermessen zu können, muß man freilich wissen, was das Akademikertum im alten Deutschland bedeutet hat. Man muß wissen, daß die nationale Existenz Deutschlands mehr als die irgend eines anderen Landes auf den Grundlagen seines Akademikertums ruhte. Dieser Stand war es, der durch sein starkes Staatsbewußtsein und seine vielseitige Bildung Deutschland eigentlich zusammenhielt. Sonst gab es seit 1880 in Deutschland nur noch „Besitzende" und „Abhängige". Der Akademiker war weder reich noch arm. Eben dies gab seinem Wirken eine ganz einzigartige Bedeutung und Aufgabe. Er war Träger, Hüter und Fortbildner der eigentlichen nationalen Kultur — nicht gebunden an rein wirtschaftliche Zweckzusammenhänge, nicht auf soliden und engbeschränkter Berufsarbeiter mit dem unentbehrlichsten Fachwissen, sondern freier Erbe einer großen und lebenskräftigen Tradition, der der Sinn des Daseins nicht in Technik, Wirtschaft und Zivilisation aufging. Die deutsche Hochschule aber war nicht nur Pflanzstätte strenger Wissenschaft, nicht nur Fachschule für ein enges und dürftiges Berufsspezialistentum, sondern Stätte der Erziehung zu dieser freien und umfassenden nationalen Kultur. Das war ihr Sinn, den uns niemand verfälschen soll — und das müßte er irgendwie bleiben, wenn dieses deutsche Akademikertum am Leben erhalten werden sollte.

Doch hier hilft kein Beschönigen und Verschweigen: es ist schon im Sterben. Zuerst: es gibt heute für den Studenten keine „*akademische Freiheit*" mehr. Sein Studium ist beinahe durchgängig durch Opfer und Verzichte erkauft, die ihm die notwendige Freudigkeit und innere Freiheit der Arbeit rauben müssen. Das Studium ist unter den gegenwärtigen Umständen ein verzweifeltes Experiment mit fast ausschließlich wirtschaftlicher Abzweckung. Examen und Beruf: nach diesen Zielen ordnet sich formt und orientiert es sich. Für andere Dinge bleibt nicht Raum. Vielfach ist man noch gezwungen, „nebenher" während der Studienmonate selbst mechanische Erwerbsarbeit zu leisten: da beginnt man die erforderliche Zeit für die wissenschaftliche Arbeit nach Stunden zu messen, und das ökonomische Gesetz des größten Effekts durch den geringsten Kraft- und Zeitverbrauch wird in seiner ganzen Brutalität und Schematisierung für die geistige Arbeit maßgebend. Das heißt aber: die geistige Arbeit ist nicht mehr „geistige" Arbeit.

So entsteht — man kann es nicht anders nennen — ein neues *Fachbanausentum* — und dies in einer Zeit, die gebieterischer als irgend eine frühere vom Akademiker eine umfassende nicht spezialistisch begrenzte Bildung fordert, in der die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Probleme tausendfach ineinandergreifen. Der Student beareift durchaus welche neuen und großen Aufgaben ihm gestellt sind, er sehnt sich danach, auf neuen Wegen neue Ziele zu suchen, über das Alte hinaus; aber die Hände sind ihm gebunden. Hundertfach bekommt man es zur Antwort, wenn man studentische Kreise auf diese großen Ziele hinweist: „wir haben keine Zeit dazu." Es wird sich an der kommenden deutschen Generation bitter rächen, daß die werdenden Führer „keine Zeit" hatten, sich für ihre zukünftigen Verantwortlichkeiten so zu rüsten, wie sie es müßten, um wirklich führen zu können.

Hand in Hand mit dieser notgedrungenen Mechanisierung

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [37] - -

des Hochschulstudiums geht aber auch eine Verengung des ganzen geistigen Horizontes des Studenten — Freiheit ist die Luft, die der junge, werdende Akademiker atmen muß, um sich zur Führerpersönlichkeit entwickeln zu können. Solche Freiheit und Unbefangenheit herrschte im alten Akademikertum. Da wuchs eine wundervolle Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Kräfte empor. Wohl wogten diese Kräfte anfangs oft recht wild und jugendlich durcheinander — aber sie mündeten doch schließlich alle ein in den Strom des deutschen Volks- und Staatslebens und setzten sich hier in planvolle, ernste Aufbauarbeit um. — Wo keine Freiheit ist, da werden die Kräfte verkrüppelt und verbogen. Da keimen Mißstimmungen und Verbitterungen auf, die für alle positive Aufbaubereitschaft verhängnisvoll werden. Man fühlt sich als gedrückte und vergewaltigte Klasse. Es bildet sich eine Solidarität mit vorwiegend negativen Tendenzen. Dieses neue „Klassenbewußtsein" weist schon heute viele auffallende Aehnlichkeiten mit dem des Proletariats auf; es führt zu allerlei radikalen Ideologien, deren Verbreitung um so größer wird, je hoffnungsloser die wirtschaftliche Lage der „Klasse" sich gestaltet. Hier liegen zum großen Teile die Wurzeln dessen, was ahnungslose Leute gern als den „Idealismus" der heutigen Studentenschaft bewundern. So bitter es ist, es muß gesagt werden, daß es sich hier um wesentlich krankhafte und künstliche Bildungen handelt, wie sie eben nur an einem ungesunden Organismus entstehen.

Göttingen, 1. Januar 1924.

Der „Hannoversche Kurier" hat der Landesuniversität stets so viel Interesse entgegengebracht, daß es dem Rektor der „Georgia Augusta" Bedürfnis ist, mit zu Worte zu kommen, wo es gilt, ihm den Glückwunsch zu seinem Ehrentag zum Ausdruck zu bringen. Was eine Universität heute zu sagen hat, das steht unter dem Zeichen der Not. Um so mehr ist sie heute auf die tatkräftige Unterstützung der Presse angewiesen. Aber auch mitten in ihrer Not möchte sie nicht nur Empfangende, sondern zugleich Gebende sein. Als Rektor darf ich es dankbar bekennen, was für ein Eindruck es für mich war, in diesen letzten Wochen an die 800 Neuimmatrikulierte ins akademische Bürgerrecht aufnehmen zu dürfen. Menschen, die zwar von mehr oder weniger Not gedrückt, zur Universität kamen, aber alle erhobenen Hauptes, mutvoll gewillt, dieser Not die Stirn zu bieten, und voll Glauben an die Zukunft. Auf einer so heranwachsenden Generation steht unsere Hoffnung. Inmitten der Gegenwart an der Zukunft nicht verzweifeln und sich zum Sprachrohr lebendigen Glaubens an sie zu machen, das ist auch die vornehmste Aufgabe einer Presse, die Richtung gebend zu wirken berufen ist.

Der Rektor der Georg-August-Universität
**Bertholet.**

Was sich heute in engem Zusammenhang mit diesen Vorgängen vorbereitet, ist eine radikale ständische Umschichtung, deren Tragweite gegenwärtig noch gar nicht voll ermessen werden kann. Die Selbständigkeit des alten Akademikertums droht völlig verloren zu gehen. Schon ein Blick auf die Fakultätszahlen der Hochschulen lehrt es: nur ein ganz geringer Bruchteil von Studenten strebt noch jenen selbständigen Berufen zu, die das Rückgrat des Akademikerstandes bildeten. Richter, Geistliche, höhere Lehrer, Aerzte. Bei weitem der größte Teil der Studentenschaft ist im Begriff, im Wirtschaftsleben aufzugehen. Aber indem sich so das Schwergewicht mehr und mehr zu Wirtschaft hin verschiebt, läßt sich der gesamte Mittelstand" des Akademikertums allmählich auf. Der schwere Existenzkampf, den jene eigentlich akademischen Berufe zu führen haben, mindert in immer fortschreitendem Maße die kulturelle Stoßkraft dieser Kreise. Sie werden immer wieder zurückgedrängt, ihr Aktionsbereich wird immer enger, die wirkliche Führerschaft in Deutschland geht ihnen — auch bei vorläufiger Aufrechterhaltung ihrer äußeren Stellung — unrettbar verloren. Wer in Deutschland etwas bedeuten will, der muß irgendwie den Anschluß an das Wirtschaftsleben suchen, sei es als Industriebeamter, sei es als Volkswirt, sei es als Journalist oder Parlamentarier (denn auch die Politik von heute ist beinahe nur noch Funktion der Wirtschaft). Wer diesen Anschluß nicht vollziehen will, schaltet sich selbst aus und muß irgendwo im Winkel ein Dasein der Resignation führen. Unsere Studentenschaft begreift das recht gut. Aber eben indem sie es begreift und sich danach einrichtet, besiegelt sie wider eigenen Willen die Alleinherrschaft der Wirtschaft und die Abdankung des Akademikertums. Mit andere Worten: Die Amerikanisierung Deutschlands macht rapide Fortschritte.

So sehen wir ein Deutschland kommen, in dem die Wirtschaft alles bedeutet. Wer irgend erfaßt hat, wo die wahren und ewigen Aufgaben und Berufungen deutschen Wesens liegen, der wird diese Entwicklung nur mit tiefem Schmerze ansehen können. Gegen diese Entwicklung läßt sich freilich nicht durch noch so großzügige materielle Unterstützung der Studentenschaft ankämpfen.

Also fort mit dem Irrglauben an die Allmacht des Geldes — auch hier! Aber vielleicht erwachen, wenn jene furchtbare Gefahr einmal erst klar erkannt ist, in dem heute schon siechenden Akademikertum andere, geistige Kräfte des Widerstandes. Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt. Aber eines wissen wir: ein amerikanisiertes Deutschland ist nicht mehr Deutschland. Vielleicht gibt uns dieses Wissen Kraft, die schon durchstoßene Front doch noch zu halten.

# Der Göttinger Student.

Von

**Prof. Dr. Paul Szymank-Göttingen.**

Die Universität Göttingen, die kühne Schöpfung eines weitblickenden, geistig bedeutenden Absolutismus des 18. Jahrhunderts, errang sich nicht nur bald nach ihrer 1737 erfolgten Gründung den großen Ruhm, die modernste unter Deutschlands hohen Schulen zu sein, sondern sie stand um das Jahr 1800, als die meisten Universitäten eine klägliche Zahl von Studenten aufwiesen, alle anderen deutschen Hochschulen weit überragend, als zweitgrößte unmittelbar hinter Halle. Das wilde, rennommistische Burschenleben, das seit etwa 1750 besonders in Gießen, Halle und Jena im Schwange war, konnte sich an der Georgia Augusta nie recht entwickeln; der verbummelte Hallesche Magister Lauthard, der scharf beobachtende Schilderer des Studententums der Geniezeit, bezeichnet von seinem burschikosen Standpunkt aus um 1780 den Göttinger Comment geradezu als „schofel", und auch der vielgereiste studentische Verfasser von Fritz Schnabels Universitätsfahrten verspottet um 1830 den übersteinen, gezierten Ton in Göttingen. Das Schwergewicht lag dort von Anfang an auf den „Studenten von Stande"; sie entstammten zumeist dem reichen deutschen Adel, und Söhne von Fürsten waren im neunzehnten Jahrhundert keine Seltenheit unter ihnen. Durch sie kam Göttingen in den Ruf, die teuerste und feudalste Universität zu sein, und diese Anschauung billigte sogar öffentlich ein Prorektor, der 1802 schrieb: „Selbst eine mäßige Zahl von fleißigen, unadeligen, aber armen Leuten sei ein großes Uebel, während man den Herren von Stande sowohl Duell als Hasardspielen ihrer Erziehung gemäß erlauben müsse." Wenn nun auch die Zeitentwicklung ausgleichend gewirkt hat, so nahm doch Göttingen bis zum Weltkrieg eine gewisse ausschließende Stellung unter den deutschen Universitäten ein und bewahrte eine deutlich wahrnehmbare, alles Plebejische ablehnende Vornehmheit.

Die Formen studentischen Gemeinschaftslebens, welche die akademische Jugend Deutschlands seit etwa 1750 langsam entwickelte, fanden naturgemäß auch in Göttingen Aufnahme. Schon vorher hatten sich Studenten 1747 in der kurzlebigen Freimaurerloge „Friedrich", der auch namhafte Göttinger Professoren angehörten, als ordentliche Mitglieder betätigt, ebenso auch in der gleichfalls nur kurze Zeit bestehenden Göttinger Loge des Mopsordens 1748. Die landsmannschaftlichen Zusammenschlüsse, deren früheste Spuren auf die Zeit der Gründung der Universität weisen, traten allmählich mehr hervor und trugen zeitweise ganz öffentlich ihre Uniformen und Kokarden, so daß sich die Behörde wiederholt veranlaßt sah, strenge Verfügungen gegen den „Nationalismum" und die „Nationalkokarden" zu erlassen. Neben den Landsmannschaften wirkten die nicht reinstudentischen akademischen Orden in der Studentenschaft, und von anderen kleinen, geschlossenen Kreisen gelangte der für Gott, Vaterland und Freundschaft schwärmende Hainbund (1772) zu literarischer Berühmtheit. Seit etwa 1780 betätigten sich auch die eigentlichen Studentenorden, unter denen für Göttingen die Constantisten, die Unitisten und besonders die Harmonisten oder „Schwarzen Brüder" von Bedeutung waren. Wenn diese nun auch rein zahlenmäßig kein Uebergewicht in der akademischen Jugend besaßen und nach den Forschungen von Meiners höchstens den 15. Teil der Studierenden umfaßten, so wirkten sie durch ihr festes Zusammenhalten und durch ihre straffe Organisation doch so stark im Hochschulleben, daß die Behörde einem von ihnen die Anordnung und Leitung des Festes beim 50jährigen Universitätsjubiläum übertrug. Auch der erfolgreiche Auszug der Studentenschaft nach dem Kerstlingeroder Feld im Jahre 1790 wurde hauptsächlich durch sie ins Werk gesetzt, doch war er ihre letzte große Handlung. Seit 1805 verschwanden sie aus dem Göttinger Universitätsleben, und als ihre Nachfolgerinnen bildeten die durch sie umgewandelten Landsmannschaften oder „Kränzchen" einen Senioren-Konvent, der zur Regelung aller studentischen Verhältnisse 1809 einen „Allgemeinen Comment der Göttinger Burschenschaft" (Studentenschaft) aufstellte.

Diese alten Landsmannschaften, von denen heute nur noch die Bremensia besteht, nannten sich seit 1812 Korps und übernahmen nach den Tagen der Befreiungskriege, die in Göttingen sehr ruhig vorübergingen, die Führung der akademischen Jugend. Ihnen und ihren Nachfolgerinnen ward durch das Schicksal auch der Ruhm zuteil, daß der größte Sohn der Georgia Augusta, Otto v. Bismarck, sich ihnen 1832 als Mitglied anschloß. Die von Jena ausgehende Bewegung der Urburschenschaft fand in Göttingen nur kühler Eingang; „der eingewurzelte Sondergeist des adelsstolzen Welfenlandes", so sagt ihr Geschichtsschreiber Wentzke, „wehrte sich hartnäckig gegen das Eindringen der neuen gemeindeutschen Bewegung, die zugleich ausgesprochen demokratisch war." Zudem hemmte gerade in jener für die Burschenschaft so entscheidenden Zeit nach dem Wartburgfest der studentische Verruf, der 1818 für zwei Jahre über die Universität Göttingen ausgesprochen worden war, das gesamte Verbindungsleben, da er alle Nichthannoveraner fernhielt und ein Sinken der Studentenziffer von 1158 auf 618 veranlaßte. Trotz der harten, gegen alles Verbindungswesen gerichteten Karlsbader Beschlüsse bildete sich 1820 auch in Göttingen neben den Korps, die sich vorübergehend in lose Klubs verwandelt hatten, eine starke Burschenschaft. Zu ihr gehörte eine Zeitlang auch Heinrich Heine, der von seinen landsmannschaftlichen Gegnern, ihren Duces oder „Hauptähnen" und ihrem „uralten Gesetzbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdiente", ein witziges und ergötzliches Bild in seiner „Harzreise" (1824) entworfen hat.

Nach der harmlosen und fast komischen Göttinger Revolution, die unter dem Eindruck der Julirevolution 1830 von Burschenschaftern und Korpsstudenten ins Werk gesetzt wurde, erstand dem geschichtlich gewordenen Studententum, das Farben trug und dem Duell huldigte, in der Progreßbewegung ein beachtenswerter Gegner. Diese neue Richtung verwarf Farbentragen und Duell und wünschte ein völliges Aufgehen der Studentenschaft im Bürgertum, sie rief eine Anzahl zumeist sehr organisierter Gesellschaften hervor, von denen nur zwei, die 1848 zu Burschenschaften gewordenen Verbindungen Brunsviga und Hannovera, bis in die Gegenwart dauerten.

Das Jahr 1848, das auch den Göttinger Studenten die Vereinsfreiheit gewährte, ermöglichte ein reiches Aufblühen verschiedenster Verbindungsarten, doch hatten zunächst die Korps den Hauptvorteil davon; sie erreichten in den fünfziger Jahren den Höhepunkt ihrer Entwicklung und beherrschten das gesamte Studentenleben. Erst seit 1861 trat eine entschiedene Wendung ein. Die Verbindungen drängten zusammen mit der seit 1859 bestehenden Wildenschaft, welche sowohl die dem Comment anhängenden „Urwilden", wie auch einige „Blasen" umfaßte, den Einfluß der Korps zurück, und diese selbst vernichteten den Rest ihrer alten Vormachtstellung, als sie beim Völkerschlachtjubiläum 1863 durch eine von ihnen hervorgerufene blutige Schlägerei mit ihren studentischen Gegnern die akademische Behörde zwangen, sie auf ein Semester zu vertagen.

In rühmlicher Geschlossenheit trat die Göttinger Studentenschaft 1866 hervor, als sie bis zum Einrücken der Preußen den Sicherheitsdienst übernahm und die Stadt vor Plünderungen bewahrte, und ebenso auch im Kriege von 1870/71. Unter den damaligen Universitätsstudentenschaften stand sie mit einer Verlustziffer von 23 Toten an dritter Stelle, und von ihren Angehörigen

Hannover, 9. Januar 1924.

Als langjähriger Abonnent des „Hannoverschen Kuriers" schätze ich denselben als eine gehaltvolle und vornehme Tageszeitung, die ich ungern vermissen möchte. Besonders begrüßt habe ich es, daß der „Hannoversche Kurier" auch dem Hochschulwesen bereitwilligst seine Spalten geöffnet hat und durch sachkundige Aufsätze über akademische und studentische Fragen aufklärend wirkte und zur Förderung der Interessen der Hochschulen, insbesondere auch der Tierärztlichen Hochschule, in dankenswerter Weise beigetragen hat. Zu dem 75jährigen Bestehen beehre ich mich, meinen Glückwunsch auszusprechen in der Ueberzeugung, daß der Hannoversche Kurier" auch fernerhin als führendes Blatt seine angesehene Stellung bewahren wird.

Der Rektor der Tierärztlichen Hochschule.
**Künnemann.**

erwarben soviele das Eiserne Kreuz, daß man beim Kommers zu Ehren der Heimgekehrten den gesamten Ausschuß aus Inhabern dieses Ordens zusammensetzen konnte.

Nach dem 70er Kriege nahm das Göttinger Verbindungswesen neuen Aufschwung. Neben dem Studenten-Gesangverein und dem Akademischen Turnverein (der heutigen Cheruſia), die beide schon 1860 entstanden waren, kamen alle möglichen Vereinigungen wissenschaftlicher und sportlicher Art empor. Das christliche Studententum, das seit 1851 durch die Burschenschaft Germania vertreten ward, erhielt eine weitere Stütze durch den 1867 gestifteten Wingolf, und das katholische Studententum fand in dem Verein Winfridia (1870) und in der farbentragenden Palatia (1883) eifrige Pflege. Eine Eigentümlichkeit Göttingens bildeten lange Zeit die z. T. sehr alten „schwarzen" Verbindungen; von ihnen besteht in der früheren Eigenart heute nur noch eine, die Lunaburgia, während die andern sämtlich ins farbentragende Lager übergegangen sind und die Verbände der Landsmannschaften, Burschenschaften und Turnerschaften haben vermehren helfen. Göttingen verschloß sich keiner neu auftauchenden Richtung in der Studentenschaft; der Verein Deutscher Studenten fand 1884 Eingang, ebenso wie 1905 die Freistudentenschaft, aber führend wirkte es zum ersten Male 1907, wo an der Georgia Augusta die erste der akademischen Freischaren entstand, die 1913 als Miteinberufenin den Tagung auf dem Hohen Meißner die Bewegung der freideutschen Jugend miteinleiten sollten. Ebenso war Göttingen eine der ersten Universitäten, welche einen arbeitsfähigen Studentenausschuß neuerer Art erhielt (1913), der während des Weltkrieges in hervorragender Weise an der Schaffung der 1915 eröffneten Akademischen Lesehalle mitwirkte.

Der Weltkrieg und die Staatsumwälzung haben auch in Göttingen mancherlei Wandlungen hervorgerufen. Die alte Gruppierung der Studentenschaft ist im wesentlichen geblieben; nur haben sich die jüdischen Studenten, sowie die sozialistisch-kommunistischen zu selbständigen, aber einflußlosen Gruppen gesammelt; auch ist aus der freideutschen Bewegung die jungdeutsche Akademische Gilde (1919) hervorgegangen, und die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung hat sich eine angesehene Stellung erworben, während die Freistudentenschaft 1921 eingegangen ist. Im Vordergrunde jedoch steht auch heute noch, wo infolge der allgemeinen Not das Werkstudententum selbst in das einst so vornehme Göttingen eingedrungen ist, in unverminderter Stärke das Farbenstudententum. Aber die selig-trunkene, heiter sorglose Romantik, wie sie Kuno Ridderhoff 1922 in seinem Roman: „Georgia Augusta" auch an dem Göttingen der Vorkriegszeit begeistert rühmt, gehört heute unwiederbringlich der Vergangenheit an, und wenn — wie im letzten Sommer — noch Streiche studentischen Uebermuts verübt werden, so empfindet die Oeffentlichkeit dieselben als etwas, das in die ernste Gegenwart nicht paßt und keinen Anspruch auf milde Beurteilung erheben darf.


Fritz Ahrberg
Aktiengesellschaft
Bedeutendste Wurst-, Aufschnittwaren- u. Fleischkonservenfabrik
Hannover-L.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [38] - -

# Die Oper.

Von

**Hanns Niedecken-Gebhard.**

Ließe sich nicht besser vom „Unwesen" der Oper reden? Immer wieder quält die Frage: Ist die Oper überhaupt eine künstlerische Angelegenheit? Hat es einen Sinn, sich mit diesem ästhetischen Monstrum auseinanderzusetzen? Wie ist diese ganze Kunstgattung ästhetisch zu verstehen? Lassen sich in ihr zwingende immanente Kunstgesetze nachweisen? Zu allen Zeiten und immer wieder ist die Oper etwas verschiedenes und letzten Endes dann doch wieder das gleiche bezwingende Erlebnis. Mit allem inneren Haß wirft man sich gegen dieses Ungeheuer, das man dann doch wieder glühend umfängt, liebt und festhält. Es ist wie der süße Rausch eines Giftes, dem man nicht entrinnen kann. Die Frage nach den Beziehungen, Verhältnissen, Ausgleichen. Widersprüchen zwischen Text und Musik, zwischen Stimmen und Orchester, zwischen gesprochenem Wort, Gesang und Tanz, zwischen Stoff und Formung, zwischen Bühne und Publikum, zwischen Theater und Welt ergeben ein undurchdringliches Labyrinth von Fragen und eine chaotische Fülle problematischer Einstellungen. Wo wollen wir das Problem packen? Sehen wir zu, wie es geworden ist und suchen wir zunächst die Anfänge auf.

Geboren wurde die Oper in den fürstlichen Akademien der florentinischen Hocharistokratie um 1600. Im Palast des Grafen Bardi sang man im Gegensatz zu der polyphonen Kontrapunktik des 15. und 16. Jahrhunderts im monodischen Stil, d. i. im Einzelgesang zu einer bezifferten Baßstimme. Diese neu entdeckte musikalische Form traf auf die schon in Mysterienspielen, in liturgischen Weihnachts- und Osterdramen gepflegte, vereinzelt auch in weltlichen Spielen, Karnevalsgesängen, scherzhaften Intermezzi geübte dramatische Gestaltung von Stoffen. Wohl wäre aber die rasche Bindung zu einer festen Form nicht möglich gewesen, wenn nicht im Kreise jener Kunstfreunde eine ästhetische Form maßgebend geworden wäre: die antike Tragödie. Glücklicherweise fanden sich ganz früh auch starke künstlerische Persönlichkeiten, die die neue Kunstgattung der Oper mit blutvollen Ideen füllten; Jacopo Peri und Giulio Caccini waren musikalisch schöpferische Erfinder und Claudio Monteverdi, dessen „Orfeo" noch heute Töne von ergreifender Wirkung für uns birgt, wird der erste Klassiker der Oper. Seine Werke füllten auch den Spielplan der schon seit 1639 in Venedig zuerst auftauchenden stehenden Operntheater, damit steigert sich die Operproduktion und sie verschlechterte sich zugleich. Der breite Geschmack war auch damals schon weniger auf das Ethos der antiken Tragödie als auf historische Spektakelstücke gerichtet. Natürlich verzichten diese Heroen- und Feldherrnopern nicht auf das Eingreifen überirdischer Mächte, der antike Götterhimmel und Zauberspuk aller Art gehören zu dem notwendigsten Bestand einer mit Wolkenwagen, feuerspeienden Ungetümen und sonstigen künstlichen Maschinerien arbeitenden Bühne. Dabei macht sich die gesangstechnische Weiterbildung der Sänger immer mehr breit und bald waren die Primadonnen und die Kastraten mit ihrer Forderung nach glänzenden Koloratur- und Bravourarien für die Komposition bestimmend. Naturgemäß blieb die neu entdeckte Kunstform nicht auf Italien beschränkt. In Paris wurde Jean Baptiste Lully der erste Repräsentant der großen französischen Oper, die den typischen Reflex des Zeitalters Louis XIV. in einer auf breite Pompenfaltung gerichteten Opernkunst darstellt, bis er durch Jean Philippe Rameau in seiner Alleinherrschaft durch eine spielerischere, den Geist des 18. Siècle atmenden Unterhaltungskunst abgelöst wurde. Bei Rameau ist auch die Einwirkung des Tänzerischen, das für die französische Oper zu allen Zeiten kennzeichnend ist, bereits so stark, daß manche seiner Bühnenwerke fast nur Ballette mit opernhafter Umrahmung geworden sind.

Anders wieder ist das Bild der Oper in Deutschland. Dem Versuch des stillen deutschen Meisters Heinrich Schütz mit seiner erstmalig auf deutschen Text geschriebenen Oper „Daphne" mußte eine tiefere Tragweite versagt bleiben, da alle deutschen Kulturzentren von italienischer Opernproduktion überschwemmt waren. Und auch die sogenannte Hamburgische Oper Kuliers und Keisers war, wenn auch in deutscher Sprache geschrieben, doch letzten Endes sowohl in ihrer Stoffwahl als in der Formgestaltung nur eine Weiterbildung der italienischen Oper, wie gerade die Opernkomposition des aus dem Hamburger Kreis hervorgegangenen Georg Friedrich Haendel beweist, dessen Bühnenwerke wieder auf italienische Texte komponiert sind. Aus der Abneigung des 19. Jahrhunderts gegen die alte italienische Oper erklärt es sich, daß man Jahrhunderte lang vergessen konnte, daß in der Opernkunst Haendels eine freilich formal zeitgebundene, ausdruckshaft aber überzeitlich gültige, lebendigste und ethisch fundierte Offenbarung eines dramatischen Genies für uns geschaffen war.

Die Praxis des Opernlebens war allerdings um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer erschreckenden Verflachung gelangt. Es war selbstverständlicher Brauch geworden, daß man eine Oper bei einem Komponisten bestellte, der sie an Ort und Stelle nach den Wünschen der Sänger zu komponieren hatte. Hemmungslos übernahm man Arien aus früheren Opern in neu zu komponierende Werke, ja es bildete sich schließlich eine beliebte Kunstform „Pasticcio" (Pastete) genannt, in der nach Art unserer sattsam bekannten Potpourris Rezitative und Arien der verschiedensten Opern und Komponisten zu einer Pseudonovität zusammengebacken wurden. Diese Verlogenheit der hohlen, pathetischen Form der großen tragischen Oper nahm man schließlich selbst nicht mehr ernst. Es bildeten sich Intermezzi, die zwischen die Akte der tragischen Oper eingelegt wurden. Das Prototyp für diese Gattung wurde Pergolesis bekannte „Serva padrona". In Frankreich trat Jean Jaques Rousseau nicht nur theoretisch gegen die alte Oper auf, sondern mit seinem Devin du village" schuf er den Ausgangspunkt für eine unübersehbare Literatur komischer Opern, die in Frankreich in Gretry ihren genialsten Vertreter hatte. In England wurde die noch heute in Hunderten von Wiederholungen in London wiederaufgeführte „beggars opera" von Gay und Pepusch ebenso wie in Deutschland das Singspiel unter Johann Adam Hiller der Ausgangspunkt für unsere heutige Operette, die schließlich ja keinen anderen Sinn hat, als in Auflehnung gegen den großen tragischen Stil die Genußgier der amüsementbedürftigen breiten Masse zu befriedigen. Verfolgen wir den Kreislauf des geschichtlichen Werdens weiter, so treffen wir auf den Höhepunkt des Getriebes der großen italienischen Oper im Kampf mit ihrer hämisch-höhnenden kleineren Schwester schließlich auf Gluck, der mit dem unverrückbaren Ernst des Deutschen und unerbittlich auf das Ethos des Dramas blickend, wieder eine Renaissance der antiken Tragödie wollte. Wie es dann wurde, ist allbekannt. Die seichte Unterhaltungsoper des 18. Jahrhunderts fand plötzlich durch das Genie Mozarts eine Vertiefung in gefühltester Menschlichkeit, um die Jahrhundertwende ersteht einsam in seiner ethischen Gegründetheit, formal ganz zeitbedingt der „Fidelio". Der Innerlichkeit der deutschen Romantik Webers steht die paradierende Opernmusik Meyerbeers entgegen. Wagner schließlich will wieder wie Gluck und Monteverdi das „Musikdrama" im Gegensatz zur „Oper", die schließlich in dem sogenannten „Verismo" eine Blüte ihrer Sinnlosigkeit erlebt und einen ihrer verheerendsten logischen Irrtümer begeht. Die Jüngsten aber wissen noch nicht, wohin es geht, wenn sie wie Wellesz auf die Ethik der Antike zurückgreifen (Alkestis) oder zur Groteske flüchten (Hindemith, Krenek) und wieder das getanzte Drama zur Herrschaft bringen wollen (Bartok, Ravel, Strawinsky).

So ist es nun vom Anbeginn der Oper drei Jahrhunderte hindurch ein ewiges Auf und Ab. Aesthetisch läßt sie sich nicht binden, die Oper, sie ist wie ein Geschöpf der Straße, das sich jedermann so gibt wie er darnach verlangt. Bald lustig, bald traurig, heute ernst und verinnerlicht, morgen ein leerer Schmuck. In einem Betracht aber echt und ohne Verstellung: als Reflex des jeweiligen Kulturkreises, dem sie entstammt. Ein Ueberblick über das Werden der Oper zwingt den ganzen Reichtum kulturhistorischer Entwicklung in ein Spiegelbild. Sie so verstehen, heißt wohl auch ihr Wesen erfassen. Es wäre sinnlos, wollte man durch bestimmte Forderungen diesen Kreislauf zum Stehen bringen. Mehr als irgend sonst wird durch die Entwicklung selbst jede Theorie überrannt. Dieses Leben der Oper wird weiterpulsieren; in das Rad dieser rollenden Entwicklung werden wir nie eingreifen. Wollen wir aber der Oper dienen, dann müssen wir diesen Pulsschlag erfühlen, hinhören und den Rhythmus ihres Kreisens aufgreifen. Kinder des Chaos, müssen wir die Beglückung dieser stürmischen Fahrt an uns erfahren wollen, den hohen Wellengang mitschaukeln, um nicht mit leeren Händer am Ufer zu bleiben, wenn das seltsame Wunderschiff vorbeigetrieben ist. Ueberkommt uns aber einmal die Angst vor dieser rasenden Jagd, dann ist es uns gegönnt, auszuruhen und stille zu sein bei so manchem Werke gehaltenerer Epochen, wo die Erschütterungen des Lebens eingefangen und gestaltet sind in große, klare Formen, die von starker Innerlichkeit der Seele erfüllt sind. Und wenn wir bewußt die Oper erleben und ihr wahrhaft dienen wollen, wird es immer wieder gelten, einmal die jüngsten Erscheinungen zu pflegen, dann aber die aller Problematik überwachsenen Ewigkeitswerke auf die Bühne zu bringen und um sie die große Zahl der Schauenden und Hörenden zu scharen, damit ein Gemeinschaftsausdruck zum Gefühlserlebnis einer Gesamtheit werde. Denn immer wieder hat das Theater sein Existenzrecht dadurch neu zu erweisen, daß es diese kultische Pflege als sein oberstes sittliches Gesetz anerkennt!

---

Anläßlich der Vollendung seines fünfundsiebzigsten Jahrganges sage ich dem „Hannoverschen Kurier" meinen herzlichen Glückwunsch. Der „Hannoversche Kurier" und das Opern- und Schauspielhaus sind so ungefähr eines Alters und haben von Anfang an gute Freundschaft und Nachbarschaft gehalten, in der sicheren Ueberzeugung, daß die Beziehungen von einem zum andern für beide wichtig und wertvoll seien. Ich wünsche für das letzte Viertel des gemeinsamen ersten Jahrhunderts dem „Kurier" viel Freude am hannoverschen Theater, den hannoverschen Bühnen einen guten Kurier. Insbesondere hoffe ich, daß die warme Teilnahme und förderliche Pflege, die die „Kurier"-Kritik jungen, aufstrebenden, zukunftsfrohen Begabungen widmet, auch in der Folge immer bereit sein mögen.

Und kleine Meinungsverschiedenheiten erhalten die Freundschaft.

**Willy Grunwald,**
Intendant der Städtischen Bühnen.

# Unser Tanz.

Von

**Mary Wigman.**

Was wir tanzen? . . . Mit Worten läßt es sich kaum sagen, und fragt man die jungen Tänzer, die es ernst mit ihrer Aufgabe nehmen, so schauen sie erstaunt und wissen keine Antwort. Doch scheint es nötig, auch einmal über diese letzten tänzerischen Dinge zu sprechen, denn die Verwirrung und Ahnungslosigkeit des größeren Publikums ihnen gegenüber ist erstaunlich. Man sucht hinter dem Tanzkunstwerk nach seiner „Bedeutung", schiebt dem Tanzenden pantomimische oder literarisch-begriffliche Motive unter, sucht die Vorstellungswelt der bildenden und darstellenden Künste ins Tänzerische zu übersetzen. Wir, die wir tanzen, sagen uns: Laßt sie! Gleichgültig, was sie sich denken, wenn sie nur irgend etwas dabei erleben. Was wir selbst erleben, ist etwas anderes.

Wie sollen wir wissen, woher die lebendigen Formen der Bewegungswelt uns kommen, wenn der Tanz als das große „Müssen" über unserem Leben steht, uns Schicksal wird? Vordringen müßten wir bis an die letzten geheimen Quellen unseres Wesens, müßten unsere Seele zerfasern, um sie zu ergründen. Sein letztes Geheimnis aber wird jeder wahrhaft schöpferische Mensch nicht preisgeben, auch vor sich selber nicht. Dort, wo das Wissen um die Dinge aufhört, wo nur noch das Erlebnis Gesetz ist, dort beginnt der Tanz. Wie in jeder absoluten Kunstsprache, gibt es auch in der des Tanzes Momente reinsten Schöpfertums, Augenblicke der Empfängnis, in denen der Mensch Gefäß des Unfaßbaren, Unaussprechlichen, Unaussdenkbaren wird. Jeder wahrhaftige Tanz lebt im Tanzenden von diesem schöpferischen Augenblick an. Oft braucht er Zeit, um in die Bewußtseinssphäre zu dringen; oft entzündet sich sein Funke blitzschnell und die Explosion selber läßt den Tanz Gestalt werden. Oft auch wandelt sich das Urerlebnis des werdenden Tanzes zum visionär erschauten Abbild und gestaltet sich nach ihm. Was der Tänzer aus diesen Sekunden der Gnade macht, ist seine Sache. Die Arbeit beginnt mit der Ausgestaltung, und das Form gewordene Urerlebnis legt Zeugnis ab für die jeweilige Gestaltungskraft, Darstellungsintensivität und Herrschaft des Tänzers über sein Instrument, den lebendig bewegten Menschenkörper.

Nicht „Gefühle" tanzen wir! Sie sind schon viel zu fest umrissen, zu deutlich. Den Wandel und Wechsel seelischer Zustände tanzen wir, wie er sich in jedem einzelnen auf seine besondere Art vollzieht und in der Sprache des Tanzes zum Spiegel des Menschen, zum unmittelbarsten Symbol alles lebendigen Seins wird. Auch hier sind „viele berufen und wenige auserwählt". Die wenigen, die aus innerster Notwendigkeit, aus einem unerbittlichen „Müssen" heraus tanzen und die vielen, die in ehrlicher Sehnsucht um den Tanz ringen. Es kommt auf alle an, sofern sie gläubig sind und willens, ihr eignes kleines Ich dem großen Mysterium des schöpferischen Gestaltens in sich zum Opfer zu bringen.

# Zeit und Zeitung.

Von

**Julius Bab.**

An einen Freund, einen Dichter, leidenschaftlichen Kulturträger — und leidenschaftlichen Verächter aller Politik schrieb ich einmal so:

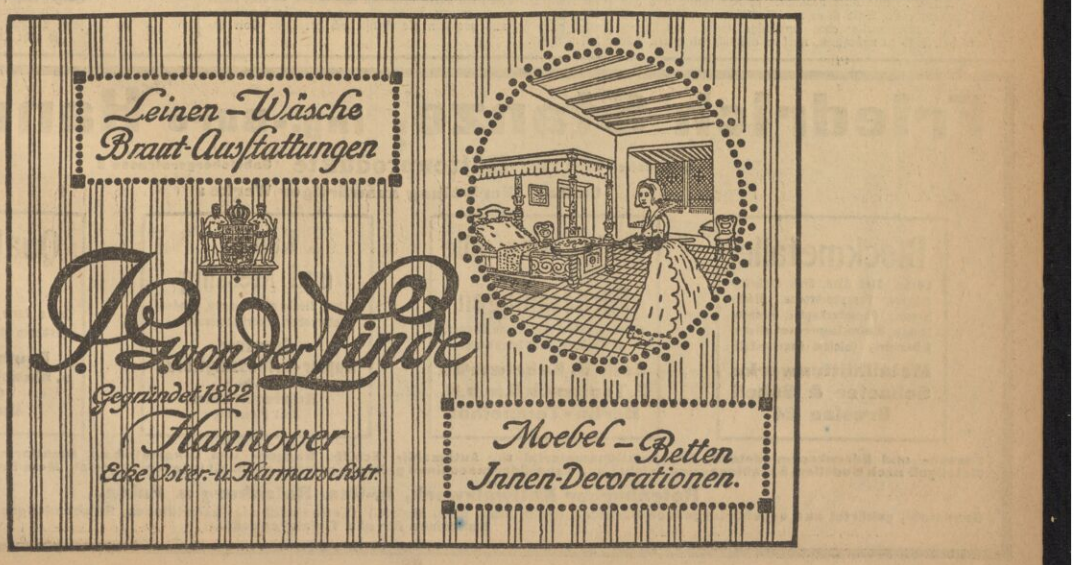
„— — Sie wollen Kultur pflegen! Aber dann sind Sie kein Wüstenheiliger, der das Recht hat, mit seinem Gott allein zu bleiben. Kultur ist nur innerhalb der menschlichen Gesellschaft, und sie besteht nicht ohne Organisation — das heißt, ohne Politik! Es kann also gar keine Kultur geben ohne Politik — und ein Gut wollen und das Mittel verschmähen, Aepfel essen und den Apfelbaum weder achten noch pflegen wollen — das finde ich halb, unredlich, unehrlich! — Allenfalls dursten Sie sagen (auch das wäre innere Beschränkung, aber eine reinliche!): Politik ist nicht mein Beruf; nach Arbeitsteilungsgesetz mögen das die anderen machen. Aber dann sollten Sie mindestens diesen anderen sehr dankbar sein, statt sie zu verachten! Die tun ja Ihre Arbeit! Wo bleibt Kultur, Kunst, — Leben, wenn das Chaos von Kriegen, Revolutionen, Wirtschaftskatastrophen, Epidemien sie verschlingt!? Die abzuwehren aber ist Politik das Mittel —."

So schrieb ich damals. Und ich meine noch heute, daß es gerade Sache eines schöpferisch Großen, eines Dichtergefühls sein müßte, diese tiefe Verbundenheit, ja Einheit der Dinge zu erleben. Und dann meine ich, daß es die ideale Aufgabe der Zeitung wäre, diese Einheit — nicht bloß in stofflicher Nebeneinanderreihung, sondern in der geistigen Ineinanderarbeit des riesigen Materials der Zeitgeschichte — ahnen zu lassen. Da wäre die ideale Zeitung eine ganz große, sich täglich erneuernde Dichtung!

---

Das wirkliche Buch besitzt als Wesen, genau wie die lebendige Kreatur, einen unfaßbaren und blutmäßigen Magnetismus, der so sicherer, bedeutender und weitgreifender ist je höher es in der Rangordnung der Geschöpfe steht. Es ist eine erotische Funktion in ihm, ja es ist geradezu sein Eros, um den es sich dabei handelt, seine Werbemacht, seine Liebesgewalt. Denn jedes beseelte Wesen empfängt in demselben Maß Liebe, wie es Liebe ausströmt und gibt.

Jacob Wassermann.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [39] - -

# Der Schauspieler.

Von

**Ferdinand Gregori.**

Was ist ein Schauspieler? Ein Mensch, der innere Gesichte durch Stimme und Gebärde ausdrücken kann. Daß ihm dabei der Dichter mehr hilft, als etwa dem Maler die Natur, daß es deshalb auch manchmal einem unbegabten Schauspieler gelingt, Wirkungen zu erzielen, die, ohne schöpferisch zu sein, den schöpferischen gleichgestellt werden, ist nebensächlich für die Feststellung: die Schauspielkunst ist so gut eine produktive Kunst, wie Malerei und Bildhauerei, Dichtung und Musik, denn sie hat ihre ganz und gar eigentümlichen Kunstmittel und formt mit diesem Material höher geartete Gebilde als der Handwerker.

Es ist immer noch nötig, diese Binsenwahrheit von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Nicht nur im niederen Volke wird der Frackanschneider und der mit seinem schallenden Organ gesegnete Lieder-Aufsinger schlechthin für ein schauspielerisches Talent gehalten und wohl über die Achsel angesehen; auch in den Kreisen der Gebildeten begegnet man noch heute der festgewurzelten Meinung, der Schauspieler könne nur durch Verleugnung seines Wesens, also durch äußerlich angelegte Verstellung seinen Beruf ausüben und sei von seiner Vorlage — der Dichtung, der Rolle — so abhängig wie der Lakai vom Willen des Herrn. In seinem sonst ausgezeichneten „Wörterbuche zur deutschen Literatur" (Teubner, Leipzig 1921) definiert Hans Röhl die Schauspielkunst immer noch als „nur reproduzierend, da sie auf jeden Fall dichterische Tätigkeit voraussetzt."

Erst einmal: Dichterische Tätigkeit? Haben sich nicht auch an Iffland, Benedix, Sudermann und Geringeren zahllose starke schauspielerische Leistungen entzündet? In der Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts stehen — wenigstens quantitativ — die schauspielerischen Erfolge in Stücken zweiter, dritter und vierter Größe über denen, die mit klassischen oder ganz allgemein mit dichterischen Rollen errungen worden sind. La Roche, Fichtner, Meixner, die Haizinger, Sonnenthal, Hartmann, Mitterwurzer im Süden, Iffland, Ludwig und Emil Devrient, Seydelmann, die Frieb-Blumauer, Friedrich Haase, Possart im Norden — ein paar Namen als Zeugen dafür, daß die Schauspielkunst in sehr lebendigen und eindrucksreichen Gebilden durchaus nicht an dichterische Unterlagen geknüpft zu sein braucht. Sie alle traten besonders gern in dramatischen Nichtigkeiten auf. Nun erst, wenn wir in die Stegreif-Zeit zurückgreifen! Man sehe sich die Porträt-Stiche an, die Stranitzkys und Prehausers Persönlichkeiten festhalten! Sind das wirklich nur Hanswürste gewesen? Nein, die sehen aus wie vollwertige schöpferische Kerle und sie haben auf ein Publikum gewirkt, das schon Molière und Calderon kannte, und haben gewirkt, ohne von dieser Konkurrenz geschlagen zu werden. Nur daß ihr Werk nicht wie ein Buch die Zeiten überdauerte. Das aber ist eine Eigentümlichkeit ihrer Kunst, kein Mangel.

Der Schauspieler verstellt, verleugnet sich? Doch nur vor denen, die ihn als Menschen nicht kennen! Seinem Kollegen kann er nichts vormachen. Und wenn man Maske und gewisse Details seiner Darstellung dennoch als Verstellung ansprechen dürfte — was hat der Dichter Shakespeare anderes getan, wenn er, der Mann, der Engländer, die venezianische Porzia und die schottische Lady Macbeth schuf, er, der liebenswürdige Gesellschafter, den Menschenhasser Timon und die Mörder des Clarence! Können wir Goethe so geradehin mit seinem geschwätzigen Schreiber Wansen oder mit einem der platten Burschen aus Auerbachs Keller gleichsetzen? Josef Kainz hat (in Berlin) den Faust und (zuerst in Wien) den Mephistopheles gespielt; Desfoir hat schon lange Jahrzehnte vor ihm das Gleiche versucht. Nicht beides glückte gleichermaßen, aber grundsätzlich gab es nichts, im Wesen ihrer Kunst lag nichts, was dagegen sprach. Faustische und mephistopheliſche Elemente bekämpften sich in ihnen wie in Goethe. Der Dichter lieh diesem Kampfe Worte, die Schauspieler boten Klang und Gebärde.

Freilich, ein Materialunterschied von besonderer Art wirkt bei den Mißverständnissen mit. Stoff und Form sind beim Schauspieler eins und sind Fleisch. Sein Leib ist ihm Stoff, sein Leib ist ihm Form. Und Leib ist von jeher für den Deutschen, besonders seit der Annahme des Christentums, das Trübe, Sündhafte, Verachtenswerte, das, was zugunsten der Seele überwunden werden muß. Wer also durch seinen Leib oder durch körperliche Mittel, wie auch die Stimme eines ist, sein innerstes Sein auszudrücken versucht und einen Lebensberuf daraus macht, darf sich nicht wundern, wenn ihn der Puritaner in die Bajaderenkaste wirft. Die Kunst soll nach der Ansicht dieser Leute des Tischen entkleidet sein, wenigstens der erotischen Symbole. Daß es dann keine Kunst, sondern ein zeitgebundener Moral-Popanz ist, bleibt ihnen verborgen.

Anstatt sich darüber zu freuen, daß es eine so handgreifliche, dem bloßen Sinnenmenschen zugängliche Kunst gibt wie die schauspielerische, die trotz allen Feindschaften ja auch die populärste ist, mäkelt man bei uns daran herum. Man schämt sich ihrer starken Wirkung, weil diese Wirkung vom Blut und nicht von der Druckerschwärze ausgeht. Wüßte man etwas mehr von der Artistik des Theaters und welche Hemmungen, Zwiespältigkeiten auf den Proben zu überwinden sind, man gönnte den Schauspielern ihr bißchen moralische Freiheit.

Sehen wir uns doch das „heitere Völkchen" genauer an. Ich schließe nun freilich die Talentlosen bei dieser Betrachtung aus, deren es eine beträchtliche Menge gibt. Stünde das Publikum der Kunst näher, als es ihr steht, so nähme es selbst diese Aussscheidung vor; so aber duldet es die Mitläufer nicht nur, sondern reicht ihnen wohl gar — vor den Begabten — die Palme der „Beliebtheit". Wie aber behandelt es das Genie und das starke Temperament? Bald ist es dem Publikum zu häßlich, weil es nicht die konventionelle oder anrüchige Glätte des Modejournals hat, bald zu unbequem, weil es aufwühlend wirkt. Für die Kunst aber sind sowohl ein ausdrucksvolles Gesicht wie auch eine leidenschaftlich auf- und abwogende Seele ein Vorzug.

Geht so ein ungewöhnlich ausgestatteter Mensch zum Theater, so hat er meist, weil er seinen Eltern davonläuft, kein Geld, um sich einen regelrechten Unterricht zu gönnen, oder er findet den Lehrer nicht, der für ihn taugt. Halb, schlecht oder garnicht vorgebildet sucht er ein Engagement und macht natürlich auf die Vermittler und auch auf manche Theaterleiter einen ganz undisziplinierten Eindruck. Es gehört Mut dazu, mit ihm einen Vertrag zu schließen, weil zu fürchten ist, daß er weder sehr fügsam sein, noch auf den ersten Blick gefallen werde. Wie dem Publikum, so ist er dann auch den Schauspielkollegen, soweit sie nur Handwerker ihrer Kunst sind, unbequem. Sie haben es nämlich nicht gern, sich in ihrer Rolle auf den Proben überhaupt und während der Vorstellung sehr aufzuregen; es soll sich alles hübsch ruhig abwickeln: Kampf und Erliegen, Liebeslied und -lust. Für den echten Schauspieler aber ist jede Probe, jede Aufführung Schicksalsstunde. Es geht ums Leben, Mal für Mal; um sein wirkliches Leben, denn er kennt keinen Trennungsstrich zwischen Leib und Seele, zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Sein Regisseur hat alle Hände voll zu tun, einen solchen Othello vom tatsächlichen Erwürgen der Desdemona abzubringen. Ruinierte Frisuren, zerrissene Blusen, blaue Flecke an den Armen der Mitspielenden, Schminkspuren auf ihren Kleidern — das ist das Schlachtfeld seiner künstlerischen Tätigkeit; nicht jedem Partner zur Freude, aber der Kunst selbst zur Herstärkung.

Hat er viel Glück, so bezwingt er wohl binnen einem Jahrzehnt die Widerstände, die ihm innerhalb und außerhalb des Theaters einzig seine Vorzüge aufrichten. Doch wie selten hat einer Glück, und so werden viele am Wege. Für sie ist es ja auch ein Sterben, wenn sie nach hundert vergeblichen künstlerischen Versuchen in den Kaufmannsstand oder ins Bankfach übergehen, für die sie nicht einmal handwerkliche Fähigkeiten haben, geschweige denn Begeisterung.

Jede Theateraufführung, die Dichter, Darsteller und Regisseur als Persönlichkeiten hervortreten läßt, und die trotzdem einheitlich wirkt und künstlerisch gerundet, ist von Tragik umwittert. Man stelle sich doch ja die Vorbereitungen dazu nicht als eine gesellschaftliche Zusammenkunft in der Art eines Fünfuhr-Tees vor! Zehn, zwanzig mit künstlerischen Ingredienzien bis an den Rand gefüllte, an der Dichtung explodierende Individualitäten tragen ihre Haut zu Markte. Da gibts Funken in dichten Garben und Brände, die das ganze Theatergebäude mitzunehmen drohen. Die Schauspieler unter sich ringen um die Vorherrschaft, und ihr Verhältnis zum Regisseur, zum Dichter (der wohl auch auf den Proben ist), zum Maler-Architekten, zum Beleuchter, zum Kostümschneider und Requisiteur (vom Souffleur schweige ich aus Höflichkeit) — alle diese Scharmützel, die dem nüchternen Beobachter nur komisch erscheinen, kosten Nervenkraft und rühren ihnen aus tiefste Herz. Nur erschütterte, von einer schöpferischen Vision berauschte Menschen machen die Theaterprobe zu dem, was sie sein soll: Tempeldienst im Sinne der altgriechischen Mysterien. Die öffentliche Aufführung verschwindet in ihrer Bedeutung vor einer solchen Probe, die ein einziger Kampf ist gegen Hindernisse. Vom Dichter herab, an dessen Szene irgendein X-Tüpfel fehlt, bis zum Garderobier, der den Kostümmantel zu locker oder zu fest gebunden hat, scheint alles darauf aus zu sein, dem Darsteller „die Rolle zu verderben". So wenigstens empfindet er, der Berauschte, empfindet jeder neben ihm, der mitberauscht ist. Jeder Helfer, der Regisseur an der Spitze, wird auf Augenblicke in den Augen des nur auf sein Werk bedachten Darstellers zum Schurken, zum Teufel. Vollkommen ausgepumpt, windelweich geschlagen hängt er am Schlusse der Generalprobe in seinem Sessel, um sich abzuschminken, und ist von dem morgigen Mißerfolg bis auf die Knochen überzeugt. Man „kann" eben nichts, und was man kann, wird durch die „Intrigen" der Kollegen und Funktionäre zunichte gemacht!

Aber am nächsten Abend ist der Erfolg da! Ist da, nicht trotz den üblen Ahnungen, sondern als ihre eigentliche Wirkung. Niemand spotte über diese immer wiederkehrenden Verzweiflungen: wer sie mit liebevollen Augen betrachtet, muß an Märchen denken, die uns erst Tränen des Mitleids abpressen und am Schlusse uns ganz unvermittelt lächeln machen. Und wie kurz hält die Freude an! Tags darauf beginnt das fast groteske Spiel an einer neuen Rolle, auf einer neuen Probe von neuem, und es gehört zu diesem Berufe so innig, daß man sagen kann: wer auf der Probe seines Sieges gewiß ist, ersticht ihn nicht; oder er ist ein Dilettant oder ein Handwerker, die beide von den Untiefen und Gefahren des schöpferischen Weges nichts ahnen und deshalb nie davon beunruhigt werden können. Sie halten mit der Routine, fühlen sich darin geborgen und bilden — eine stattliche Schar — das „heitere Völkchen", das vielen so beneidenswert erscheint, und vor dem die Kunst doch der liebe Gott behüten möge.

# Gesicht der Zeit.

Von

**Alfred Döblin.**

Es ist eine ganz erbärmliche Redensart, die durch ihre Wiederholung nicht besser wird, daß wir in einer Zeit des Materialismus leben. Wenn irgend etwas, so ist Technik und Industrie charakteristisch für diese Zeit; die sind aber ganz und gar nicht ungeistige Dinge. Aus dumpfen und sentimentalen Gefühlswinkeln kommt dieser Vorwurf. Technik und Industrie bewältigen jetzt — wer sangen eben an, es zu tun — die Welt. Sie tun es auf ihre Weise; aber der Drang selbst und die Weise sind echt menschlicher Art und sind Aeußerungen kraftvoller männlicher Menschen. Es ist keine Lyrik und keine Frömmigkeit alter Art in diesem Drang und der Weise, und wirklich: diese Menschen sagen statt Gott Kattun. Statt eines Napoleons haben wir jetzt Dutzende, wenn auch die meisten anonym sind oder nur Firmenstempel statt einer Krone haben. Aber sie sind Napoleons, Exponenten einer heroischen Zeit, reden ihre Sprache. Archäologen mögen sich an Mumien betätigen.

## Kleinigkeiten.

Von

**Peter Scher.**

Das hat der Satiriker mit dem Spatzen gemein, daß er erst einen ganzen Haufen Mist auseinanderklauben muß, bis er zu einem positiven Körnchen kommt . . . und das wieder hat der Humorist mit dem Vogel gemein, daß er sliegen und sich erheben kann — über den Mist, den er mit dem Satiriker gemein hat.

*

Kein Mann kann so selbstlos lieben wie diese Frau, die in ihn verliebt war, obgleich er nie merkte, daß er alles durch sie war. Oder: kein Mann kann so selbstsüchtig lieben wie diese Frau, die in ihn verliebt war, weil er alles durch sie war.

Sie befruchtete sein schwaches Gehirn mit Gedanken und gab ihm ein, daß er von selbst darauf gekommen sei. Noch mehr — sie brachte ihn, ohne daß er es merkte, dazu, mit diesen Gedanken als mit eigenen Erleuchtungen zu ihr zu kommen, und sie bewunderte seinen Geist so ostentativ, daß er hochmütig und herablassend gegen sie wurde.

Aber das stärkste war dann doch, daß sie diese Herablassung mit ergebener Demut über sich ergehen ließ.

*

Hin und wieder macht der berühmte Kritiker aus der Enge seines Herzens einen Ausflug in die Unfruchtbarkeit seines Geistes — und sollte man es glauben: jedesmal bringt er wieder soviel Skepsis mit heim, daß er davon zwar nicht leben, aber auch nicht sterben kann.

## Schaffende und Zeitung.

Von

**Egon Wellesz.**

In diesen Zeiten des Ringens um eine neue Geistigkeit bedürfen die Schaffenden mehr denn in Epochen einer ruhigen Gestaltung des verstehenden und fördernden Wortes derer, denen es obliegt, Mittler zu sein zwischen ihnen und dem Publikum. Vollends in der Musik, die ihre eigene Logik der Töne hat, und in der der Hörer durch keine Bindung zu Gegebenem Hilfe empfängt, ist diese Aufgabe von höchster Verantwortung.

Denn wenn die Kunst ihre eigentliche Mission erfüllen soll, innere Angelegenheit der Nation zu sein, kommt es vor allem auf die Gemeinsamkeit der geistigen Einstellung an, die Schaffende und Publikum verbindet, und hier helfend einzugreifen gehört zu den vornehmsten Pflichten der großen Organe der Oeffentlichkeit.

Es war für mich in den Tagen der Aufführung meiner „Prinzessin Girnara" begliickend, an dieser Stelle eine Förderung im Wesentlichen zu finden; Bestätigung, daß der Weg, den ich einschlug, der richtige sei. Und ich fand mich darin bestärkt, ihn weiter zu gehen.

## Tagebuchblatt.

Von

**Ernst Lissauer.**

„Freund, warum will so lang kein Lied dir gelingen?
Ist dir das Herz von Kummer nicht dunkel, von Glück nicht erhellt?" —
„Nur, wer ein Einiges fühlt, kann singen;
Aber ich höre nicht mehr den Einklang der Welt.
Zwiespalt der Welt hat das Herz mir gespalten.
Wie zu heilen den immer von neuem auflaffenden Riß,
Wider einander bist' ich der Welt streitbare Gewalten.
Wenn sie sich kämpfend durchdringen,
Hörst du mich zwiestimmig singen,
Wieder der Einheit gewiß."

## Tag um Tag.

Von

**Hans Franck.**

Jagen, Hasten . . .
ruhschweres Rasten;
Suchen, Sehnen . . .
wohliges Dehnen;
Sorge, Leid . . .
ein Stündchen Zeit;
jeder Verzicht, jeder Beginn,
so geht Tag um Tag dahin,


**Friedrich Stanze, Ing.-Büro Hannover**

Fernsprecher Nord 2816 **Hüttenprodukte** Gabelsbergerstrasse 2

**General-Vertretung auswärtiger Werke:**

**Blockmetalle**
Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Einheitsrotguss, Phosphorbronze, Block-Messing, Phosphorkupfer, Glockenbronze, Weisslagermetalle u. Lötzinn, Calcium-Lagermetall.
**Metallhüttenwerke Schaefer & Schell Breslau 24**

**Draht- u. Hanfseile** für alle **Förderanlagen**
Aufzüge, Fahrstühle, Krane, Bagger, Seilbahnen, Schiffstauwerk
**Seil- u. Kabelwerke F. Troitzsch G.m.b.H. Berlin-Tempelhof**

**Kupfer und Messing**
Rohre, Bleche und Stangen, Kondensatorrohre, Feuerbuchsmaterial
**Crusauer Kupfer- u. Messingwerke G. m. b. H. Kupfermühle** Post Fensburg

**Qualitäts-Feilen**
jeder Form, Hiebart und Grösse. Aufhauen stumpfer Feilen wie neu.
**Deutsche Feilen- u. Maschinenfabriken G. m. b. H. Duderstadt**

Fasson- und Gesenkschmiedeteile, Konstruktionsmaterial für Automobil-, Schiff-, Waggon- und Lokomotivbau. Stahlform-, Grau-, Temper- und Metallguß nach Modellen, Schablonen und Zeichnung. Zahnräder maschinell geformt, gefräst, gehobelt in jedem Material. Metallfarben, Ledertreibriemen.

**Rotenburger Kaltwalzwerk, A.-Ges. Rotenburg a. Fulda.**

Bandstahl, gehärtet und ungehärtet jedoch härtbar. (weiß, blau, gelb, violett.) (Kettenlaschen, Rasierklingen, Holzbandsägen, Metallsägenbandstahl) Bandeisen für alle Tiefziehzwecke.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [40] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

# Deutsche Technik

Beilage zum Hannoverschen Kurier

## Neuzeitiger Hüttenbetrieb.

Von

Dipl.-Ing. Franz Eiermann, Bochum.

Vor den machtvollen Gruppen der Hochöfen dehnen sich fast unübersehbar die Gleisanlagen; erfordert doch der Tagesbedarf allein an Erz und Koks für ein Werk mit 10 Hochöfen bereits etwa zwölf lange Eisenbahnzüge. Die Entladung erfolgt unter Zuhilfenahme fahrbarer, elektrisch betriebener Waggonkipper in geräumige Bunker. Erze aller Art und verschiedenster Herkunft sind hier in gewaltigen Mengen aufgestapelt, um das Werk von vorübergehenden Verkehrsstörungen unabhängig zu machen.

Erz und die erforderlichen Zuschläge, z. B. Kalk, die zusammen den Möller bilden, sowie Koks werden in mächtige Kübel gefüllt, welche vom Schrägaufzug erfaßt und in schwindelnder Höhe gasdicht auf den sinnreichen Gichtverschluß gesetzt werden, der die Beschickung in das Ofeninnere hindurchschleust. Ununterbrochen wechseln jahraus, jahrein Koks- und Erzschichten, bis endlich die feuerfeste Ausmauerung des Ofens zu sehr gelitten hat.

Die zur Verbrennung erforderliche Luft, vom Hüttenmann „Wind" genannt, wird im unteren Teil des Ofens von einem Dutzend aus einer Ringleitung gespeister Düsen unter scharfem, ohrenbetäubendem Brausen eingeblasen. Große Wassermengen rieseln zischend an der Ofenwand hernieder, kühlen die Düsen und mittels eingelassener Eisenkästen auch das Mauerwerk. Winzige Oeffnungen gestatten einen Einblick in das weißglühende Ofeninnere, in welchem man das flüssige Eisen herniedertropfen sieht. Angesichts solcher Höllenglut findet man es begreiflich, daß der Kühlwasserverbrauch eines einzigen Ofenriesens den gesamten Wasserbedarf einer Stadt von der Größe etwa Osnabrücks erreicht.

Da bei den inneren Vorgängen gelegentliche Explosionen nicht ausgeschlossen sind, so halten Panzerung und starke Eisenbänder das Gemäuer zusammen. Die Gichtbühne wird, um das Mauerwerk zu entlasten, von einem kräftigen Eisengerüst getragen, das auch dem Schrägaufzug als Stütze dient. Von der Gichtbühne aus genießt man, etwa 30 Meter über der Hüttensohle, einen lohnenden Rundblick über das Werk. Auf der Bühne selbst ist kein Arbeiter sichtbar, denn der einigermaßen verwickelte Vorgang der Begichtung vollzieht sich, nur von der Hand eines Maschinisten gesteuert, vollkommen mechanisch.

Neben dem Hochofen ragen mächtige, von einer halbkugeligen Kuppe gekrönte Winderhitzer empor, die über 30 Meter hohen Compertürme, von denen drei bis fünf zu jedem Ofen gehören. Sie sind im Innern mit feuerfestem Gestein gitterartig ausgesetzt und werden abwechselnd mittels Gichtgas auf Weißglut geheizt oder vom Gebläsewind durchstrichen, der so auf 800 bis 1000 Grad vorgewärmt wird, um hohe Ofenhitze zu erzeugen und Koks zu sparen. Ein bis zwei Winderhitzer werden bereitgehalten oder ausgebessert.

Unten am Ofen sind bereits die Vorbereitungen für den Abstich getroffen. In dem Maße, wie das flüssige Eisen in dem Gestell, dem untersten Ofenraume, ansteigt, läßt es die leichtere, also auf ihm schwimmende Schlacke durch die Schlackenöffnung abfließen. Glutrot und ein wenig träge ergießt sich der Schlackenstrom in eine große, fahrbare Schlackenpfanne.

Da sich genügend Eisen angesammelt hat, wird jetzt mit langen, zugeschärften Stangen der das Abstichloch schließende Tonpfropfen aufgebrochen, und unter lebhaftem Funkensprühen ergießt sich ein strahlend orangeleuchtender Eisenbach durch die im Sande vorbereitete Rinne in die Roheisenpfanne. Die ausgestrahlte Hitze ist unbeschreiblich; die ganze nächste Umgebung erscheint wie in Rot gebadet, und die von phantastischen grellen Schlaglichtern getroffenen Arbeiter erinnern lebhaft an die biblischen Männer im feurigen Ofen.

Kaum ist der Abstich beendet und das Stichloch von einer Stopfmaschine geschlossen, so wird die bis 35 Tonnen fassende Eisenpfanne von einer Lokomotive nach dem Stahlwerk gefahren, wo das Roheisen weiterer Verarbeitung harrt. Inzwischen wird auf der ausgedehnten Schlackenhalde der Schlackenkübel entleert: in mehrfach verästeltem, breitem Strome

Hannover, 1. Januar 1924.

So wenig wir uns künftige Zeiten denken können, in denen die Nutzbarkeit der Naturkräfte und die Errungenschaften der Technik vergessen wären, ebensowenig können wir uns einen Zustand der menschlichen Gesellschaft ohne Nachrichtenverbreitung denken. Vielleicht wird man hierfür später einmal die drahtlose Uebermittelung anwenden und dann auf unser Zeitungswesen mit überlegenem Lächeln hinabsehen. Einstweilen aber bildet die Zeitung das einflußreichste Mittel der Volksbelehrung. Die Denkart eines Volkes wird von der Presse bestimmt! Sie kann die Wahrheit so leicht wie die Lüge verkünden, Segen spenden oder Gift verbreiten. Wohl einem Volke, das eine ihrer Verantwortung bewußte Presse besitzt! Diese ahnen nicht, welch' Uebermaß von hingebender Arbeit und geistigem Aufwand nötig ist, um täglich Kenntnis der Weltereignisse zu erlangen. Diese undankbaren Leser gleichen dem Reisenden, der in seinem bequemen Abteil nicht an den Lokomotivführer denkt, in dessen Hand sein Leben ruht! Wer aber die Leistung, die Selbstlosigkeit und die Opferbereitschaft der Presse kennt, der schätzt sie als die wertvollste Kraft dauernder seelischer Erneuerung und als die Wurzel der vaterländischen Gesinnung.

Möge der „Hannoversche Kurier", der seit 75 Jahren in diesem Geiste für das deutsche Volk gewirkt hat, auch fernerhin blühen und gedeihen, ihm zum Ruhme, uns allen zum Segen!

**Professor Dr.-Ing. E. Vetterlein**
Rektor der Techn. Hochschule Hannover.

rinnt die Schlacke die hohe Böschung hinab, ein herrliches Schauspiel, das in der Dunkelheit weithin die Wolken rötet.

Das im Hochofen erzeugte Roheisen ist in der Hauptsache entweder das spröde, graubrüchige Gießereiroheisen, das man in Masselformen im Sande erstarren läßt, um es den Eisengießereien zur Herstellung von Gußeisen zu überlassen, oder es ist das ebenfalls spröde, weißbrüchige Weißeisen, welches den Ausgangsstoff für die Herstellung schmiedbaren Eisens, also weichen Schmiedeeisens und Stahles, darstellt. Und zwar bestehen die weiterhin vorzunehmenden Prozesse im wesentlichen in einer Entkohlung des etwa 4 v. Hundert Kohlenstoff enthaltenden Roheisens bis herunter auf 1 Prozent und weniger. Im ersteren Falle erhält man mehr oder weniger härtbaren Stahl, im letzteren weiches Schmiedeisen, das eine merkbare Härtbarkeit nicht besitzt.

Vorerst müssen jedoch die einzelnen Abstiche der Hochöfen, die immer ein wenig verschieden ausfallen, zu einer einheitlichen Mischung vereinigt werden. Dies geschieht im Mischer, einem zylindrischen, mit feuerfesten Steinen ausgefütterten und bis 1300 Tonnen flüssigen Eisens fassenden Behälter, der um seine Längsachse drehbar ist, um durch eine seitliche Ausgußschnauze nach Bedarf entleert zu werden. Wir kommen gerade recht, wie der Kran die schwere Roheisenpfanne hebt und in den gewaltigen eisernen Mischer kippt. Auf der Mischerplattform, von der wir den Vorgang beobachten, herrscht nicht nur eine tropische Hitze, sondern gleichzeitig ein derart infernalischer Schwefelgestank, daß die Atmosphäre des Danteschen Höllenpfuhles als vergleichsweise mildes Klima empfunden werden dürfte. Diese schwefligen Dämpfe rühren von der unerläßlichen Entschwefelung des Eisens her, welche sich hier unter dem Einflusse des Mangans in langsamer Reaktion vollzieht. Neben dieser weiteren Aufgabe erfüllt der Mischer die wichtige dritte, einen Ausgleich zwischen Hochofenerzeugung und Stahlwerksbedarf herbeizuführen.

Der Weg in das eigentliche Stahlwerk führt zunächst in das Thomaswerk. Nach der Erfindung des englischen Studenten Thomas (1878) wird hier in gewaltigen, bis 35 Tonnen flüssigen Roheisens fassenden und mit basischen Steinen ausgekleideten eisernen Birnen der überschüssige Kohlenstoff des Roheisens mittels hindurchgeblasener Luft verbrannt. Auch der bei diesem Verfahren erforderliche reichliche Phosphorgehalt des Roheisens dient verbrennend als Wärmequelle, so daß die Badtemperatur während des etwa 20 Minuten dauernden Hindurchblasens des — kalten — Windes nicht fällt, sondern sogar ganz erheblich ansteigt. Die entstehende Phosphorsäure wird teils durch das basische, aus Dolomitsteinen bestehende Futter, teils durch einen besonderen Kalkzusatz zu der wertvollen Thomasschlacke gebunden, welche, durch staubfeine Vermahlung aufgeschlossen, das als phosphorreiches Düngemittel hochgeschätzte Thomasmehl liefert.

Eine Birne erwartet bereits in gekippter Stellung das vom Mischer her angefahrene Roheisen. Nachdem sie zu etwa einem Viertel gefüllt ist, wird der Wind angestellt, der unter dem erhöhten Drucke der Stahlwerksgebläsemaschinen sausend und funkenwerfend durch die Birne braust. Langsam richtet sich dabei der mächtige Behälter empor, gewaltige, prächtige Funkengarben über die ganze Hallenbreite schleudernd, bis die Birne in vollaufgerichteter Stellung ihre Verbrennungsgase ins Freie entläßt. Dicke braune Mangandämpfe, später blendendweiß glühende Feuergarben speit sie wie ein sagenhaftes Ungeheuer aus ihrem Glutrachen, während ein donnerartiges Getöse und starke Erschütterungen der kräftig gebauten Arbeitsbühne eine Vorstellung von dem Toben der Elemente im Innern und von der Gewaltsamkeit der stattfindenden chemischen Umsetzungen verschaffen. Nach 20 Minuten ist der großartige, höchst eindrucksvolle Vorgang beendet; die Birne neigt sich unter Abstellen des Windes und gießt zunächst in eine Pfanne die Schlacke, alsdann in eine zweite, die Gießwagenpfanne, den durch dieses Windfrischverfahren erzeugten, weißglühenden und lebhaft funkensprühenden Stahl aus.

Der elektrisch betriebene Gießwagen füllt mit seinem Inhalte die Kokillen, eiserne Hohlformen, in denen der flüssige Stahl zu Blöcken erstarrt, die, noch hellglühend, nach Abziehen der Kokille von Kranzangen in die Tieföfen gebracht werden, wo sie ihre Wärme in sich ausgleichen, und wo erkaltete Blöcke wieder auf Walztemperatur gebracht werden können. Die zahlreichen hier bereitgestellten Blöcke bilden dabei einen Ausgleichsbestand zwischen Stahlwerk und Walzwerk.

Gleichlaufend mit diesem Windfrischen in Konvertern, wie man die Birnen auch nennt, geht die Stahlherstellung in den Siemens-Martin-Oefen. Das Verfahren besteht im wesentlichen darin, daß flüssiges Roheisen oder Schrott aller Art in einer nach Bedarf basisch oder sauer zugestellten flachen Mulde durch eine darüberstreichende Flamme erhitzt und durch deren Sauerstoffüberschuß soweit erwünscht entkohlt werden. Zur Erzielung höchster Wärmegrade werden Gas und Verbrennungsluft in Siemens-Wärmespeichern vorgewärmt, die grundsätzlich ähnlich den Winderhitzern der Hochöfen arbeiten.

Den glanzvollen Abschluß unserer Besichtigung bildet die riesige Gaszentrale, in der Großgasmaschinen von mehreren tausend Pferdekräften und gigantischen Abmessungen, von Gichtgas getrieben, in den gewaltigen Gebläsezylindern die Luft für den Betrieb der Hochöfen und des Stahlwerkes verdichten oder aber in Dynamomaschinen von staunenerregender Größe die für den ausgedehnten Hüttenbetrieb und einen weiten Abnehmerkreis erforderliche elektrische Energie erzeugen.


AUGUST REHER

Spezialbuchhandlung für Tierzucht, Jagd und alle Sportgebiete

BERLIN NW. 7 Dorotheen-Strasse 23

Vollständiges Lager der gesamten einschlägigen Literatur

Kataloge über die verschiedenen Abteilungen gegen Einsendung von 30 Pfennigen

Aus dem Verlage von August Reher-Berlin seien empfohlen:

Hengstlinien der in der Provinz Hannover 1922 vorhandenen staatlichen Hengste. Von Dr. med. A. de Chapeaurouge. 17 Tafeln in Mappe. Grundzahl 6.

Gustav Rau Die Landespferdezucht in Preussen. Grdz. 3.50.

Ostpreussische Hengste Trakehner Abstammung Zwölf Bilder. Herausgegeben auf Veranlassung des Preuss. Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Bildgrösse 21:28 cm. Papiergrösse 32:45 cm. Preis 20.–

Taschen-Notiz-Kalender für 1924:

Gatermanns landw. Kalender für Tierzüchter Dritter Jahrgang 1924. In zwei Jahren erhärtet bewährt. Der einzige praktische tägliche Notiz-Kalender für Tierzüchter. In Ganzleinen Grundzahl 2.

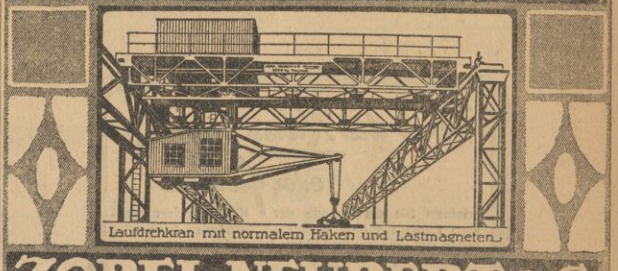
Polizeihund- und Gebrauchshund-Kalender 1924 Von Otto Leonhardt. Dritter Jahrg. Grdz. 2.50. Reiches amtliches Adressen-Material, in Verbindung mit äusserst praktischer Einrichtung der Notiztafeln machen den Kalender für jeden Hundefreund unentbehrlich.

Die Preise sind Goldmark, hierzu tritt ein ortsüblicher Teuerungszuschlag von 15 Prozent. Für Porto und Verpackung 5 Prozent Zuschlag. — — — Postscheck-Konto 21 274.



Krane für alle Zwecke

Schiebebühnen · Spills-Gallsche Ketten · Kupolofen-Schrägaufzüge



Laufdrehkran mit normalem Haken und Lastmagneten

ZOBEL, NEUBERT & Co

SCHMALKALDEN



Asbach uralt

Cognac



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [41] - -

# Bildtelegraphie.

Von

Prof. Dr. Arthur Korn

Die merkwürdige Eigenschaft des chemischen Elementes Selen, seinen elektrischen Widerstand mit der Belichtung zu ändern — die von dem englischen Ingenieur Willoughby Smith vor etwa 56 Jahren entdeckt wurde —, hat der Phantasie vieler Erfinder Anregung zu Lösungsversuchen eines der wichtigsten elektrotechnischen Probleme gegeben — des Problems des elektrischen Fernsehens.

Es kommen hierbei im wesentlichen die Methoden der Phototelegraphie in Betracht, welche sich im Geber der lichtelektrischen Zellen, z. B. der Selenzellen, bedienen. Es gibt außer den Selenzellen auch andere lichtelektrische Zellen; besonders zu erwähnen sind diejenigen, welche auf der von Hertz und Hallwachs zuerst untersuchten Erscheinung beruhen, daß negativ geladene Elektroden im luftleeren Raum unter Einfluß des ultravioletten Lichtes negative elektrische Teilchen aussenden und dadurch je nach der Intensität der Belichtung zu größeren oder kleineren elektrischen Strömen Anlaß geben können. Die Wirkungen sind bei Selenzellen erheblich intensiver, als bei den Zellen der letzteren Art, die im besonderen durch die Arbeiten von Elster und Geitel gefördert wurden, doch sind auch diese mit Rücksicht auf unsere heutige Verstärkertechnik anwendungsfähig, und sie haben vor den Selenzellen den Vorteil voraus, daß sie geringere Trägheitserscheinungen aufweisen. Wir verstehen unter der Trägheit der Selenzellen ihre für die Bildtelegraphie unangenehme Eigenschaft, in ihren Widerstandsänderungen der Aenderung der Belichtung nicht gleichzeitig zu folgen; in der Tat wird eine Selenzelle, wenn sie plötzlich belichtet wird, nicht augenblicklich einen konstanten, wesentlich kleineren Widerstand erhalten, sondern sie wird sich allmählich in diesen neuen Zustand einstellen, und sie wird bei Aufhören der Belichtung noch längere Zeit den Belichtungseindruck zurückbehalten. Als bestes Mittel gegen diese Trägheitsfehler hat sich die Kompensationsmethode (Korn) bewährt, durch welche es im Jahre 1906 zum ersten Male möglich geworden ist, Photographien mit Hilfe der Selenmethode telegraphisch zu übertragen. Diese Methode besteht darin, daß nicht bloß eine Zelle (die Fühlerzelle) der Belichtung ausgesetzt wird, sondern auch eine zweite Zelle, welche der ersten Zelle entgegenarbeitet (Kompensationszelle), man kann dann durch geeignete Wahl von Zellenpaaren in der Differenzwirkung eine erhebliche Verringerung der Trägheitsfehler erreichen.

Der Vorgang im Geber bei der Phototelegraphie mit lichtelektrischen Zellen ist der, daß eine Photographie als transparenter Film auf einen Glaszylinder aufgewickelt wird, das Licht einer intensiven, konstanten Lichtquelle, auf ein Element des Bildes konzentriert, durch dieses Bildelement je nach seiner helleren oder dunkleren Tönung mit mehr oder weniger Intensität auf eine Selenzelle bzw. ein Zellenpaar fällt und hierdurch in einem von dem Widerstande der Zelle bzw. der Zellen abhängenden Stromkreise ein größerer oder kleinerer Strom erzeugt wird. Der Zylinder ist drehbar eingerichtet, und zwar mit Hilfe einer Schraube auf der Axe derart, daß er sich bei jeder Umdrehung ein wenig in der Richtung der Zylinderachse verschiebt. Auf diese Weise werden nach einander alle Teile des Bildes, Element für Element, Zeile für Zeile durchleuchtet und fortlaufend Ströme erzeugt, welche in ihrer Intensität den Tönungen der grade durchleuchteten Bildelemente entsprechen.

Bei der direkten phototelegraphischen Methode werden die im Geber erzeugten Ströme durch eine vom Geber zum Empfänger führende Drahtleitung gesandt und im Empfänger zur Wiederherstellung des Bildes verwandt: In einem lichtdichten Kasten rotiert ein Zylinder, auf dem ein lichtempfindlicher Film aufgewickelt ist, synchron, d. h. zeitlich in gleicher Art, wie der Glaszylinder im Geber; durch eine enge Oeffnung wird Licht auf ein Element des Empfangsfilms gesandt und dafür gesorgt, daß das Licht mit um so größerer Intensität auf den Film fällt, je stärker die vom Geber kommenden Ströme sind, d. h. je heller die Bildelemente im Geber sind, die grade durchleuchtet werden. Es geschieht dies am einfachsten mit Hilfe eines sogenannten Saitengalvanometers, d. i. eines zwischen den Polen eines Elektromagneten ausgespannten Metallfadens, der als Blende für das von einer konstanten Lichtquelle in den Empfangskasten gelangte Licht dient; mit Hilfe eines Linsensystems wird der Schatten des Fadens auf eine enge in den Empfangskasten führende Oeffnung geworfen, und der Schatten verdeckt die Oeffnung vollständig, wenn kein Strom durch den Metallfaden hindurchgeleitet wird. Sobald aber vom Geber ankommende Ströme durch den Metallfaden fließen, wird er durch den Elektromagneten abgelenkt, und sein Schatten gibt die in den Empfangskasten führende Oeffnung mehr oder weniger frei. Das eindringende Licht wird noch durch eine kleine Linse auf ein kleines Element des Empfangsfilms gesammelt, so daß dieses mehr oder weniger Licht erhält, je nach der Ablenkung des Metallfadens, d. h. je nach der Helligkeit der Tönung des entsprechenden Bildelementes im Geber. Bei synchroner Bewegung wird auf diese Weise auf dem Empfangsfilm Element für Element, Zeile für Zeile das Originalbild reproduziert.

Mit Rücksicht auf die geringe Intensität der bei dieser Methode auftretenden Linienströme ist die direkte Methode nur durch gut isolierte Telephonleitungen möglich, für andere Leitungen, z. B. für Kabel und auch für drahtlose Uebertragung, ist ein neuer Kunstgriff verwandt worden. Die durch die Selenmethode im Geber zur Verfügung gestellten Ströme werden unter Vermittlung besonderer Relaiseinrichtungen zur Herstellung eines Lochstreifens oder eines Buchstabentelegrammes verwandt, in der Weise, daß für jedes Element des Bildes ein seiner Tönung entsprechender Buchstabe gedruckt oder eine bestimmte Lochkombination gestanzt wird, so daß für die hellsten Elemente z. B. der Buchstabe a gedruckt wird (oder eine entsprechende Lochkombination), für die dunkelsten Elemente ein z, während die übrigen Buchstaben den Zwischentönungen zugeordnet werden. So entsteht, während die Selenzelle die Helligkeit der einzelnen Bildelemente abtastet, automatisch ein Buchstabentelegramm (bzw. ein telegraphischer Lochstreifen), in welchem jeder Buchstabe (jede Lochkombination) ein Bildelement in seiner Helligkeit kennzeichnet. Dieses Telegramm wandert nun mit Hilfe der gewöhnlichen Methoden der Telegraphie (durch Leitungen, auch lange unterseeische Kabel oder drahtlos) zum Empfänger und dient dort zur Wiederherstellung des Bildes. Die einfachste Methode der Reproduktion im Empfänger nach dem ankommenden Telegramm ist die, daß jedes Bildelement mit einer gewöhnlichen Schreibmaschine niedergeschrieben wird, in der die Typen durch kleine Quadrate oder Rechtecke ersetzt sind, deren Seitenlängen je nach der zu reproduzierenden Tönung größer oder kleiner sind: man wird z. B. dem a der dunkelsten Tönung, ein kleines Rechteck entsprechen lassen, welches gerade den für eine Type zur Verfügung stehenden Flächenraum ausfüllt, die anderen Rechtecke werden abgestuft kleiner sein bis zum a, das einem Zwischenraum auf der Schreibmaschine entsprechen wird. Man kann natürlich auch automatische Empfangsmethoden (mechanisch und photographisch) vorsehen, wenn die ankommenden Telegramme als Lochstreifen vorliegen. Diese Methode hat den Vorzug vor der direkten Methode, daß während der Uebertragung Geber und Empfänger nicht zusammenzuarbeiten brauchen, es handelt sich an beiden Orten um reine Laboratoriumsarbeit, die telegraphische Uebermittlung besorgt die gewöhnliche Telegraphie. Die Methode ist im übrigen die einzige, welche für überseeische Phototelegraphie in Frage kommt. Tatsächlich sind mit Hilfe dieser Methode (Korn) im Jahre 1922 die ersten Photographien Erachtlos von Europa nach Amerika übermittelt worden, von Rom über Nauen nach Bar Harbour und New York.

Um die Weiterbildung dieser phototelegraphischen Methoden mit lichtelektrischen Zellen im Geber wird es sich handeln, wenn man die Lösung des Problems des elektrischen Fernsehens vorbereiten will. Für die telegraphische Uebertragung von Photographien, Zeichnungen u. dgl kommen daneben noch zwei andere Methoden in Betracht, welche im Geber mit mehr mechanischen Mitteln arbeiten, die Methode der Kopiertelegraphen (telautographische Methode) und die Reliefmethode. Bei der ersteren, deren Anfänge bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehen (Bain, Batewell, Caselli) wird das Bild in einer die Elektrizität nicht leitenden Substanz (metallfreier Tinte, Chromgelatine u. a.) auf eine Metallfolie aufgetragen, und eine metallische Spitze tastet nach Art eines Grammophonstiftes die auf einen Zylinder aufgewickelte Folie in einer engen Schraubenlinie ab, in der Weise, daß stets ein Strom vom Geber zum Empfänger gesandt wird, wenn die Spitze die metallische Folie berührt, während der Strom unterbrochen wird, wenn die Spitze auf die (nichtleitenden) Teile des zu übertragenden Bildes trifft. Mit Hilfe dieser Strompulsationen wird das Bild im Empfänger reproduziert. Bei der Reliefmethode muß das Bild im Geber als Reliefbild vorliegen (Reliefphotographien mit Hilfe des Kohle- und Pigmentverfahrens), und ein über das Bild tastender Stift wird dem Relief des Bildes (bei Photographien den Tönungen des Bildes) entsprechend mehr oder weniger gehoben, wobei er in eine vom Geber zum Empfänger gehende Stromleitung mehr oder weniger elektrischen Widerstand einschaltet. Diese Methode hat sich nicht bewährt.

Ich gebe zum Schluß einen kurzen Ueberblick über die Anwendungsmöglichkeiten der Bildtelegraphie in ihren jetzigen Formen.

1. Die Verwendung der telegraphischen Uebertragungen von Photographien und Zeichnungen für die illustrierte Presse.

2. Die Verwendung für die Kriminalpolizei, Uebertragung von Verbrecherporträts, Fingerabdrücken, Handschriften, Situationszeichnungen usw.

3. Militärische Anwendungen; Uebermittlung von Krokis, im besonderen von Flugzeugen aus auf drahtlosem Wege; telautographische Ueberziehung von Chiffretelegrammen, für welche eine Dechiffrierung nahezu unmöglich ist. Sendung von Ansichtsskizzen und Photographien.

4. Anwendungen für den Handel im allgemeinen, im besonderen die telegraphische Uebertragung von Unterschriften, die in jüngster Zeit auch drahtlos im überseeischen Verkehr möglich geworden ist. Uebertragung von Musterzeichnungen und Photographien.

5. Anwendung in der Meteorologie: telegraphische Uebertragungen von meteorologischen Karten, die in Zentralstationen zusammengestellt werden.

Man sieht, schon jetzt sind die Anwendungsmöglichkeiten sehr mannigfaltig, und die Bildtelegraphie hat schon allen diesen Zwecken mit Erfolg gedient. Wenn ihre Verwendung zurzeit noch nicht sehr ausgedehnt ist, so liegt das vorläufig noch an Mängeln der Organisation, die sich erst allmählich bei Einführung einer solchen Neuerung beheben lassen. Es ist nicht zu zweifeln, daß in absehbarer Zeit die Bildtelegraphie eine sehr wichtige Rolle in der telegraphischen Berichterstattung einnehmen wird.

# Die größte Eisenbetonbrücke.

Von

Dipl.-Ing. Mangold-Darmstadt.

Die Quebec-Brücke in Nordamerika überbrückt mit einer Mittelöffnung von 549 Meter und zwei Seitenöffnungen von je 157 Meter Spannweite den St. Lorenzstrom und ist die größte eiserne Brücke der Welt. Für Brücken anderer Baumaterialien, wie Holz, Stein, Beton und Eisenbeton, sind diese großen Spannweiten nicht möglich, da sich bei ihnen Beanspruchungen ergeben würden, denen dieses Material nicht gewachsen ist.

Die heute größten Massivbrücken in Stein, Beton und Eisenbeton haben eine Spannweite bis zu 100 Metern. Wir nennen die Syratalbrücke in Plauen mit 90 Meter, der große Viadukt der elektrischen Bahn Chur-Arosa bei Langwies in der Schweiz und die Risorgimentobrücke in Rom mit je 100 Meter Spannweite der Mittelöffnung. Die beiden letzteren sind Eisenbetonbrücken. Vor kurzer Zeit ist über den Mississippi in Minneapolis die Cappelan-Brücke vollendet worden, welche den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, die heute größte Massivbrücke der Welt zu sein.

Die neue Brücke ersetzt eine vorhandene eiserne Straßenbrücke mit 5 Oeffnungen, die zwar erst 30 Jahre alt ist, aber mit 5,5 m Fahrbahnbreite dem gestiegenen Verkehr nicht mehr genügt.

Der Mississippi hat an der Baustelle 275 m Wasserbreite, die Entfernung zwischen den rund 30 m hohen Uferhängen beträgt 336 m.

Die Ufer bestehen aus Kalkstein, das Flußbett ist in Sandstein eingelagert, der mit einer dünnen Schicht Schlick und Triebsand überdeckt ist. Guter Baugrund liegt in rund 4,5—9 m Tiefe. Für die Mittelöffnung war eine Durchfahrtweite von mindestens 92 m und 15,3 m freie Durchfahrtshöhe bei Hochwasser vorgeschrieben worden. Der Verkehr auf der alten Brücke sollte während der Errichtung des Neubaues so wenig wie möglich beschränkt werden. Die Eisenbetonbrücke erhielt im ganzen 5 Oeffnungen, und zwar eine Mittelöffnung von 122 m, an die sich je zwei Seitenöffnungen von 60,6 und 17 m anschließen. Die freie Durchfahrtshöhe in der Mittelöffnung beträgt sogar 27,5 m bei Hochwasser. Es war also möglich, die gestellten Bedingungen noch wesentlich zu überschreiten. Die Fahrbahn hat eine Breite von 12,2 m. An sie schließen sich je 3,05 m breite Fußsteige an, so daß sich eine Gesamtbrückenbreite von 18,3 m ergibt.

Der Bau und die Konstruktion dieser Brücke ist in mancher Hinsicht interessant. Wir haben hier wieder ein Beispiel dafür, wie sich der Ingenieur bei seinem Entwurf den praktisch gegebenen Verhältnissen anpassen muß.

Der Umstand, daß die alte Brücke vorerst bestehen bleiben mußte, wurde in sehr günstiger Weise ausgenutzt. Das Gewölbe der Brücke besteht aus zwei von einander getrennten Bogen in 7,6 m lichtem Abstand. Die je nach der Lage des Bogens auf Pfeiler aufgesetzte Fahrbahn überbrückt mittels einer Eisenbetonplatte den Raum zwischen den beiden Hauptträgerbogen. Hierdurch wurde sowohl der Materialbedarf für das große Gewölbe auf ein Minimum herabgesetzt als auch die Möglichkeit gegeben, die alte Brücke unmittelbar zum Herumschaffen der Baustoffe und zum Bau des Gewölbes und der Fahrbahn zu benutzen. Da die beiden Hauptträger der neuen Brücke an den Seiten der alten Brücke errichtet wurden, so daß die bestehende Brücke zwischen beiden lag und die Pfeiler des Neubaues außerhalb der des bestehenden Bauwerkes gegründet wurden.

Der Bau begann mit der Errichtung eines dreigeschossigen Gerüstes für jeden Bogen. Die Bürgersteige wurden fertiggestellt, bevor mit dem Abbau der alten Brücke begonnen wurde, den man mit dem fortschreitenden Bau der Betonfahrbahn fortsetzte. Dadurch wurde erreicht, daß der Fußgängerverkehr gar nicht und der Wagenverkehr nur kurze Zeit unterbrochen wurde. Die Form der Bogen nähert sich der Parabel. Der Mittelbogen hat 2,44 m Scheitel- und 4,88 m Kämpferstärke. Die Seitenöffnungen entsprechen weniger. Die Eisenarmierung der Bogen ist nicht mit schlaffen Eiseneinlagen (Rundeiseneinlagen), sondern nach der Melanbauweise ausgeführt.

Die steifen Eiseneinlagen bestehen aus fünf mittels Winkeleisen zusammengesetzten Gitterträgern für einen Bogen. Die steifen Einlagen bieten gegenüber den schlaffen Rundeiseneinlagen bei den großen Brücken oft gewisse Vorteile hinsichtlich Materialausnutzung und Montage, was wahrscheinlich auch hier der Grund für ihre Verwendung war.

Die Pfeiler wurden bis 8 m tief unter dem Flußbett auf einer in den Fels eingebauten Betonplatte gegründet. Der Pfeilerfuß ist entsprechend dem Verlauf der Druckline unsymmetrisch ausgebildet und mit Trägereinlagen verstärkt. Der größte Bodendruck erreicht den Wert von beinahe 5,0 kg/cm². Die Eisenbetonfahrbahntafeln haben 30 cm Stärke. Die Fahrbahndecke besteht für die Straße aus Holzpflaster auf mageren Beton und für die ausgekragten Fußsteigen aus Betonplatten. In Abständen von je 8,9 m sind Ausdehnungsfugen vorgesehen.

Der Bogen ist als eingespannter Bogen berechnet, unter Berücksichtigung von einseitiger Belastung und Temperaturwechsel. Als Beanspruchung waren zugelassen 45,5 kg/cm² für den Beton und 1120 kg/cm² für die Eiseneinlagen. Im ganzen wurden 23 000 Kubikmeter Beton verbraucht. Die Baukosten betragen über 1 Million Dollar.


Wenn die Kurse steigen- oder fallen

erfahren Sie die Gründe der Kursveränderungen stets sofort aus dem täglich erscheinenden mit wertvollen Beilagen ausgestatteten Börseninformationsblatt

Neue Berliner Börsen-Berichte

Herausgeber: Karlsruher & Gurell

Berlin C 2. An der Spandauer Brücke 10

Verlangen Sie Probenummern!

Fritz Bäte, Hannover

(Führendes Speditionsgeschäft am Platze)

Uebersee-Verladungen

Prompte Sammelverkehre

mit festen Durchfrachten und festen Lieferzeiten nach holländ., belgisch., französ., schweiz. u. österr. Hauptstationen

Verkehr nach dem Saargebiet

Verkehr nach dem besetzten Gebiet

prompte, sichere Transport-Durchführung einschließlich Erledigung aller Vorschriften

Regelmäßige Sammelverladungen

an festen Verladetagen nach allen deutschen Hauptplätzen

Auto-Fernverkehre Großläger Eigener Fuhrpark

Eigene Anschlußgleise Eigene Krananlagen

Fernsprecher Nord 3559, 3560, 3561, 3562

Joh. Chr. Heine, G.m.b.H., Hannover

Gegründet 1796

Internationale Transporte

Regelmäßige Sammeldienste nach der Schweiz u. Italien



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [42] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

1849 Hannover 1924

# Kraftwagen & Motorrad

Beilage zum Hannoverschen Kurier

## Das deutsche Automobiljahr 1923

Eine Kritik mit Wünschen und Winken.

von

**Wilhelm Kirchner.**

Der Automobilist, der die Bilanz des vergangenen Jahres aufstellen will, muß die nachstehenden Hauptkonten in Rechnung ziehen: Sport — Technik — Handel. Diese drei Faktoren greifen eng ineinander und sind als ein einheitliches Ganzes zu betrachten, will man ein unretouchiertes Bild unserer Automobil-Industrie von gestern, heute und morgen erhalten.

Der Automobilsport unterscheidet sich von fast allen anderen Spezien dadurch, daß er nicht allein eine Angelegenheit des Ausübenden ist, sondern daß ihm eine große technische und wirtschaftliche Bedeutung innewohnt. Nur die Pferderennen, die der Rassenzucht dienen, und vielleicht noch die Regatten der Segler können sich ihm nach dieser Richtung zur Seite stellen. Die hohe Entwicklungsstufe, die das Automobil unserer Tage als modernster Verkehrsträger in überraschend schnellem Aufstieg erreicht hat, ist nicht zum geringsten Teil auf die Erfahrungen zurückzuführen, die die Konstrukteure aus Wettbewerben auf langen Strecken und aus den Berg- und Kurvenprüfungen auf steilster Bahn mit ihren Höchstbeanspruchungen gezogen haben. Der Name des siegreichen Wagens aber, der in den Sportberichten der Presse immer wiederkehrt, gibt seiner Marke eine Kaufkraft, die im internationalen Konkurrenzkampf oft von ausschlaggebender Bedeutung ist und manchmal sogar die gewichtige Sprache des billigeren Verkaufspreises verstummen läßt. Deswegen verlangt die Pflege des Automobilsports die aufmerksame Beachtung aller interessierten Kreise, der Veranstalter sowohl wie derjenigen, die sich dem Start stellen, und seiner seitherigen Einstellung müssen alle Störungen fern gehalten werden, die ihn in Mißkredit bringen können. Die „Arbeitsgemeinschaft zur einheitlichen Regelung des Automobilsports", die sich aus Kreisen der Industrie und der führenden Automobil-Verbände zusammensetzte und die inzwischen sanft entschlummert ist, ohne eigentlich je ein Lebenszeichen von sich zu geben, hat völlig versagt. Den berufenen Ingenieuren, meist technischen Direktoren namhafter Automobilfabriken mußte in dieser Kommission die Ausarbeitung zweifelsfreier Formeln für die Preiszuerkennung oder zum mindesten die Nachprüfung und Genehmigung vorhandener Wertmesser vorbehalten sein. Dies ist nicht geschehen. Kleinliche Zänkereien um die Vorherrschaft zwischen dem Automobilclub von Deutschland und dem Allgemeinen Deutschen Automobil-Club (A. D. A. C.) auf der anderen Seite führten zu beklagenswerten Hemmungen. Hier fehlt die starke Hand, die die Zügel des deutschen Automobilsports straff führt, die Oberste Sportbehörde, deren ausübende Macht gleichbedeutend mit unbedingtem Vertrauen sein soll.

Diese echt deutsche Uneinigkeit brachte eine verhängnisvolle Zersplitterung, jeder Klub suchte nach seiner Form selig zu werden,

Ebenso irreführend wie die übermäßige Anzahl der Veranstaltungen, die wirklich bedeutsamen Erfolgen den Hintergrund nahmen, war die zu große Klassenunterteilung nach Steuer-PS geordnet, als Folge einer unzeitgemäßen Formelwertung. Dies muß zu einer Verwirrung des nur oberflächlich unterrichteten, aber wohlinteressierten Lesers von Siegesberichten und damit zu einer Herabwürdigung der Rennerfolge an sich führen, gab es doch beispielsweise bei dem bedeutendsten Landstraßen-Wettbewerb des Jahres, d. h. der A. D. A. C.-Jubiläumsfahrt, nicht weniger als 23 Sieger der „Reichsfahrt 1923". Hierdurch hat sich das Gewohnheitsrecht herausgebildet, den Preisträger der stärksten Wagenklasse bis 10-Steuer-PS als den eigentlichen Sieger und als den offiziell nicht betitelten „Deutschen Meister der Landstraßen im Automobilsport" anzusprechen, eine Würde, die in den beiden letzten Jahren das sächsische Fabrikat Presto auf sein Banner schreiben durfte. Im Gegensatz zu der deutschen Gepflogenheit kennt das Ausland allgemein nur nach die Unterteilung nach Literinhalt für wenige, als international zu bezeichnende Typen, z. B. den Zweiliterwagen der Grand prix von Italien, Frankreich und Amerika und bewertet ausschließlich die absolute Geschwindigkeit. Nur bei reinen Bergprüfungen, für die die Schweiz das klassische Gelände abgibt, wird das Wagengewicht mit in Rechnung gezogen.

Ein weiterer und letzter Einwand, durch den der Versuch gemacht wird, die deutschen Zuverlässigkeitsfahrten als Zerreißprobe für die Güte der Fabrikate den ausländischen Langstreckenrennen gegenüber herabzusetzen, sind die zu geringen Ansprüche, die an Fahrzeug und Fahrer gestellt werden. Gewiß, wir haben kein Alpengelände mit seinem Reichtum fast unüberwindlicher Pässe, aber ist es unbedingt notwendig, ein Automobil über Tausende von Kilometern zu jagen, um seine Brauchbarkeit augenscheinlich zu machen, und peitscht man etwa ein Rennpferd um das Gelauf, bis es zusammenbricht? Auch wir reden einer mehrtägigen, internationalen Quer-Europafahrt unter Einschluß der österreichischen und italienischen Alpen das Wort, weil wir wissen, daß unsere deutschen Automobile weder eine solche Parforcereise noch die ausländische Konkurrenz zu fürchten haben. Wir wissen dies aus den letztjährigen Auslandserfolgen unserer großen Marken Benz und Mercedes, aus den eindrucksreichen Siegen von Aga, Steiger, Dürkopp, Presto, Wanderer usw. in den Bergrennen der Schweiz, der Tschechoslowakei, Ungarn und Serbien und wir bekennen uns stolz zu dieser Ueberzeugung durch den deutschen Triumph auf der ganzen Linie anläßlich des Allrussischen Wettbewerbes des Bundes sozialistischer Sowjetrepubliken für Personen- und darauf folgend für Lastkraftwagen, bei denen zunächst N. A. G. und Aga und dann Womag mit seinen unverwüstlichen Lastautos unter den schwersten, in der Wirklichkeit niemals vorkommenden Verhältnissen die Kastanien aus dem Feuer holten und sich den besten ausländischen Fabrikaten Amerikas, Englands, Frankreichs Italiens usw. überlegen zeigten

Das größte Interesse gehört zweifellos den kleinen Wagen von 4—5-Steuer-PS, dem sehnsüchtig erwarteten Zukunftsauto für die breitere Automobilgemeinde der Sportler wie des Verbrauchers überhaupt. Ist es nicht erstaunlich, wenn man hört, daß bei dem 200-Meilen-Rennen in Brooklands ein 1,5-Literwagen eine Stundengeschwindigkeit von 162 Kilometern erreichte, und daß selbst Cyclecars von 1100 ccm 132 Kilometer in dem gleichen Zeitraum hinter sich brachten? Wir erinnern uns mit Genugtuung der Kleinen deutscher Herkunft bei dem Anustrennen im letzten Herbst, an den Sieg des 4-Steuer-PS Aff und an den großen Erfolg der 5-PS-N. S. U.-Fahrzeuge.

Indem wir die Entwickelung und die Bedeutung des Kleinautos an das Ende unserer spartlichen Betrachtung stellen, haben wir bereits das Gebiet der technischen Auswertung von Rennen und Zuverlässigkeitsfahrten beschritten. Der Automobilkonstrukteur ringt nicht mehr nach umwälzenden Neuerungen, die den Gesamtaufbau des Kraftwagenuntergestells über den Haufen werfen sollen, sondern er verdichtet seine schöpferische Arbeit auf die Verbesserung der einzelnen Konstruktionsteile unter dem Gesichtswinkel der sparsamen Arbeitsweise des Automobils. Hierzu rechnen die Betriebskosten für die Unterhaltung und die höchstmögliche Lebensdauer. Die Erzielung gleicher Leistungen mit Motoren geringer und geringster Pferdekräfte ist ein ausschließlicher Erfolg der Rennen, die zu dem Bau hochtouriger Maschinen führten, die den Aluminiumkolben lebensfähig machten und die uns lehrten, die Kraftsteigerung aus der Erhöhung der Kompression und der raschen Entflammung des Gasgemisches herzuleiten. In diesem Zusammenhang soll der Kompressormotor, dem einer unserer besten Fahrer, Caracciola auf seinem kleinen Mercedes, seine großen Erfolge zu verdanken hat, nicht genannt werden, weil wir ihn vom technischen Standpunkt aus für einen Uebergang halten, aber hier steht die Wiege des Kleinautos.

Die wirtschaftliche Not unserer Zeit führt den Vergaser- bezw. Motorbauer vor das Problem der Verwendung von Brennstoffen, die schwerer verdampfbar sind als die teueren und knappen Betriebsmittel wie Benzin, Benzol und dergleichen. So entstand der Spezialvergaser für Rohölmotoren, dessen Vervollkommnung das Ziel aller Lastkraftwagen-Fabrikanten ist und der vielleicht in naher Zeit in den nach dem Dieselverfahren arbeitenden Kraftmaschinen seinen endgültigen Bezwinger findet. In diesen Forschungszweig reihen sich die äußerst interessanten, gemeinsamen Versuche der Allgemeinen Berliner Omnibus-A.-G. und der Julius Pintsch-A.-G. für die Abgas-Omnibusse den Sauggasbetrieb mit transportablen Generatoren einzuführen. Die Gasanstalt im kleinen, die der Wagen mit sich führt, erzeugt das für den Verbrennungsmotor normaler Bauart bestimmte Gas aus Holzkohle, Torfkoks, bei fortgeschrittener technischer Entwicklung später vielleicht auch aus Steinkohle usw.

Nach diesem kurzen Ausflug in das weite Reich technischer Möglichkeiten, die der Verwirklichung nahe sind, kehren wir zu dem bereits Erreichten zurück. Die Vierradbremse ist heute schon Allgemeingut geworden, nachdem die größte Schwierigkeit, nämlich die Uebertragung der Betätigungskräfte vom Führersitz auf die gefederten und beiderseitig einschlagenden Vorderräder als überwunden zu betrachten ist. — Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist das vollkommen gewordene Getriebe ohne Schaltung, eine Erfindung des Grafen Soden, das heute von vielen Automobilfabriken unter Verzicht auf die Eigenanfertigung von Getrieben in die Untergestelle eingebaut wird und das das Schalten mit seinen bisher mehrfachen, zeitlich zusammenfallenden Bewegungen zu der einfachsten Sache der Welt macht. Eine weitere Ueberraschung hat die amerikanische Gummiindustrie dem auf behagliches Reisen bedachten Automobilisten durch den „Ballonreifen" gebracht. Es ist dies eine Uebergröße von dünner Wandung und großem Querschnitt, die ein schmäleres Aufpumpen der Reifen und dadurch ein wesentlich weicheres und sanfteres Fahren ermöglicht. Continental als bekannter Schrittmacher der deutschen Pneumatikfabriken hat selbstverständlich ebenfalls eine auf Kissenwirkung eingestellte Bereifung auf den Markt gebracht, die die kleinen Unebenheiten und Hindernisse der Landstraße verschluckt und der wir künftighin als Ausmaß höchsten Komforts oft begegnen werden.

Nicht der Automobilkonstrukteur, aber der Karosseriebauer ringt nach neuen Formen und will tatsächlich eine Revolution in der äußeren Gestalt des Kraftwagens herbeiführen. Die beiden letzten deutschen Automobil-Ausstellungen haben uns mit ärodynamischen Wagenformen bekannt, wenn auch nicht vertraut gemacht. Man erinnere sich an die Sensation, die das Rumpler-Tropfenauto im Jahre 1921 brachte und an die jüngste Schöpfung von Jaray, dem langjährigen Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, dem die modernsten Luftschiffe der Friedrichshafener Werft ihre heutige Gestalt verdanken. Jaray hat den allgemein verbreiteten Wahn von dem fallenden Tropfen, der ein fischähnliches Gebilde sein solle, grausam zerstört und bewiesen, daß er Kugelform hat. Ob nun Tropfenauto, Froschleib oder sonst was, schon ist anders, und die Notwendigkeit solcher ästhetisch fragwürdigen Automobile soll erst bewiesen werden. Hiermit darf der Stromlinienwagen nicht kurzerhand in den Papierkorb geworfen werden. Seine Vorteile in der Entwicklung höchster Geschwindigkeiten hat beispielsweise bei dem letzten Indianopolisrennen in Amerika der siegreiche Achtzylinder-Miller-Wagen bewiesen, der seinen Erfolg nicht zuletzt der einstigen Stromlinien-Karosserie verdankt. Es hat seinerzeit in Deutschland einige Verwunderung erregt, daß die kampf- und sturmerprobte Mercedes-Mannschaft sich bei dem gleichen Rennen diesen Vorteil nicht zunutze machte. Anders die Benzrennwagen jüngster Schöpfung, die im Großen Preis von Europa auf der Monzabahn bei Mailand im September ihr erfolgreiches Debut ablegten.

Siege in Automobilrennen und in ihrem Gefolge die technische Ausbeute finden ihren Niederschlag in dem Absatz. Natürlich nicht allein, die Preisfrage ist am Ende der ausschlaggebende Faktor. Hier ist es für einen Deutschen schwer, der einheimischen Industrie ein günstiges Prognostikon zu stellen. Es ist kein Geheimnis, daß wir auf dem internationalen Markt nicht mehr Schritt zu halten vermögen. Nur die hohe Qualität deutscher Wertmannsarbeit gibt einen bescheidenen Ausgleich, der jedoch für die Zukunft nicht mehr genügt. Wir müssen billiger fabrizieren und können dies auch, wenn unsere Arbeiterschaft zu der Erkenntnis kommt, daß nur in der anstrengendsten Leistung das Heil und die Rettung liegt, daher die Hände gerührt und nicht den Mund allein zu Reden, die die Welt nicht beglücken! Wir können ferner vorankommen, wenn andererseits die Erzeuger von Rohmaterialien — Kohle und Eisen — sowie von Halbfertigfabrikaten usw. sich endlich der allzu hohen Gewinne entwöhnen, eine Ueberwindung, die nicht leicht sein mag, aber notwendig ist. Was soll man dazu sagen, daß das besetzte Gebiet dem deutschen Absatz aus der Hand gleitet, nachdem die französische Automobil-Industrie dank der ungeheureren Subventionierung ihrer Regierung und kraft aller Anstrengungen dieses größte Verbraucher-gebiet an sich reißt? Was soll man weiter dazu sagen, daß die deutsche Regierung sich allen Vorstellungen des Reichsverbandes der Automobilindustrie und des Deutschen Automobilhändlerverbandes verschließt, die die Außerkraftsetzung der Luxussteuer bei dem Verkauf von Automobilen nach den okkupierten deutschen Ländern als gebieterische Notwendigkeit betrachtet? Beträgt doch diese zusammen mit der Zollabgabe zwanzig vom Hundert des Wagenwertes. Dies ist eine Belastung, von der die französische Konkurrenz befreit ist, und durch die sie eine Ellbogenfreiheit erhält, die die deutsche Händlerschaft rettungslos an die Wand drückt.




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [43] - -

NSU

MOTORWAGEN

5-15 PS 8-24 PS 14-40 PS

Hugo Zschille, Hannover

Vertreter der Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.-G.

Ausstellungslokal Celler Str. 156 Werkstatt und Einstellhallen Celler Str. 3

# Auto-Probleme.

Von

**Richard Kochlich.**

Zu Anfang 1923 liefen in Deutschland 126 092 Personen- und Lastwagen, in den Vereinigten Staaten 12 364 377. Deutschland aber war in den Zeiten der Macht und des Reichtums und ist heute in seiner Armut noch immer hauptsächlich das Erzeugungsland des teuren Wagens, das reiche Amerika das Land des billigen Wagens. In den U. S. A. kann man einen Ford bei sofortiger Lieferung gegen wöchentliche Raten von 5 Dollars kaufen, und ein angelernter Arbeiter verdient den Kaufpreis von 380 Dollars in höchstens zwei Monaten, ein deutscher Qualitätsarbeiter, der ja freilich nicht viel mehr hat als ein ganz ungelernter, einen gleichstarken deutschen Wagen in etwa 180 Monaten, wie Herr Oberingenieur Patzig in Bremen auf Grund einer sorgsamen, seit vielen Jahren geführten Statistik festgestellt hat.

In diesen Daten liegt wohl unser autoindustrielles Hauptproblem, von dem viele andere abhängen. Denn wenn uns auch zurzeit die knappe Einfuhrkontingentierung schützt, so werden doch deren Tage gezählt sein, und dann beginnt ein Konkurrenzkampf, der ein reiner Kampf der Leistungen und Organisationen wird und der niemals mit patriotischen Appellen geführt oder gar gewonnen werden kann.

Schon heute droht die amerikanische Gefahr auf Umwegen über Danzig und wohl noch mehr über Dänemark, wo Ford, Chevrolet u. v. a. die Landeshauptstadt zum Zentrum des europäischen Automobilhandels gemacht haben. Des europäischen — denn das kleine Dänemark, das nicht viel mehr Einwohner als Groß-Berlin und wenig über 20 000 registrierte Wagen besitzt, ist nur die Hauptausfallspforte.

Die amerikanische Gefahr ist aber für uns keineswegs die einzige und vielleicht in allernächster Zeit sogar nicht einmal die schärfste. Diese scheint vielmehr von Frankreich zu drohen — weniger wegen der Billigkeit seiner populären Typen, wie z. B. Citroën, sondern wegen seiner furchtbaren Machtstellung im entrechteten Westdeutschland. Die Zahl der französischen Wagen, die allein auf dem letzten Pariser „Salon" durch deutsche Händler aus dem besetzten Gebiete angekauft sein soll, wird auf 3000 angegeben, ungerechnet große Ramschscheinkäufe, die sich der Schätzung entziehen, und viele dieser Wagen sollen — ohne Einfuhrerlaubnis — ins unbesetzte Gebiet verschoben worden sein. Angeblich sollen die unerlaubten Wagen, soweit man ihrer habhaft wurde, konfisziert worden sein; aber selbst, wenn das zutrifft, so bliebe uns immer noch ein furchtbarer und stets wachsender Marktverlust im besetzten Westen, den der Franzose freiwillig niemals räumen wird. Aber darüber hinaus ist ihm auch zuzutrauen, daß er die Weiterverschiebung über die Zone der französischen Bajonette hinaus einfach erzwingt — z. B. durch die Drohung, andernfalls keinen einzigen deutschen Wagen im besetzten Gebiete mehr zu dulden.

Aus diesem Grunde sind alle Schutz- und Kampfmaßregeln, über die sich die Nächstbeteiligten natürlich gar sehr den Kopf zerbrechen, von vornherein illusorisch.

Die französische Automobilindustrie gibt dem deutschen Händler aus dem Westen bequeme Bedingungen: geringe Anzahlung und langfristige Abzahlung, und sie kann das, weil sie das herausgesagte bzw. gestundete Geld von ihrer eigenen Regierung sofort vorgestreckt erhält. Demgegenüber hat unsere eigene Industrie, die ja so wie so über den Weltpreisen verkaufen muß, bei der reinen Fiskalität unserer Finanzbehörde nicht das mindeste Verständnis und Entgegenkommen gefunden. Trotz ihrer eigenen bedrängten Lage hatte sie sich bereit erklärt, nach dem unbesetzten Gebiete mit 10 Prozent Nachlaß zu liefern, wenn das Finanzministerium für diese Ausfuhr auf die unsinnige 15proz. „Luxus"-Besteuerung verzichte. Unsinnig ist diese schon deshalb, weil die eingehenden Steuern, wie alle unsere Kraftfahrzeugsteuern überhaupt, nicht etwa wie in wahrhaft volkswirtschaftlich denkenden Kulturländern produktiv angelegt werden (z. B. wie in Amerika für die Straßenverbesserung), sondern weil sie sich selbst aufzehren und in der Hauptsache zur Ernährung des für ihre Erhebung eigens geschaffenen Beamtenkörpers dienen.

Auf die Dauer aber wird doch wohl nicht die französische, sondern die amerikanische Gefahr die schlimmste werden, und zwar für ganz Europa, das ja entschlossen scheint, den „Untergang des Abendlandes" aus seinem Buchdasein in die Wirklichkeit zu überführen.

Erkannt wurde diese Gefahr schon vor 10 Jahren von vielen Deutschen, aber auch von denkenden Engländern; denn unter dem Patronate des damaligen konservativen Führers Balfour wollten 19 englische Fabriken ein Kapital von 4 Millionen Pfund zeichnen, um einen eigenen populären Typ dem Ford entgegenstellen zu können.

Dabei sind alle die Wagen, die über den Atlantik herüberkommen, doch nur gleichsam Abfallsplitter der amerikanischen Gesamtproduktion, die vor dem Kriege nur 7½ Prozent exportierte, im Kriege etwa das Doppelte, heute aber weniger als vor dem Kriege. Denn es laufen ja, wie schon erwähnt, am heutigen Tage über 13 Millionen Wagen in den U. S. A., fast durchweg selbstgesteuerte billige Wagen; denn es wäre auch ein Kunststück, 13 Millionen — — Chauffeurs nicht bloß aufzutreiben, sondern auch zu besolden. —; in einem Lande, wo keine wissenschaftlich geschulten Marxisten einen Kraftfahrer beschimpfen und mißhandeln, schon deshalb nicht, weil Millionen amerikanische Arbeiter selber ihren Wagen besitzen. . . .

In der Nachkriegszeit hatte uns bis vor kurzem mehr noch als die Einfuhrkontingentierung schon unsere Valuta geschützt, die ja praktisch wie ein Prohibitivzoll wirkte. In diesen Jahren entstanden daher zahlreiche Fabrikneugründungen, namentlich für das Kleinauto und für das Motorrad, die eine wirkliche oder Scheinkonjunktur rasch ausnützen wollten, ohne nach dem Morgen zu fragen.

Heute aber sind alle diese Nebel gefallen. Die Gold- und Rentenmark vereinfacht recht erheblich den Vergleich unserer Preise mit denen des Auslandes, und so konnten wir z. B. auf der letzten Berliner Ausstellung schon sehen, daß ein guter deutscher Wagen von 8 Steuer-PS über zehnmal soviel kostete wie der zehnpferdige fünfsitzige Ford, der zwar natürlich mit jenem qualitativ nicht verglichen werden kann, aber immerhin seine 3—4 Jahre durchdienen mag, wie ja schon ein Blick teils auf die registrierten amerikanischen Wagen und teils auf die Jahresproduktion von etwa 3 Millionen zeigt.

Die Berliner Ausstellung hat uns weiter belehrt, daß wir trotz unserer vielen Kleinautotypen noch lange nicht „das" Kleinauto haben, wie wir es haben müßten, um schon den Inlandsmarkt preiswürdig zu befriedigen. Am ehesten haben wir noch „das" Leichtkraftrad in der Form des D.-K.-W.-Stahlmodells von Rasmussen in Zschopau, das wenig teurer als die besten englischen Typen des konservativen englischen Rohr-Rahmenbaues, dafür ihnen aber nicht bloß in der Rahmen-, sondern auch in der Motorkonstruktion ganz erheblich überlegen ist. Denn hier ist nur England unser gefährlichster Konkurrent, wie es im Wagenbau Amerika (und für uns Deutsche auch speziell Frankreich, zum Teil auch ein wenig Italien) ist.

Beim Motorrade liegen nun die Konstruktions- und Volumenverhältnisse am einfachsten unter allen selbstbeweglichen Fahrzeugen, und dennoch ist der hier angedeutete Weg der einzige, der auch für den Volkswagenbau richtig ist.

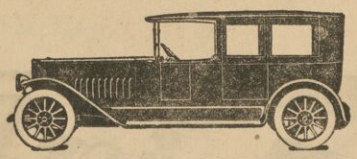
Ford macht seit etwa 12 Jahren einen einzigen Typ, den „T". Dieser ist natürlich in Wahrheit längst überholt, aber er genügt auch heute noch, bis Ford, mit einem einzigen Riesenschritte die Erfahrungen dieser 12 Jahre zusammenfassend, mit einem völlig neuen Typ herauskommt, was wohl in wenigen Jahren geschehen wird. Denn die Riesenserien mit ihren tausenden von Spezialmaschinen können natürlich auf keine Kundenwünsche Rücksicht nehmen (woran wir in Deutschland immer laborliert haben, auch auf vielen anderen Gebieten; ich erinnere nur an die amerikanische Singer-Nähmaschine gegenüber unserem „Typen-Reichtum") — nein: ein Wagen gleicht dem anderen wie ein Ei dem anderen, bis auf die Lackierung, und wems nicht paßt, der kauft eben nicht, oder er kauft und fährt zur Spezial-Fordersatteli-industrie und teuscht sich dort jeden Teil nach Wunsch aus, bis er schließlich einen ganz anderen Wagen hat.

Denn auf dem Gebiete dieser Austauschmöglichkeit — sowohl Ford-Original wie fremde genau passende Aggregate — beruht ja Fords Riesenstärke. Die U. S. A. sind etwa 14mal so groß wie Deutschland vor dem Kriege war, und dennoch muß es schon arg kommen, wenn ein Ford Fahrer unterwegs liegen bleiben muß — weil er in etwa 17 000 Städten und Dörfern der „Staaten" Ersatzlager findet. . . .

Auf den beiden Gebieten der Typisierung und der Normalisierung — außerdem wohl noch in einer weitgehenden Deckung beider Begriffe — dürfte unsere gewaltigste, wenn nicht einzige Waffe liegen, mit der wir uns nicht bloß behaupten, sondern neue Märkte hinzuerringen können.

Friedrich C. Wagener

Tel. N. 3972—73. Grupenstrasse 4. Gegr. 1885

Opel  Wanderer

Automobile — Motorräder — Fahrräder

Residenz-Autohallen

Marktstrasse 46 47.

Größtes und vornehmstes Unternehmen Norddeutschlands. — Einzelboxen.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [44] - -

# Die neuen Komnick Lastkraftwagen

3 t-Schnellastwagen 30 km
4-5 t-Lastwagen mit Anhängern 20 km

**Vorbildlich in Konstruktion — Unerreicht niedrige Betriebskosten**

**Besichtigung erbeten.**

## HUGO ZSCHILLE, Automobilhandlung

**Hannover, Celler Strasse 3 und 156**

Vertreter der Automobilfabrik Komnick A.-G., Elbing.


## Autotechnische Neuerungen.

Ergebnisse des letzten Jahres.

Von

**Siegfried Doerfchlag.**

Die Zeit der sensationellen Neuerfindungen auf dem Gebiete der Kraftfahrzeugtechnik ist vorbei. Kraftwagen und Kraftrad haben eine gewisse Reife erlangt. Immer aber ist der Fahrzeug- und Motorentechniker noch dabei, Verbesserungen zu erfinden und Kraftwagen und Kraftrad vollkommener und im Betrieb ökonomischer zu gestalten. Bis das Autofahren so billig oder noch billiger sein wird, als z. B. die Benutzung der elektrischen Straßenbahn, wird es jedoch noch manches Problem zu lösen geben, und bis die Motorentechnik es so weit gebracht haben wird, daß jedermann sich ohne lange Verbildung in seinen Wagen setzen und durch einen Pedaldruck sein Fahrzeug pannenlos durch die Welt tummeln kann, wird noch viele Erfinder- und technische Versuchsarbeit geleistet werden müssen. Denn wenn wir das „Einsteigen und Losfahren" heute schon in beschränktem Maße beim getriebelosen Maybach-Wagen verwirklicht sehen, so krankt diese ingeniöse Erfindung doch daran, daß sie für wirtschaftlichen Kraftwagenbetrieb bzw. Wagenbeschaffung zu kostspielig ist. Neben der neuen Audi-6-Zylinder-Type ist der Maybachwagen zurzeit der teuerste Wagen auf dem deutschen Markte. Wobei noch zu bemerken ist, daß die deutschen Kraftfahrzeugpreise allgemein weit über dem Weltmarktpreise liegen.

Zu jenen Erfindungen, die eine hervorragende Vervollkommnung des Kraftwagens darstellen, gehört in erster Linie das Sodengetriebe, eine Erfindung des Grafen Soden, das von der Zahnradfabrik, A.-G., in Friedrichshafen, einer Gesellschaftsfirma des Zeppelinkonzerns, hergestellt wird. Immer krankte das Kraftfahren am lästigen Schalten, das gelernt sein wollte und unbequem war, und das auch fahrtechnisch (z. B. in Straßenkrümmungen) Gefahren in sich barg. Durch Einbau des Sodengetriebes wird das Schalten in der schlimmsten Kurve zum Kinderspiel; es erübrigt den Schalthebel innerhalb oder außerhalb des Wagens — daher keine Behinderung der Vordersitze beim Ein- und Aussteigen, wohl aber größte Bequemlichkeit für den Fahrer- und gestattet durch seine Gangwähler-Schaltung Einstellung des gewünschten Ganges zu beliebiger Zeit. Der Gangwechsel erfolgt selbsttätig durch einen Tritt auf das Kupplungspedal. Der Gangwechsel geht leicht und geräuschlos vor sich, erfordert keinerlei Kraftanstrengung und wird niemals zu Beschädigungen der Verzahnung führen.

Vierradbremsen sah man auf der Berliner Automobilausstellung im Oktober 1923 bereits in größerer Zahl. Konstruktiv wichen sie teils recht erheblich voneinander ab. Nicht nur große Wagen wie Audi, Dux, Hansa-Lloyd, Maybach sah man mit Vierradbremsen, sondern auch kleinere Wagen, wie z. B. die 11/40 PS. NAG-Type und den Aga-Sportwagen fanden wir mit Vierradbremsen versehen. Wenn nicht alles täuscht, wird sie im Laufe der nächsten Zeit Verbreitung bei der Mehrzahl deutscher Qualitätsfabrikate finden, denn auch Adler, Steiger u. a. werden Vierradbrems-Wagen nächstens herausbringen.

Zu den brauchbaren und wirklich erwähnenswerten Neuerfindungen gehört fraglos auch das neue Zünd- und Beleuchtungssystem, das die Fahrzeugfabrik Eisenach (Dixi-Werke) schon in den nächsten Wochen in ihren Serienwagen liefern werden. Dies Dixi-System vermeidet den an sich immer noch recht schwierig zu behandelnden Magnetapparat; es besteht kurz darin, daß das Schwungrad des Motors mit permanenten Magneten versehen wird, die in einem ihnen gegenüberliegenden Stator, der Wicklungen trägt, Wechselströme von Mittelfrequenz induzieren, die für die Zündung, Beleuchtung wie Ladung einer Anlasserbatterie Verwendung finden. Es gibt hierbei weder Kontakte noch der Abnutzung unterworfene Teile. Der Strom wird einer ruhenden Wicklung ohne Schleifring oder Kommutator entnommen und findet ohne Umformung für Zündung und Beleuchtung Verwendung. Ein Dixi-Elektrolytgleichrichter speist die Lampen bei Stillstand des Motors durch die Anlasserbatterie.

Die Bemühungen, Karosserien mit geringem Luftwiderstand zu bauen, haben zu ernsthaften technischen Untersuchungen über den Luftwiderstand beim fahrenden Kraftwagen geführt. Nach der Tropfenkarosserie Rumplers war es die Stromlinienkarosserie des in Brunnen am Vierwaldstätter See ansässigen ungarischen Ingenieurs Paul Jaray, die Aufsehen erregte. Ich bekenne mich zu denjenigen, die die Stromlinienwagen auf und um die Berliner Autoausstellung nicht recht ernstgenommen haben. Hieraus hat sich ein Schriftwechsel ergeben, den ich an Stelle eines Für und Wider auszugsweise veröffentlichen möchte. Herr Jaray schreibt mir zur Begleitung von Druckschriften über die Stromlinienkarosserieform, um deren Durcharbeitung er mich bittet:

„. . . ich bin überzeugt davon, daß Ihr Urteil über meine jahrelange, mühsame wissenschaftliche Arbeit dann anders ausfallen dürfte, als es mir nach den Bemerkungen Ihrerseits erscheint. Ich darf hinzufügen, daß die bedeutenden Ersparnisse an Leistung und Betriebsstoff, die wesentliche Erhöhung an Geschwindigkeit und die überraschende Verminderung der Staubaufwirbelung bereits eine große Anzahl von deutschen und ausländischen Firmen dazu bestimmten, einzelne ihrer Typen mit der Stromlinienkarosserie auszustatten, so daß das Publikum, das der Sache zunächst fremd gegenübersteht, sich an diesen technischen Fortschritt wird gewöhnen müssen. Schließlich ist der Inbegriff der idealen Zweckform ja auch bekanntlich identisch mit dem Begriff Schönheit, nur daß die Zweckerfüllung nicht erdacht, sondern bereits vom Unterbewußtsein assimiliert sein muß. Es ist mir also wohl bewußt, daß noch einige Zeit verstreichen wird, ehe diese Formen als selbstverständlich angenommen werden, wenn schon viele Leute dies bereits tun."

In meiner Antwort erwiderte ich Herrn Jaray, daß ich mir des Vorteiles der Stromlinienkarosserie auf die Windschnittigkeit wohl bewußt bin.

„Was die Schönform anbelangt, so möchte ich allerdings unterscheiden a) den dezenten, geschlossenen Stromlinienwagen; b) die offene Stromlinienkarosserie, wie sie z. B. der Gockenbachsche Ley-Wagen aufweist. So nützlich der offene Stromlinienwagen auf den Betriebsstoffverbrauch und die Geschwindigkeit sein mag — Ihrer Behauptung von der Identität der idealen Zweckform und dem Begriff ästhetischer Schönheit scheint er mir zu widersprechen. Aber ich bin überzeugt, daß konstruktiv-erfinderische Fortschritte auch dieser Form das Panzerwagenähnliche nehmen werden. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Prinzip durchaus billige und schätze; ich glaube auch, daß es sich, wenn auch mit Abänderungen und Konzessionen an den Allgemeingeschmack, durchsetzen wird. Die Theorie ist überzeugend, und in der Praxis hat z. B. das Rennen Rund um Belgig einen gewichtigen Beweis erbracht. — Sie glauben, daß nach einiger Zeit sich die Leute an die Form gewöhnt haben werden. Stimmt. Ich glaube aber auch, daß die heute gezeigte Form noch nicht die Endform des Stromlinienkarosserieprinzips darstellen wird und glaube also, daß sich in absehbarer Zeit Konstrukteur und Publikumsgeschmack auf mittlerer Basis finden werden."

Außerordentlich bedeutsam ist, zunächst für den Lastkraftwagenbetrieb, die in steigendem Maße sich einbürgernde Einführung des Verbrauchs von Schweröl (Rohöl) als Betriebsstoff. Das Problem des Schwerölbetriebs durch Anordnung von zwei Vergasern kann als gelöst betrachtet werden. Aus wirtschaftlicher Not gebar gerade die deutsche Fahrzeugindustrie hier diesen wichtigen Fortschritt. Hansa Lloyd lieferte schon auf der vorjährigen Reichsfahrt den Beweis der absoluten Brauchbarkeit des Schweröls als Betriebsstoff, hielt doch der Hansa-Lloyd-Schnellastwagen als Begleitwagen das Tempo der Kolonne vorbildlich mit. Heute nun ist der Schwerölbetrieb schon Allgemeingut geworden, und namhafte Werke wie Vomag, Magirus, die N. A. G., Hansa-Lloyd und andere weitereifern mit Vorzügen von Konstruktionseinzelheiten.

Auch im Kleinwagenbau des sparsamen betriebssicheren kleinen Personenwagen sind wir um ein gutes Stück vorwärts gekommen. Neben manchen jungen Fabrikaten, die sich noch im Stadium technischer Versuche befinden, haben deutsche Kleinwagen ihre hohe Klasse und Ueberlegenheit gegenüber vielbesungenen Auslandsfabrikaten einwandfrei erwiesen. War der Sieg der drei 5-Steuer-PS-NSU-Wagen bei den Avusrennen 1923 ein nationaler, so war die von allen drei Wagen herausgefahrene Zeit doch so hervorragend, daß niemals Kleinwagen anderer Länder bessere Zeiten erzielt haben. Aga hat einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß Aga-Wagen im Internationalen Klausenpaßrennen in der Schweiz u. a. die renommiertesten italienischen und französischen Wagen gleicher Stärke schlugen, und in der Alpinischen Zuverlässigkeitsfahrt selbst Auslandswagen bis zu 10-Steuer-PS glatt abhängten. Daß ein deutscher Aga-Wagen hier gegen internationale Konkurrenz den 1. Preis für geringsten Betriebsstoffverbrauch erhielt, sei besonders hervorgehoben, weil damit bewiesen ist, daß technischer Fortschritt der deutschen Automobilindustrie im Jahre 1923 es nicht nur vollbracht hat, den schnellsten und zuverlässigsten Kleinwagen zu schaffen, sondern auch den sparsamsten.


# Adler-Automobile

6|22 - 9|30 — 12|40 - 18|60 PS

sind unerreicht

Gesamt-Erfolge 1923: 28 erste, 17 zweite, 13 dritte Preise

**Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G. Filiale Hannover**

Georgstr. 34 — Fernsprecher Nord 1950-51

Reparatur-Werkstatt für alle Systeme



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [45] - -

# Schalten und Walten.

Ein Beitrag zur Psychologie des Autofahrens.

Während man die Geschwindigkeit einer Dampfmaschine durch einfache Hebelbetätigung ganz nach Belieben zu verändern vermag, indem man den Zylindern mehr oder weniger Dampf zuführt, während man beim Elektromobil den Schnelligkeitswechsel durch Einschalten von Widerständen ebenfalls ganz nach Ermessen regeln kann, besitzt der Explosionsmotor diese anpassende, gute Eigenschaft nicht. Er bedarf daher eines Zwischenaggregates, durch das die konstante, höchste Umdrehungsgeschwindigkeit des Motors zu den jeweiligen Schnelligkeitsbedürfnissen des Wagens in Verhältnis gebracht wird. Hierzu dient das Wechselgetriebe, ein nach technischem Empfinden brutales Konstruktionselement.

Als der alte Maybach um das Jahr 1900 herum das kühne Wagnis unternahm, in Bewegung befindliche Räder gegen einander einzuschalten, schuf er das Automobilgetriebe, wie es eigentlich bis auf den heutigen Tag nach Anwendung findet. Die einzig bemerkenswerte Verbesserung war die Einführung der direkt geschalteten, höchsten Gangstufe durch Renault im Jahre 1904 (prise directe), sonst aber war es still in den Konstruktionsstuben wie auf den Probierständen, und selbst die technische Literatur hat das Getriebe stets stiefmütterlich behandelt. Es will scheinen, als ob ein unbedingtes Bedürfnis für seine weitere Durchbildung nicht vorlag, denn es gehörte zu denjenigen Teilen des Automobiles, mit denen man die wenigsten Anstände hatte. So blieb es, wie es von Anfang an war. Konstrukteure und Fahrer fanden sich mit ihm ab trotz aller Unbequemlichkeiten, die das Einschalten der verschiedenen, wahlweise in Eingriff zu bringenden Zahnradübersetzungen begleitete. Dies geschah und geschieht auch heute noch fast ausnahmslos dadurch, daß Zahnräder auf genuteten Wellen verschoben und dadurch mit ihren Gegenrädern in oder außer Eingriff gebracht werden. Das Erlernen des Schaltens macht den Neuling recht große Schwierigkeiten, und das ist begreiflich, wenn man bedenkt, wieviel verschiedene Bewegungen nicht allereinfachster Art vorzunehmen sind, die sich sämtlich auf einen ganz engen Zeitraum zusammendrängen. Der eine Fuß hat den Beschleuniger loszulassen, der andere das Kupplungspedal herunterzudrücken, gleichzeitig verläßt die Hand das Steuerrad und ergreift den Schalthebel. Bei einem vierstufigen Getriebe erfordert der Uebergang vom ersten oder zweiten zum dritten oder vierten Gang und umgekehrt, eine doppelte Bewegung in zwei Bewegungsebenen, denn der Hebel muß zunächst parallel seiner Drehachse verschoben oder geschwenkt werden und kann dann erst in die gewünschte Schaltstellung geführt werden. Gar nicht berücksichtigt ist hierbei die Behandlung des zweimaligen Loslassens der Kupplung, die mancher überhaupt niemals begreift. Die Kunst des Automobilfahrens ist daher zum großen Teil eine Frage der Schaltbeherrschung, die allerdings bei einem richtig ausgeführten Schaltwerk, vor allem wenn die Kupplungswelle kein zu großes Schwungmoment besitzt, allmählich zu einer Reflextätigkeit wird. Bis der Fahrer jedoch dahin kommt, bedarf es einer ständigen Uebung und auch einer gewissen Gewandtheit. Die Wirkung des unruhigen und mangelhaften Schaltens zeigt sich neben einem übermäßigen Gummiverschleiß besonders in der starken Abnutzung der Stirnflächen an den verschiedenen Rädern, so daß an manchen, längere Zeit in Benutzung gewesenen Getrieben die Zahnbreite sich auf die Hälfte der ursprünglichen Größe verringert.

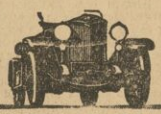
Nach allem, was hier über das Schalten gesagt worden ist, scheint eine Verbesserung der bisherigen Vorrichtungen und besonders eine einfachere und bequemere Bedienung doch des Nachdenkens ingeniöser Köpfe wert. Sieht man von den nur vereinzelt und vorübergehend aufgetretenen elektrischen und hydraulischen Kraftübertragungen ab, die den zuerst begangenen Weg des Zahnradeingriffes völlig verlassen, so ist es eine Konstruktion, die die Aufmerksamkeit der automobilistisch eingestellten Fabrikanten und mehr noch der Verbraucherkreise bereits seit dem Jahre 1919 in Spannung hält. Es ist dies die Getriebeschaltung des Grafen von Soden, der zu dem alten Stamm treuer und erfolgreicher Mitarbeiter des Grafen Zeppelin rechnet. Als technischer Direktor der Zahnradfabrik A.-G., die sich als selbständiges Glied in die Friedrichshafener Firmen des Zeppelin-Konzerns (Luftschiffbau-Zeppelin — Aluminium-Gießerei — Dornier-Flugzeugbau — Maybach-Motoren und Fahrzeug — Zahnradfabrik) einreiht, hat Soden das Studium des Zahnrades und des Getriebebaues zu seiner Hauptaufgabe gemacht. Die Zahnradfabrik wurde im Laufe des Krieges errichtet, um in erster Linie die Bedürfnisse vorbenannter Fabriken zu decken, soweit sie diese Konstruktionsteile benötigen.

Wie verläuft nun der Schaltvorgang beim Sodengetriebe im Gegensatz zu den eingangs geschilderten Umständlichkeiten nach dem alten System? Der Fahrer hat bereits unabhängig von dem eigentlichen, automatischen Schalten den gewünschten Gang vorbereitet. Ist beispielsweise der vierte Gang im Eingriff, so wird der Hebel gewöhnlich bereits auf den dritten Gang eingestellt sein. Kommt der Moment des Umschaltens, so läßt der Fahrer den Accelerator los, tritt das Kupplungspedal durch und betätigt von neuem den Beschleuniger. Also die einfachste Sache, die man sich denken kann und die keiner Uebung oder Veranlagung bedarf. Da der Gangwechsel selbst durch das Einstellen des kleinen, ohne jede Kraftanstrengung zu betätigenden Hebels am Gangwähler noch nicht eintritt, so kann die Voreinstellung auch jederzeit wieder rückgängig gemacht oder auf einen anderen Gang geändert werden. Wer die Eigenarten seines Wagens kennt, wird bald daran gewöhnt sein, von dem Geschwindigkeitsmesser den Zeitpunkt abzulesen, der einen Geschwindigkeitswechsel — sagen wir auf den dritten Gang — erforderlich macht. Hierzu gehört keine besondere Entschlußfassung, die früher immer notwendig war, denn auch der geübte Fahrer schaltet bekanntlich nicht gern, wenn er es vermeiden kann und der bequeme Herr am Steuer zieht es gar zu oft vor, seinen Motor bis zum äußersten auszupumpen, bevor er die Mehrzahl der verschiedenen, fast gleichzeitig auszuführenden Bewegungen mit dem Fußpedal und dem Schalthebel des normalen Getriebes vollführt. Der Sodenmann dagegen tritt auf das Fußpedal auch in schwierigsten und gefährlichsten Lagen mit absoluter Ruhe, ohne die Hand vom Steuer zu nehmen. Er „schaltet" mechanisch und „waltet" dabei in freier Willensbestimmung und unabhängig von der manuellen Betätigung, wie es ihm die sonstigen Pflichten des verantwortlichen Wagenlenkers auferlegen.

W. K.


Continental-Reifen

PROTOS AUTOS



Fernspr.: N. 8260—63 Verkaufsstelle Hannover: Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H., Abteilung Protos-Automobile Aegidientorplatz 4

Reparaturwerkstatt für alle Fabrikate Osterstrasse 65

Luxus-Sport-Gebrauchscarosserien Qualitäts-Leistung Carosseriewerk Jacobi Hannover.

Rofa-Schreibmaschine

Normaltastatur, Sichtschrift, 3 Jahre Garant.

240 Goldmark

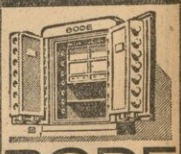
in sechs Monatsraten

Unverbindliche Vorführung durch den Generalvertreter

Walter Riebsch, Georgstr. 16, Parnr. West 0171

Goldene Glashütter Uhren

Uhrmacher Steilmann



BODE

Geldschrankfabriken A.-G.

HANNOVER

Geldschränke

Fabrik: Engelbostelerdamm 68/73

Ausstellung: Georgspassage



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [46] - -

# M A N -

MASCHINENFABRIK AUGSBURG-NÜRNBERG AG.

## MOTORPFLUG!

Erste Referenzen!

## NEU AUFGENOMMEN!

Wir beehren uns mitzuteilen, dass wir als Generalvertreter der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg nunmehr auch den Verkauf der bewährten

**M A N - Motorpflüge**

übernommen haben und bitten verehrliche Interessenten, sich vertrauensvoll an uns wenden zu wollen.

**Mässige Preise!** Sorgsame Bedienung durch Fachpersonal! **Kulante Zahlungsbedingungen!**

**Autohaus Hentschel m b. H. Hannover** Nikolaistr. 44 Fernruf Nord 9213 14

Angebote und Probepflügen bereitwilligst


## Neuzeitliche Abkochanlagen

für die Kraftfahrzeugindustrie.

Von

**Fritz Toepel.**

In der gegenwärtigen Zeit des unumgänglich notwendigen Wiederaufbaus, einer Zeit, wo Sparsamkeit an Rohstoffen und Löhnen vornehmste Pflicht ist, muß jeder Betrieb seine Arbeitsweise wirtschaftlich richtig einteilen. Unsere deutschen Erzeugnisse, sich auf leistungsfähige Betriebswerkzeuge stützend, sind ohne zeitgemäße Kraftfahrzeuge mit ihren verschiedenen Bestimmungsarten kaum denkbar. Die große Ausdehnung der Verwendungsmöglichkeit des Motors zeigt nicht allein zur Personen- und Lastenbeförderung, sondern auch als Arbeits- und Zugmaschine deutlich weitgehendste Ausnutzung dieser Fahrzeuge zum Verkehrs- und Arbeitsmittel. Daß täglich gebrauchte Omnibusse, Schlepper, Last- und Personenwagen vor der Ausbesserung gründlicher Reinigung bedürfen, ferner innerhalb festgelegter Zeitgrenzen nachgesehen werden müssen, ist selbstverständlich; denn sind Fahrten oder Arbeiten beendet, bilden stets Kot, Oelspritzer und Staub harte Krusten, die der Arbeiter, dem die Säuberung obliegt, bisher nur mittels eines leichten Hammers oder Schabers ablösen konnte, um später mit Wasser oder Waschbenzol nachzuspülen.

Abgesehen davon, daß jene Arbeit viel unnütze Zeit vergeudet, dazu die Reinigung unvollkommen ausfällt, beeinträchtigt sie vor allem die Gesundheit des Mannes, der oft liegend oder stehend die Tätigkeit auszuführen hat.

Die nachfolgend patentierte Abkochweise, ein Gebiet, auf dem die Hanomag (Hannov. Maschinenbau-A.-G.) seit Jahren führend arbeitet, setzt selbst kleine Risse und Anbrüche, die ehedem meist durch Schabstriche unkenntlich wurden.

Auf vorteilhafterer Grundlage beruht das Abkochen: Geeignete Behälter, an Größe nach dem Einsatzgut und den räumlichen Erfordernissen verschieden, werden mit zweckentsprechender Lauge gefüllt und letztere auf Siedehitze erwärmt. Dazu stehen zwei Wege offen. Entweder besorgt eine dicht über den Boden des Kochbottichs liegende Heizschlange die Erhitzung oder eine vorzugsweise zur kräftigen Wallung und Spülwirkung dienende Dampfeinspritzdüse. Da jedoch Düsendampf die Lauge verdünnt, ist der Apparat bei Vorhandensein der Heizschlange nur zum schnelleren Ankochen und zur Spülung gegen Ende des Kochvorganges anzustellen.

Mehrere Träger nehmen das Einsatzgut auf, um die darunterliegende Heizschlange vor Beschädigung zu schützen. Träger und Schlange können von einem Hebezeug zur Säuberung des Kochbottichs nach längerem Gebrauch herausgehoben werden. Der abgelöste Schmutz gleitet auf dem geneigten Boden nach einem Schlammsacke und wird dort abgelassen.

Ein Deckel verschließt dicht den Kochbehälter und verhindert die Schwadenabströmung in den Arbeitsraum. Den Schwaden leitet man aus dem Kochbottich ab. Den Bottichgrößen entsprechend, werden die Deckel auf Rollen und Rollbahnen laufend oder als Kippdeckel mit Gegengewicht ausgeführt.

Besonders günstig für die Wirtschaftlichkeit der Abkocherei ist die Oelrückgewinnungsanlage. Sind Maschinenteile ausgebaut, wie beispielsweise Motorgehäuse, Getriebe, Hinterradachsen und Ketten, wird zuvor möglichst Oel und Fett abgestreift. Ausnahmslos bleibt aber eine gewisse Menge zurück, die um so mehr anwächst, als dickflüssiger, vielleicht auch steifer das Schmiermittel gewählt ist, ferner bei welcher Außentemperatur diese Arbeiten vorgenommen werden.

Im Innern eines geschlossenen Sammelbehälters, dem Oelsammler, befindet sich seitlich angebracht eine Heizschlange. Den Erfordernissen entsprechend, erzeugt sie mehr oder weniger Wärme, um ausgiebigste Oelrückgewinnung zu gewährleisten. Der abtropfende Fettstoff rinnt auf geneigtem Boden durch ein Sieb, wird von Haar- und Unreinlichkeiten befreit und aus einem Ablaßhahn entnommen. Soll weitere Reinigung stattfinden, werden eine Oelzentrifuge und ein Oelfilter eingeschaltet, die beide die Beschaffenheit des Oeles wesentlich verbessern.

Die Dauer der Kochzeit ist von der Laugenzusammensetzung abhängig. Als Reinigungsmittel kommen verschiedene Laugen und chemische Stoffe in Frage.

Nach dem Kochen wird die gebrauchte, aber wieder verwendbare Lauge mit Hilfe einer Kreiselpumpe in den sonst leerstehenden Abspritzbottich geleitet. Durch Umstellung eines Vierweghahnes an der Laugenpumpe wechselt die Förderrichtung: der Kochbottich entnimmt wieder dem Abspritzbottich die Lauge. Diese Einrichtung sorgt für beste Ausnutzung der Abkocherei; denn es lassen sich auch Arbeiten an den Behältern ohne wesentlichen Laugenverlust ausführen. Geeignete Schaltung der Kreiselpumpe ermöglicht weiter kräftige Rührwirkung der Lauge im Kochbottich.

Wenn sich baulicher oder betriebstechnischer Gründe wegen ortsfeste Anlagen nicht lohnen, finden auf Hartgußrädern fahrbare Kochbottiche Anwendung.

Hat der Betrieb keinen Heizdampf, empfehlen sich Kochbottiche mit eigener Heizung. Das Heizen geschieht mittels fester oder flüssiger Brennstoffe.

Obige Ausführungen zeigen, wie ich eine vollständige Abkochanlage nebst Zubehör für die Kraftfahrzeug-Industrie über aus nutzbringend, außerordentlich wirtschaftlich für ein Unternehmen aufbaut. Diese Anlagen fordern heutigentags berechtigtes Vorhandensein, sollten nicht als überflüssig angesehen werden, da stets nur geringstmöglichster Aufwand an Zeit und Geld bei allen Reinigungsarbeiten Beachtung finden muß.


# BENZ • AGA

**Die Weltmarke!**

Personen-Wagen: 10/30 PS, 16/50 PS., 6 Zyl.
Nutzwagen aller Art

**Der kleine Gebrauchswagen!**

6/20 PS. als Phaeton, Limusine, Lieferungs-Wagen. Unübertroffen in Leistung u. Güte

**sofort lieferbar zu angemessenen Preisen!**

**Gelegenheitskäufe:**

14/30 PS. Benz-Landaulett, fast neu — 18/45 PS. Benz, abn. Limusine — 6/20 PS. Aga-Phaeton
Preise auf Anfrage! ——— Besichtigung erbeten!

**Autohalle** Herrenstrasse 14 Fernruf: Nord 3766/67

**Ingenieur Ernst Kleinrath Hannover**

Artilleriestrasse 29 Fernruf: Nord 3766/67



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [47] - -

Kohlen

Koks

# Klapprott & Voges

Kohlengrosshandlung und Kleinverkauf

Gegründet 1869.

**Hauptkontor und Lager: Hannover-Linden, Limmerstr. 2**

Fernsprecher Nord 109 und Nord 2109.

**Nebenkontor: Hannover, Gr. Aegidienstr. 4.**

Fernsprecher Nord 144.

Brikетts

Sorgfältigste Belieferung in allen Sorten aus nur ersten Zechen.

Holz u. Torf

# Eisenschmidt Akt.-Ges.

Zentralverwaltung Holzminden

Filiale: Hannover, Schillerstrasse 32 II.

Telefon Nord 210

*

Spezialität: Stabeisen, Bleche, Transmissionsteile, blanke Wellen, Riemenscheiben, Oele, Fette.

# J. E. NAEHER A.-G., CHEMNITZ

Fernsprecher 146 Beckerstrasse 31 Gegründet 1864

Spezialfabrik für Pumpen

liefert

**Pumpen aller Art in anerkannter Qualitäts-Ausführung**

Eigene Eisen- und Metall-Gießerei



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [48] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

# Die Pflugschar

Landwirtschaftliche Beilage zum Hannoverschen Kurier.

## Landwirtschaft und deutsche Zukunft.

Von

Freiherrn v. Hammerstein-Steinhorst,
Direktor des Hannoverschen Landbundes.

Die Landwirtschaft, die natürliche Grundlage der gesamten deutschen Wirtschaft, steht unmittelbar vor der Einschränkung ihrer Produktion. Unter bestimmten Voraussetzungen kann sie noch in die Lage gesetzt werden, durch Produktionssteigerung den gesamten Ernährungsbedarf des deutschen Volkes zu decken und damit dessen Lebensfähigkeit, die erste Vorbedingung für Freiheit und Wiederaufbau, sicherzustellen. Der Landwirt will ein starkes, arbeitsames und innerlich friedliches deutsches Vaterland. Dem Landwirt, insbesondere dem bei uns in Niedersachsen vorwiegenden Bauern, sind Parteiwesen und Parlamentarismus mit ihren zersetzenden Wirkungen wesensfremd. Ihm geht Vaterland über Partei. Er läßt sich in seiner Opferfreudigkeit für die Befreiung vom Joch des Versailler Friedens, in seiner Liebe zur deutschen und zur engeren Heimat und in seiner Arbeitsfreudigkeit von keinem anderen Stande übertreffen. Die Gesundung Deutschlands vornehmlich auf der Landwirtschaft aufzubauen, ist hiernach das Gegebene, das letzte Mittel.

Das will aber nicht der Marxismus und seine Parteipolitik. Dessen Anhänger und deren Hörige haben alle Vorbereitungen getroffen, als letztes auch die Landwirtschaft zum Erliegen zu bringen. Die Erdrosselung der landwirtschaftlichen Produktion ist planmäßig in die Wege geleitet. Die Mahnungen der Landwirtschaft fanden taube Ohren. Das letzte Fundament Deutschlands soll aus parteipolitischen Gründen zerschlagen werden.

Die steuerliche Belastung der Landwirtschaft ist bereits eine derartige, daß die Erlöse für die diesjährige Ernte zum größten Teil, in vielen Fällen bereits ganz durch Steuerbezahlung aufgebraucht sind, statt in erster Linie der Betriebsführung bis zur nächsten Ernte zu dienen. Bei dieser werden die Folgen in erschreckender Weise für die Allgemeinheit zur Auswirkung kommen, falls nicht umgehend die Steuerpolitik grundlegend geändert wird. Zunächst wirkt sich dies aus bei der großen Zahl der kleinen Landwirte auf den Geestböden, die vielfach kein Bankkonto haben und abseits der größeren und kleinen Handelszentren eine kaufmännische Konjunkturausnutzung nicht kennen. Sie haben anfangen müssen, ihren Viehbestand zur Steuerbezahlung anzugreifen, ohne bisher den Bedarf an Kunstdünger decken zu können. Da es für jeden Betrieb einen Normalbestand an Vieh gibt, der abhängig ist von Größe und Art der Wirtschaft, dem Bedarf an Viehdung und den vorhandenen Wiesen und Weiden, ist es klar, daß eine Verringerung des Viehstapels unter das normale Maß hinaus sich auf die Produktion auswirken muß. Und dabei stehen wir erst in den Anfängen der Steuerbezahlung in Festmark! Der niedrige Stand des Roggenpreises Mitte Dezember 1923 ist ein Beweis, daß zur Steuerzahlung Getreide über den normalen Bedarf hinaus zum Schleuderpreise eiligst verkauft werden mußte. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß Reich und Staat die Höhe der Steuern auf Kosten der Wirtschaft nach dem Bedarf bestimmen, den sie haben, um beispielsweise ihre viel zu vielen Parlamentarier und nicht vorgebildeten Beamten zu bezahlen, statt ihren Etat abhängig zu machen von den unter Erhaltung der Wirtschaft tragbaren Einkünften, d. h. statt sich nach der Decke zu strecken.

Die produktionshemmende Wirkung jeder Zwangswirtschaft (Getreideumlage, Zuckerzwangswirtschaft, Höchstpreise) sei als allgemein bekannt nur erwähnt.

Auf die Zerschlagung der Landwirtschaft gehen auch die sozialistischen Enteignungspläne Koenen, Höft, Müller-Franken, Damaschke usw. aus, die in ihrer Folge alle auf die Enteignung des Grund und Bodens mit dem Endziel phantastischer Wirtschaftsmethoden hinauslaufen. Die energische Förderung der seit über 100 Jahren planmäßig betriebenen Kolonisation in Hannover, der Urbarmachung von Heidestrecken zu Acker und Wald, der Entwässerung der großen Moorflächen zu ihrer Besiedlung, die vielen Arbeitslosen Arbeit und damit Brot schaffen mögen, finden jede Unterstützung der Landwirtschaft. Die Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz ist in Niedersachsen gerade auch in bezug auf die Volksernährung, um die es sich doch handelt, anerkannt gesund. Einen Bevölkerungsüberschuß hat es in Deutschland immer gegeben. Nach Eroberung Englands durch die Sachsen und Angeln kamen die Auswanderungen in die baltischen Provinzen, nach Südrußland, Polen, Amerika, bis die aufsteigende Industrie ihre Anziehungskraft ausübte. Derartige Ventile sind der deutschen Uebervölkerung zurzeit verschlossen. Eine Zerschlagung des Landbesitzes kann diesem Mangel nicht abhelfen, und eine derartige Umstellung kann niemals erreichen, worauf es jetzt allein ankommt: Steigerung der Produktion. Nachdem die Maßnahmen der Revolutionsgrößen statt zu Friede, Freiheit und Brot zur Gewaltpolitik Frankreichs und zu Arbeitslosigkeit und Hunger geführt haben, wird auch ein neues sozialistisches Schlagwort „Land dem Volke" dies nicht beheben. Derartige radikale Bestrebungen werden nicht nur in den Städten manche Köpfe verwirren, sondern auch den Neid und die Habsucht mancher Kleinpächter und Landarbeiter kitzeln und die vorübergehend zu sozialdemokratischen Wählern machen, ihre Durchführung wird aber daran scheitern, daß die Einsicht ihrer die Produktion völlig zersetzenden Wirkung schließlich durchdringen muß. Dazu kommt der ländliche Eigentumsbegriff. Nicht nur beim alteingesessenen Adel, sondern in sehr viel größerer Zahl beim niedersächsischen Bauern ist der Hof seit vielen Jahrhunderten im eigenen Familienbesitz; in einzelnen Fällen läßt sich dies urkundlich nachweisen bis in die Zeiten der Billungen und der Langobarden. Daher glaube niemand, daß sich unser niedersächsischer Bauer sein Land zerschlagen läßt, der von jeder Eiche auf seinem Hofe weiß, welcher seiner Vorfahren sie gepflanzt und gepflegt hat, und der in treuen Händen die alte Familienbibel verwahrt, die seit Jahrhunderten seine Vorfahren und jetzt ihn die zehn Gebote lehrte.

Seit der Revolution, ganz besonders aber im letzten Jahre, sind die Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse hinter den Preisen für die Betriebsmittel der Landwirtschaft beträchtlich zurückgeblieben. An den Preisen der Vorkriegszeit gemessen erfordert die Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes heute mehr als das Doppelte, während die Einnahmen um mehr als 50 Proz. unter dem Friedensniveau liegen. (Vgl. die Preise für Geräte, Maschinen, Eisen, Kohle und Düngemittel zu denen für Getreide, Kartoffeln und Vieh.) Das ist für die Dauer ein unhaltbarer Zustand. Die Landwirtschaft hat trotz alledem bisher ihre Pflicht getan, nun störe man sie nicht in ihrer Schaffensfreudigkeit, namentlich nicht durch willkürliche untragbare Steuern und durch Antastung des Eigentumsrechtes.

Die Mehrheit der Marxisten und ihrer Hörigen hat es dahin gebracht, daß Deutschland mit Schnellzugsgeschwindigkeit auf ein totes Gleis gekommen ist. Vor uns steht der Prellbock, der Untergang. Zunächst heißt es bremsen, anhalten. Die jetzige Regierung scheint es zu wollen. Ehe wir aber wieder auf dem Hauptgleis sind und alle Volkskräfte gemeinsam zu voller Fahrt vorwärts zu einer neuen Blüte Deutschlands einsetzen können, wird es erst heißen müssen: Zurück, herunter vom Marxismus! Hierum wird es bei den nächsten Wahlen gehen.

Die deutsche Landwirtschaft ist sich klar bewußt, daß ihre Gesunderhaltung die erste Grundbedingung für die Erhaltung die Befreiung und schließlich den Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes ist. Sie ist bereit, für einen sparsamen, zielbewußten Staatshaushalt alle steuerlichen Lasten zu tragen bis an die Grenze, innerhalb der in jedem einzelnen Betriebe die Erhaltung und Steigerung der gewohnten Produktion noch möglich ist. Das Landvolk kennt seine ureigenste Bestimmung, die Ernährung des deutschen Volkes, und wird, wenn es sein muß, kämpfen für ihre Erfüllung. Ihre führende Organisation hierbei ist der Landbund.

---

Seelbach, Oberlahnkreis, 1. Januar 1924.

Fünfundsiebenzig Jahre — ein Stück deutscher Geschichte zieht an unserem Auge vorüber — Dreiviertel Jahrhundert — eine Heißspanne, in der der Traum der Deutschen von Reich und Kaiserkrone erfüllet ward und dann auf der Höhe der Macht die Tragödie einsetzte, so erschütternd, wie sie kaum die Weltgeschichte zu verzeichnen vermag.

In diesen letzten Jahren, in denen so manches wankte, was vordem unerschütterlich und fest schien, war der „Hannoversche Kurier" ein Verkünder deutschen Glaubens und deutschen Wollens, verband er mit der dankbaren Erinnerung an des Reiches Größe und Macht den Willen zum neuen Gestalten in der dem Deutschen eigenen Form. Die deutsche Wirtschaft hat im „Hannoverschen Kurier" stets einen warmen Vertreter ihrer berechtigten Interessen gefunden. An dieser Stelle sei besonders gedankt für sein ehrliches Bemühen, eine Verständigung zwischen Stadt und Land herbeizuführen, insbesondere in den kritischen Zeiten, da wachsenden Produktionskosten mit verringertem Lebensmittelangebot auf der einen Seite ständig sinkende Kaufkraft auf der anderen Seite gegenüberstand. Von Wert war es für die Landwirtschaft, daß entgegen der systematischen Wühlarbeit gegen sie hier ein Organ sich ihr zur Seite stellte, das mitbemüht war, die tatsächlichen Gründe dieser Spannungen aufzudecken. Die Landwirtschaft hat ein geradezu vitales Interesse daran, über ihre Fachpresse hinaus wie über den Rahmen ihrer eigenen Berufsangehörigen durch die Tagespresse zur städtischen Bevölkerung unmittelbar sprechen zu können. In dem schweren Existenzkampf, den heute die Tagespresse führt, wird es Aufgabe der Landwirtschaft sein, diese überall dort zu unterstützen, wo die Garantien für die Propagierung einer sachlichen, dem Einfluß der Parteipolitik entzogenen Wirtschaftspolitik gegeben sind.

Trotz vieler deutschen Nöte wird die Lebensmittelfrage die brennendste auch in der Zukunft bleiben. Die Verhandlungen der letzten Tage um die im Ausland aufzunehmende Lebensmittelanleihe dürften genügend Veranlassung dafür sein, die deutsche Landwirtschaft möglichst zur alleinigen Trägerin der Volksernährung zu machen.

Dafür Verständnis zu erwecken in allen Kreisen ist Aufgabe der Tagespresse. Sie wird auch die Landwirtschaft in dem parlamentarischen Kampf um Beseitigung der Hindernisse, die einer Produktionssteigerung im Wege stehen, unterstützen müssen.

Die Zahl der zu lösenden Probleme der nächsten Jahre ist groß. Dem „Hannoverschen Kurier", der an seinem Teil mit daran arbeiten wird, ein herzhaftes „Glück auf"!

Vorsitzender des Reichslandbundes
**Hepp,**
Mitglied des Reichstages.

---

Kleinwanzleben, 1. Januar 1924.

Zum 75jährigen Jubiläum des „Hannoverschen Kuriers" gestatte ich mir, meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen.

Ich kann nur wünschen, daß es dem „Hannoverschen Kurier" gelingen möge, seine hohen Aufgaben im Interesse des Volkes, der Ethik und der Wirtschaft ebenso zu erfüllen, wie in der Vergangenheit.

Die Bedeutung der Presse wird in Zukunft noch größer sein, wie in früheren Jahren. Wir brauchen eine gewisse Umstellung der Mentalität des Volkes, und die große Aufgabe der Presse ist es, dabei mitzuwirken. Der „Hannoversche Kurier" mit seiner hohen Auffassung der Pflicht wird dabei einer der wichtigsten Faktoren Mitteldeutschlands sein.

**Dr. Erich Rabbethge,**
Kommerzienrat.

Automobile

Dürkopp
Der Reichssiegerwagen
1922 u. 1923

Personen-, Lieferungs-, Lastwagen und Anhänger
Motorpflügen — Motorräder
Ständig grosses Lager in neuen und gebrauchten gut durchreparierten Fahrzeugen.

M. A. N.
Der Lastkraftwagen

Erstklassige Reparaturwerkstätten
für alle Fabrikate

Autohaus Hentschel
Auto- und Zubehör-Großhandlung

Hannover,
Nikolaistrasse 44
Telefon 9213 u. 9214.

Angebote für Probefahrten
bereitwilligst.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [49] - -

# Innere Kolonisation.

Von

**Dr. August Skalweit,**

o. Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Kiel.

Gleich nach dem Kriege, ja schon vor seiner Beendigung, war die innere Kolonisation populär geworden. Die Massen, innerlich aufgewühlt durch das Ungeheure des Kriegsereignisses, erfaßte mit der Sehnsucht nach dem heimatlichen Herde, von dem sie jahrelang getrennt waren, die Sehnsucht nach dem Glück der eigenen Scholle. Der Aushungerungskrieg, der einem jeden die Vorteile eigener Lebensmittelerzeugung unmittelbar vor Augen führte, tat das seine, um den Wunsch nach eigenem Landbesitz zu stärken. Die von dem Bund der Bodenreformer bis in die Schützengräben für seine Ziele getragene Agitation fiel daher auf fruchtbaren Boden. Man erweckte in den schwer leidenden Frontkriegern die Hoffnung auf eine Heimstätte bei ihrer Rückkehr. Das Kapitalabfindungsgesetz vom 3. Juli 1916, das den Kriegsbeschädigten und den Kriegerwitwen die Möglichkeit gab, einen Teil der ihnen zustehenden Rente zu kapitalisieren, um damit Grundbesitz zu erwerben, schien der erste Schritt zur Verwirklichung dieser Hoffnung zu sein. Als dann infolge der Revolution der Zusammenbruch kam und die entsetzlichen Leiden des Rückzuges begannen, versprachen sowohl der sozialistische Staatssekretär des Reichsarbeitsamts, Bauer, als auch der Feldmarschall v. Hindenburg Land als Belohnung für die Deckung des Rückzuges. „Mit einer Todesverachtung und einem Opfermut," hieß es in einem Aufruf des Feldmarschalls an die Truppen, „wie die Welt sie bisher nicht gekannt hat, habt ihr 50 Monate hindurch eure Pflicht, die heimatliche Erde zu schützen, erfüllt, jetzt will die dankbare Heimat euch zu freien Herren auf deutschem Grund und Boden machen!"

Inzwischen hatten bereits die ersten Beratungen zum Erlaß eines Reichssiedlungsgesetzes begonnen, das am 29. Januar 1919 zunächst als Verordnung und am 11. August des gleichen Jahres als Gesetz herauskam. Die innere Kolonisation wurde zur Reichssache erhoben und ihr ein Wirkungsradius verliehen, wie ihn größer auch die kühnsten Erwartungen der Kolonisationsfreunde nicht erhoffen konnten. In vollem Umfange zur Ausführung gebracht, würde es das am tiefsten einschneidende Agrargesetz seit Stein und Hardenberg gewesen sein. Sein Ziel war eine allgemeine Verdichtung der ländlichen Bevölkerung durch Gründung neuer Bauernstellen auf dem Gebiete des ganzen Deutschen Reiches. „Es ist Raum genug vorhanden," heißt es in den dem Gesetz beigegebenen Erläuterungen, „um Millionen von Ansiedlern unterzubringen. Zunächst harren noch zwei Millionen Hektar Hoch- und Niederungsmoor und weite Heideflächen der Urbarmachung, nachdem die Wissenschaft und Technik längst die Mittel gefunden haben, um sie mit sicherem Erfolge in üppig gedeihende Aecker, Wiesen und Weiden zu verwandeln. Es ist kein Zweifel, daß dort mehr als eine Million Menschen in kurzer Zeit Unterkunft und auskömmliche Nahrung finden können. Das Wert muß nur mit entschlossener Planmäßigkeit in Angriff genommen werden." Aber auch die altkultivierten Gebiete böten Siedlungsgelegenheit, und zwar in noch viel ausgiebigerem Maße.

Man hatte sich, wie man sieht, Großes vorgenommen. Doch wer sollte die Ausführung dieses gewaltigen Projekts übernehmen? Am nächsten hätte es gelegen, die ordentlichen Organe der Verwaltung damit zu betrauen. Aber sei es, daß man ihnen nicht die genügende Sachkunde zutraute, sei es, daß man aus innerpolitischen Gründen davor zurückschreckte, deren Einfluß zu verstärken, man wählte diesen so nahe liegenden Weg nicht. Bereits vorher hatten sich in einer größeren Anzahl preußischer Provinzen zur Ausführung der privaten inneren Kolonisation gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften gebildet, die zum Teil recht tüchtige Arbeit geleistet hatten. Sie wurden allgemein als ausführende Organe ausersehen. Wo solche Gesellschaften noch nicht vorhanden waren, sollten sie neu begründet werden. Sie wurden mit einem weitgehenden Zugriffsrecht ausgestattet, um Siedlungsland in größerem Umfange zu erschließen. Erstens waren ihnen Staatsdomänen bei Ablauf der Pachtzeit zum Kaufe anzubieten, weiterhin konnten sie unbewirtschaftete oder primitiv genutzte Moor- und Oedland enteignen und drittens wurde ihnen ein Vorkaufsrecht für alle Güter über 25 Hektar zugesprochen. Die großen Güter über 100 Hektar sollte man aber noch schärfer zu erfassen; diese sollten in denjenigen Gebieten, die starken Großgrundbesitz besaßen, um ein Drittel ihres Gesamtumfanges zugunsten der Besiedlung verringert werden. Doch sollte die Landabtretung der großen Güter nicht etwa in der Weise vorgenommen werden, daß einfach jedem großen Gute schematisch ein Drittel seines Landes fortgenommen wurde. Um die Abtretung möglichst schmerzlos zu machen, übertrug man die Entscheidung darüber, welches Land sie abtreten wollten, den Gutsbesitzern selbst, indem man sie sich zu Landlieferungsverbänden zusammenschließen ließ und diese mit einem Enteignungsrecht ihren Mitgliedern gegenüber ausstattete.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Gesetzgeber alles getan hatte, um den gemeinnützigen Siedlungsunternehmen ein breites Wirkungsfeld zu erschließen. Gleichwohl ist nur wenig erreicht worden. Das Gesetz kam in dem denkbar unglücklichsten Zeitpunkt. Innere Kolonisation ist ein höchst kostspieliges Unternehmen. Und nun sollten die Mittel dafür von einem Staate aufgebracht werden, der den fürchterlichsten Zusammenbruch durchgemacht und das Versailler Friedensdiktat unterschrieben hatte. Eine Volkswirtschaft, die so ausgeplündert war, daß sie schon seit Jahren sich für die dringendsten Bedürfnisse nicht mit den nötigsten Rohstoffen versorgen konnte, sollte die Materialien für die Herstellung und Einrichtung von Hunderttausenden von neuen Bauernhöfen hergeben. Ein in jeder Hinsicht auf das tiefste erniedrigtes Volk sollte die Mittel und die Energie für eine kolonisatorische Leistung aufbringen, die die des starken und reichen Deutschlands um ein Vielfaches übertraf. Und in wenigen Jahren sollte alles das vollbracht sein! Das waren Illusionen, die von einer solchen Verkennung der ganzen Sachlage im allgemeinen, der kolonisatorischen Schwierigkeiten im besonderen zeugten, daß die Enttäuschung nicht ausbleiben konnte. Auch ernährungswirtschaftlich war die Inangriffnahme des großen Siedlungswerkes gerade in diesem Zeitpunkte nicht ohne Bedenken, weil infolge der Unsicherheit, in die die bestehenden Besitzverhältnisse gerieten, die Betriebsführung der alten landwirtschaftlichen Betriebe gestört wurde. Ihre Produktionskraft, deren Stärkung gerade jetzt für die Volksernährung dringend erwünscht gewesen wäre, wurde unter Umständen empfindlich geschwächt.

Die Beunruhigung, die durch das Reichssiedlungsgesetz in die ländliche Bevölkerung getragen wurde, wurde noch dadurch verstärkt, daß das Gesetz über seine ursprüngliche Absicht hinaus und im Widerspruch zu seiner ersten Fassung unter dem Druck der linksstehenden Parteien eine nicht unbedenkliche Erweiterung erfahren hatte. Während das eigentliche Ziel der inneren Kolonisation die Schaffung neuer landwirtschaftlicher Klein- und Mittelbetriebe ist, wurde seitens der Weimarer Nationalversammlung ein Zusatz geschaffen, der auch die Vergrößerung kleiner Wirtschaften auf den Umfang einer selbständigen Ackernahrung zur Aufgabe des Gesetzes machte. Die dadurch eröffnete Möglichkeit der Anliegersiedlung hatte den Vorzug, daß keine neuen Gebäude errichtet, kein neues Inventar beschafft, keine Straßen gebaut, keine Meliorationen gemacht zu werden brauchten. Zudem bestand tatsächlich in manchen kleinbäuerlichen Gebieten ein dringendes Bedürfnis nach einer besseren Landausstattung. Doch konnte der eigentliche Zweck innerer Kolonisation, neue Ansiedlungen zu schaffen, auf diese Weise natürlich nicht erreicht werden. Schlimmer war, daß durch die Anliegersiedlung die Begehrlichkeit geweckt und in die ländliche Bevölkerung Unfriede, Zank und Streit getragen wurde. Das war vorauszusehen. Niemals war der Landhunger größer gewesen als nach dem Kriege. Aber gerade darum erschien es den Linksparteien politisch vorteilhaft zu sein, den kleinen Leuten Landstücke zuzumessen, die man den viel beneideten benachbarten größeren Besitzern abgenommen hatte. In manchen Gegenden wurde die Anliegersiedlung übermäßig betrieben, ja womöglich unter völliger Verdrehung des Gesetzes zugunsten von Industriearbeitern, die auf dem Lande wohnten. Dadurch wurde nicht nur ein großer moralischer Schaden angerichtet, auch die landwirtschaftliche Erzeugung wurde geschwächt, weil die Grundstücke in den Händen der neuen Besitzer nicht selten verkamen. So war denn diese ganze Anliegersiedlung den Kolonisationsfreunden ein Dorn im Auge. Aber auch wo zum Zwecke der Schaffung neuer Siedlungen die Ansiedlungsgesellschaften von den Großgrundbesitzern die Landabtretung forderten oder das Vorkaufsrecht ausübten, kam es zu höchst unerquicklichen Streitigkeiten. Man suchte sich gegenseitig zu übervorteilen, kurz, ein Schachergeist riß ein, der die gesamte soziale Atmosphäre auf dem Lande vergiftete.

Was bei alledem an praktischen Erfolgen herauskam, war im Vergleich zu dem, was geplant war, und zu dem Aufwand an Mitteln und Arbeit beschämend gering. Wir wollen nicht ungerecht sein. Die allgemeine Lage war für ein solches Unternehmen so ungünstig wie möglich. Es fehlte an Staatsmitteln, und das Kreditwesen war infolge der Geldentwertung erschüttert. Daß aus der Besiedlung der Moor- und Oedländereien, wo man allein über eine Million neue Bauernstellen schaffen zu können geglaubt hatte, so gut wie nichts wurde, ist nicht verwunderlich. Denn die Moorkolonisation ist außerordentlich mühevoll und teuer. Aber auch die Aufteilung der Domänen kam nicht recht in Fluß, weil sich dagegen der in diesem Falle, wie ich glaube, gesunde Ressortpartikularismus des preußischen Landwirtschaftsministers sträubte. Die Abtretung von Gutsland stieß auf den schwer zu überwindenden Widerstand des Großgrundbesitzes. Quantitativ noch am meisten wurde mit der Anliegersiedlung erreicht, doch ob gerade diese immer nützlich gewirkt hat, ist mit Recht angezweifelt worden.

Wahrscheinlich wären größere Erfolge erzielt worden, wenn man, statt Zwangsmittel anzuwenden, das Eigeninteresse des Grundbesitzes in den Dienst des großen Unternehmens gestellt hätte. Ohne Frage läßt sich mit Zwang manches erreichen, aber ein so groß angelegtes kolonisatorisches Unternehmen gegen den Willen derer durchführen zu wollen, die das Land dazu hergeben sollen, mußte von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Man hat in Deutschland noch keine genügende Vorstellung davon, wie viel sich und wie verhältnismäßig reibungslos sich durch zweckbewußt angewandte Steuern erreichen läßt. Wie wäre es z. B., wenn man eine progressive Grundsteuer ausschriebe, derart gestaffelt, daß mit der Größe der Betriebsfläche der Steuersatz pro Hektar der Gutsfläche größer würde? Man würde dadurch zweierlei erreichen: eine produktionell und kolonisatorisch günstige Wirkung. Denn entweder müßten die Großbetriebe durch Steigerung ihrer Produktivität auf einen so hohen Ertrag gebracht werden, daß die höhere Steuer für sie tragbar bliebe, was ernährungswirtschaftlich nur zu wünschen wäre — oder sie müßten zur Aufteilung kommen und der Innenkolonisation zur Verfügung gestellt werden.

Das Reichssiedlungsgesetz war sicherlich eine bewunderungswerte gesetzgeberische Leistung, und in dem Augenblick, wo es erlassen wurde, vielleicht die einzige Möglichkeit, um sofort zu einer positiven Ansiedlungstätigkeit zu kommen. Aber es ist auch nur Menschenwerk, und es zeugt keineswegs von Charakterstärke, wenn man an Einrichtungen festhält, die man durch bessere ersetzen oder, was in diesem Falle nur nötig wäre, überflüssig machen kann. Wirtschaftsfragen sind Nützlichkeitsfragen. Sie sind nicht nach starren Prinzipien oder Doktrinen zu lösen, sondern mit Fühl und nüchtern abwägendem Verstande.


# Das grosse Jahr der Presto-Siege 1923

Auf 23 verschiedenen Startplätzen errang im Jahre 1923 die Marke

# PRESTO

## 45 Siege

und zwar **30 erste** und **15 zweite** Preise auf Fahrzeugen serienmäßiger Herstellung u. a. bei nachstehenden Wettbewerben: A. D. A. C.-Sachsenfahrt — Gurnigel-Bergrennen des A. C. der Schweiz A. D. A. C.-Solitude Bergrennen — Zoppoter Sportwoche des Danziger A. C. — Baden-Badener Automobil-Turnier des Badener A. C. — A. D. A. C. Reichsfahrt 1922 u. 1923 — A. D. A. C.-Fahrt „Durch Schlesiens Berge" 1922 u. 1923 — A. D. A. C.-Pöhl-Bergrennen 1921 u. 1923 — Großer Preis des Belgrader A. C., Serbien — Schwabenberg-Rennen des Kgl. Ung. A. C. — A. D. A. C. Harzfahrt usw.

**Diese Erfolge, die keine andere Marke der gleichen Klasse aufzuweisen vermag, beweisen die vollendete Zuverlässigkeit und unübertreffliche Schnelligkeit des ruhmreichen 9/30 PS-PRESTO-Wagens, des unbesiegten Königs der Berge**

**PRESTOWERKE Chemnitz AKTIENGESELLSCHAFT i. Sa.**
**Gesellschafterfirma des Deutschen Automobil-Konzerns (D. A. K.) Leipzig =**
**Dux — Magirus — Presto — Vomag**

**Verkaufsstelle:**

**Deutsche Automobil-Handels-Gesellschaft m. b. H. (D. A. H.), Hannover, Rathenauplatz 16.**



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [50] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.




Kohle u. Eisen
Sonderbeilage zum Hannoverschen Kurier

# Der Ruhrfrieden.

Von

**Dr. Reichert**, Berlin,

Mitglied des Reichstages, Generalsekretär des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller.

„Frieden auf Erden." Diese alte Weihnachtsbotschaft erfüllt sich jetzt an Rhein und Ruhr. Die Bevölkerung hat vor Wochen den passiven Widerstand eingestellt und den Willen zur Arbeit sowie den Willen zu Reparationslieferungen trotz der Fortdauer der militärischen Besetzung des Rhein- und Ruhrlandes bekundet. Welches sind die wirtschaftlichen Bedingungen und Gegenbedingungen?

Welche Erwartungen hegen nun Frankreich und Belgien? Ihre Regierungen und Industrien können auf die Förderung der Steinkohlen und auf die Gewinnung von Koks bevorrechtigte Ansprüche geltend machen. Daher erhofften sie künftig größere Lieferungen von Kohle und Koks als bisher und außerdem noch Geldzahlungen. Die französische Fachpresse hat bereits Ansichten wiedergegeben, wonach für das Jahr 1924 bis zu 50 Proz. mehr Kohlen erwartet werden als 1922 ohne Ruhrbesetzung. „La Journée Industrielle", ein Pariser Blatt, rechnet für Frankreich mit 17 bis 18 Millionen Tonnen Kohle und Koks während 1922 nur 11 bis 12 Millionen Tonnen (davon 3 Millionen Tonnen Koks) gebracht haben soll. Wahrscheinlich nährt auch die andere Besatzungsmacht Belgien ähnliche Hoffnungen auf Verstärkung der Brennstoffbezüge. Diese Wünsche haben zur Voraussetzung, daß der Ruhrkohlenbergbau im nächsten Jahr wieder seine alte Fördermenge von 90 Millionen Tonnen erreicht und daß die gegenwärtigen Transporthemmungen bald überwunden werden.

Auf welche Abmachungen stützen sich die französischen und belgischen Hoffnungen? Der kürzlich in Düsseldorf von der Micum (Mission Interalliée de Contrôle des Usines et des Mines) mit den Kohlengrubenbesitzern abgeschlossene sog. Mantelvertrag sieht bis zu 18 Proz. der Kohlenförderung und bis zu 35 Proz. der Koksgewinnung als kostenlose Reparationslieferungen und weitere unentgeltliche Lieferungen unbegrenzten Umfanges für den Bedarf der Besatzungstruppen und der alliierten Dienststellen vor. Diese Brennstofflieferungen, ferner die gegen Bezahlung für die Regiebahnen zu liefernden Mengen gehen allen anderen Verpflichtungen der Bergwerke vor. Die bereits vorhandenen Vorräte an Kohlen werden Eigentum der Franzosen und Belgier, ebenso gehen die auf Kohlensteuerkonto und Reparationslieferungskonto beschlagnahmten Eisenvorräte ins Eigentum der Besatzungsmächte über. Ferner erhalten die Besatzungsmächte für die Zeit der Besetzung an rückständiger Kohlensteuer 15 Millionen Dollar und für die künftige Förderung 10 französische Franken oder 2⅔ Goldmark für die Tonne. Diese Kohlensteuer kommt etwa 10 Proz. des Wertes gleich; hiervon bleiben selbstverständlich die für die Besatzungsmächte unentgeltlichen Lieferungen sowie der Eigenverbrauch der Zechen frei. Außer der Kohlensteuer werden Abgaben für den Versand der verschiedenen Waren nach dem unbesetzten Deutschland wie für die Ausfuhr erhoben; Ausfuhr und Versand, selbst für Werke des selben Konzerns, werden nur innerhalb einer der durchschnittlichen Monatsmenge von 1922 entsprechenden Kontingentzahl zugelassen. Die Micumbeamten dürfen sich zwar nicht in Handelsfragen und in die technische Leitung der Betriebe einmischen, erhalten aber weitgehende Rechte der Kontrolle der Bergwerke und Fabriken, der Bahnhöfe und Häfen, vor allem die Ueberwachung über die Kohlenverteilung. Schließlich, doch nicht zuletzt, werden die in Regie genommenen Bergbaubetriebe bis zur endgültigen Regelung der Kohlenreparationslieferungen in Regie weitergeführt. Dagegen sollen keine weiteren Betriebe in Regie genommen werden, solange der oben erwähnte Vertrag innegehalten wird.

Im ganzen genommen, wird zweifellos ein ungeheuer großer Preis dafür versprochen, daß die Ruhrbevölkerung wieder an die Arbeit gehen kann und wenigstens ein geringes Maß von Freiheit erhält. Wenn außer dem Eigenverbrauch der Steinkohlenbergwerke in Höhe von etwa 10 Proz., die Reparationen bis zu 18 Proz. und die sonstigen Ansprüche auf unentgeltliche Lieferung etwa 2 Proz ausmachen dürften, so kommt man auf 30 Prozent der Gesamtförderung, für die den Bergwerken hohe Kosten, aber keinerlei Einnahmen entstehen. Von den verbleibenden 70 Proz. der Förderung werden aber noch etwa 10 Proz. Kohlensteuer erhoben; das macht weitere 7 Proz. Verlust. Kurz, selbst ohne Berücksichtigung der weiteren in Nebenprodukten geforderten Reparationen kommt der Ruhrbergbau auf eine Einbuße von etwa 40 Proz. der Gesamtbeförderung. So groß ist neben den einmaligen Aderlässen also die dauernde Belastung, die der Ruhrbergbau mangels einer Schadloshaltung durch das Reich zu tragen hat. Die Reichsregierung hat nun nachträglich den Ruhrbergwerken zugesagt, nach vollendeter Ordnung der Reichsfinanzen eine Entschädigung für die Reparationen zu gewähren. Indes diese Zukunftshoffnung allein genügt nicht, um den tief verschuldeten Werken zu dem Kredit zu verhelfen, der für die Wiederingangsetzung und Aufrechterhaltung der Betriebe, vor allem aber für die Finanzierung der ungeheuren unentgeltlichen Reparations- und Kontributionsleistungen nötig ist.

Selbst wenn man von den drohenden Finanzfesseln absieht, kann man die Unternehmungsfreiheit der Werke nicht hoch einschätzen. Die Bergwerke müssen sich viele Befehle der Mission Interalliée gefallen lassen, die sich auf die Förderung, die Verteilung und den Versand der Kohlen für das Inland wie für das Ausland beziehen. Auch andere Erzeugnisse wie Eisen und Stahl, können nicht in beliebigen Mengen und in beliebiger Richtung zu beliebiger Zeit versandt werden, selbst nicht zur Versorgung von Werken des selben Konzerns, die östlich der Grenze des besetzten Gebiets liegen. Hier geht das Kontrollrecht der Micum so weit, daß nicht allein dem Absatz der Fabrikate allerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden, sondern daß selbst die Produktion schwer leiden muß. Uebrigens würde es die Mission Interalliée nicht gern sehen, wenn die zahlreichen Betriebe mit ihren nach Millionen zählenden Arbeitern wieder voll in Gang kämen; wohl deshalb wird die Ermäßigung der jetzigen Ausfuhrabgaben nur insoweit zugesagt, als die Produktion der Eisenindustrie nicht 50 Proz. (!) der Leistung von 1922 übersteigt.

Solche Möglichkeiten industrieller Entwicklung bestehen vorläufig nicht; denn die Eisenbahnanlagen des Ruhrbezirks sind in einem geradezu trostlosen Zustand. Die Verkehrsleistung ist daher so gering, daß man selbst in die Transportmöglichkeit der Kohlenmengen große Zweifel setzen muß. Da der Bergbau allen anderen Wirtschaftszweigen gegenüber bevorzugt werden wird, muß man auch in dieser Beziehung für die Eisenindustrie mit den schlimmsten Hemmungen rechnen. Wenn nicht die ausgewiesenen deutschen Eisenbahner wieder zurückgerufen werden, ist zu befürchten, daß manche Eisenbahnanlagen im Sommer nächsten Jahres noch nicht wieder voll betriebsfähig sein werden. Die daraus entspringende Gefahr ist nicht zu gering einzuschätzen, weil leicht mangelnde Transportmöglichkeit als Mangel guten Willens zur Lieferung angesehen werden kann. Für den Fall aber, daß die Vertragsbedingungen nicht eingehalten werden, drohen Strafmaßnahmen, insbesondere die Gefahr, daß neue Betriebe in Regie genommen, also den Besitzern weggenommen werden. Dies Recht kennzeichnet vielleicht am besten den im Ruhrland geschlossenen Friedensvertrag; kaum ein zweites Beispiel dürfte es in der Weltgeschichte dafür geben, welcher Ausbeutung und welch harten Strafmaßnahmen private Industriebetriebe ausgesetzt sind.

Schon in normalen Zeiten wäre es ganz unmöglich, einen Wirtschaftszweig gesund zu erhalten, der dem Konkurrenten gegenüber um 30 Proz. vorausbelastet gewesen wäre. Es geht auch über die Kraft der Grubenbesitzer an der Ruhr, den Vorsprung des ausländischen Kohlenbergbaus einzuholen, solange solche Gleichgewichte an ihren Füßen hängen. Weder mit dem besten Willen der Techniker, noch mit der soeben beschlossenen Verlängerung der Arbeitszeit ist es zu erreichen. Daher werden die Ruhrkohlen künftig beispiellos teuer, wenn die Preise für 60 Proz. der Förderung auch noch die Kosten der übrigen 40 Proz. mittragen sollen. Die Rückwirkung auf die Preise der Kohlen verbrauchenden Industriezweige, insbesondere der Eisenindustrie, liegt nahe, sie werden konkurrenzunfähig, wenn die Bedingungen des Ruhrfriedens nicht gemildert werden.

---

Berlin, 29. Dezember 1923.

Die Geburtszeit des „Hannoverschen Kuriers" fiel in eine bewegte Zeit des Kampfes des deutschen Volkes um die politische Freiheit und die nationale Einheit. Heute geht der Kampf um die gleichen Güter; aber unsere Lage ist unendlich gefahrvoller als damals und unendlich viel tiefere und breitere Kräfte des Volkes müssen aufgerufen werden, wenn sie bestanden werden soll. Das vertieft und verbreitet in gleichem Maße die hohe Aufgabe der Presse.

Wie 1848/49 ist das Verhältnis zwischen dem Rechte des Reichsganzen und dem seiner Glieder wieder in Meinungsverschiedenheiten befangen. Da ist es vor allem die große Aufgabe der Presse der Provinz draußen — der Provinz, in der bestes Deutschtum immer noch seine lebendigsten Quellen und seine trautesten Heimstätten hat —, mitzuwirken am vollen Ausgleich und an einer lebendigen Versöhnung von Gegensätzen, die nur scheinbar Gegensätze sind; denn Gesundheit und Kraft des Ganzen ist zugleich Gesundheit und Kraft der Glieder, wie anderseits das Ganze nicht gedeihen kann ohne das regsamste Eigenleben und ohne die freie Entfaltung der Teile.

Anders als dereinst aber stehen wir heute auch im Kampf um die Wirtschaft der Nation. Damit sind der Presse Aufgaben erwachsen, von denen die Gründungszeit des „Hannoverschen Kurier" noch nichts wußte. Wohl ist die Wirtschaft nicht Selbstzweck, aber sie ist der Ackerboden des Staates und des Volkstums. Neu erfüllt Hoffnung die Herzen, daß unsere Wirtschaft wieder zur Gesundung geführt werde. Der Sumpfboden der Inflationswirtschaft, in dem hunderttausende tüchtige Existenzen versanken und manches Sumpfgewächs üppig in die Halme schoß, ist verlassen. Der Boden, der vor uns liegt, ist hart und steinig, ein Boden der Not; daß er fest sei und nicht mehr verlassen werde, dem muß die Sorge dieser Zeit gelten.

Und daß diese wirtschaftliche Not nicht zugleich kulturelle Verkümmerung bedeuten soll, im Gegenteil, auf dem Grunde dieser verarmten äußeren Lebensführung sich wieder echt deutsche geistige Kultur entfalte, wie in großen Zeiten der deutschen Geschichte, daß trotz wirtschaftlichen Drucks geistige Freiheit und Freude unserem Volke bleiben — dafür zu wirken, das scheint mir die höchste Aufgabe der Presse zu sein. Möge dem „Hannoverschen Kurier" es vergönnt sein, nach solcher Weiterarbeit in 25 Jahren zum 100jährigen Bestande ein freies Volk auf freiem Grund zu sehen!

**Hamm,**
Reichswirtschaftsminister.

Technische Oele u. Fette
Benzin-Benzol
Gasöl und Petroleum
Eigene Tankanlage am Lindener Hafen (Hafenrandstrasse 28)
KOHLE Aktiengesellschaft
Zweigniederlassung HANNOVER Marienstr. 11
Telefon Nord 4006, 4007 und 4008 — Telegr-Adresse: Brikett

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [51] - -

# Arbeitszeit in der Eisenindustrie.

Von

**A. v. Bülow, Berlin.**

Als am 17. November 1923 die Demobilmachungsbestimmungen abliefen, hörte die gesetzliche Festlegung des Achtstundentages auf. Für die Regelung der Arbeitszeit galten nur noch die Vorkriegsgesetze, insbesondere die Gewerbeordnung. Allenthalben, vor allen Dingen in den großen Schlüsselindustrien, dem Bergbau und der Eisenindustrie, wurde nun versucht, auf dem Wege der freien Vereinbarung zu einer längeren Arbeitszeit zu kommen.

Im besetzten Gebiet liegen die Verhältnisse besonders schwierig. Mit der Beendigung des passiven Widerstandes sind die Zuschüsse des Reiches eingestellt worden, die der Arbeiterschaft die ganze Zeit über ihre Lohnbezüge gesichert hatten. Fast überall mußte die gesamte Belegschaft entlassen werden, die Werke lagen still. Die schweren Bedingungen des sogenannten Micumvertrages, die man hat eingehen müssen, um überhaupt wieder zur Wiederaufnahme der Arbeit zu kommen, machen es unmöglich, mit der früheren Achtstundenarbeitszeit die Arbeit wieder aufzunehmen. Die pekuniäre Lage vieler Werke des besetzten Gebietes, die im Ruhrkampf ungeheure Substanzverluste erlitten und fast das ganze Jahr über keinerlei Verkaufseinnahmen gehabt haben, ist so schlecht, daß die wenigsten mit eigenen Mitteln allein und ohne fremde Hilfe wieder beginnen können. Sie brauchen Kredite, die von den Geldgebern nur dann bewilligt werden, wenn man aus dem Uebergang zu einer vernünftigen Arbeitszeit die Hoffnung schöpfen kann, daß von dieser Seite keine unerträgliche Belastung mehr eintritt.

Von Arbeitgeberseite wurde daher schon im November versucht, zu einer Verständigung mit den Gewerkschaften zu kommen. Leider gelang dies nicht. Am 13. Dezember kam es dann unter Leitung des Reichsarbeitsministers zu einer Vereinbarung zwischen der größten Arbeitgebervereinigung der Eisen- und Stahlindustrie, dem Arbeitgeberverband für den Bezirk der Nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und den drei beteiligten Metallarbeitergewerkschaften. Durch diese Vereinbarung wurde für die Eisenindustrie des rheinisch-westfälischen Industriereviers der Achtstundentag beseitigt. Vom Dreischichtensystem — d. h. innerhalb von 24 Stunden arbeitet bei durchgehendem Betrieb die Belegschaft in drei Schichten zu je 8 Stunden — kam man wieder zum Zweischichtensystem — d. h die Belegschaft ist in zwei Hälften geteilt, die je 12 Stunden auf dem Werke anwesend sind. Von diesen 12 Stunden sind 10 Stunden reine Arbeitszeit.

In den Hochofenwerken und den anderen Feuerbetrieben, in denen aus betriebstechnischen Gründen auch Sonntags der Betrieb durchgehen muß, bestand vor dem Kriege die sogenannte 24stündige Wechselschicht, d. h. jeden zweiten Sonntag mußten die Arbeiter eine durchgehende 24stündige Schicht verfahren, um von der Tagesschicht in der einen Woche auf die Nachtschicht in der anderen Woche zu kommen. Dafür hatten sie am folgenden Sonntag 24 Stunden hintereinander frei. Für diese Feuerarbeiter war dies natürlich ein besonders schwerer Dienst. Daher hatte der Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller schon 1913 bei der Reichsregierung den Wunsch vorgebracht, diese übermäßig lange 24stündige Wechselschicht durch eine andere Art des Wechsels zu ersetzen. Durch den Krieg und den Achtstundentag blieben diese Pläne unausgeführt. Jetzt wurde auf die Wiedereinführung der 24-Stundenschicht verzichtet. Bei einem der praktischsten Systeme des Schichtenwechsels, dem sogenannten Dommeldinger System, bilden von der Gesamtbelegschaft des Hochofenbetriebes je 18 Mann eine Gruppe. Von diesen verfahren täglich je 8 die Tag- und die Nachtschicht, während zwei Mann, die sogen. Springer, jeweils Feuerschicht haben. Jeder Mann hat an acht aufeinander folgenden Tagen Tagschicht, d. h. er arbeitet von 6 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends. Nach diesen 8 Schichten hat er 24 Stunden frei. Die nächsten acht Tage arbeitet er von 6 Uhr abends bis 6 Uhr vormittags in der Nachtschicht und hat dann 48 Stunden frei. Bei diesem System ist es natürlich nicht möglich, daß der Gewerbeordnung entsprechend jeder Mann an jedem zweiten Sonntag 24 Stunden frei hat. Die Freizeiten fallen vielmehr weiß in die Woche. Das preußische Handelsministerium hat aber jetzt als oberste Landesbehörde auf Grund seiner Ermächtigung diese Art der Arbeitszeiteinteilung für zulässig erklärt.

Einer weiteren Forderung der Arbeitnehmer ist jetzt entsprochen, wonach in den Betrieben, an denen Sonntags die Arbeit ruht, den Arbeitern der freie Sonnabendnachmittag gewährt wird. Dies sind vor allem die Betriebe der weiterverarbeitenden Industrie. An fünf Wochentagen beträgt bei Anwesenheit von 12 Stunden auch hier die reine Arbeitszeit je 10 Stunden. Am Sonnabend arbeitet die Tagschicht von 6 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags, die Nachtschicht von 2 Uhr nachmittags bis Sonntags 2 Uhr früh. Von da ab bis Montag früh 6 Uhr ruht der Betrieb. Wo nur in einer Schicht gearbeitet wird, haben die Arbeiter jeden Sonnabend, wo dagegen in zwei Schichten gearbeitet wird, jeden zweiten Sonnabendnachmittag von 2 Uhr an frei.

Eine reine zehnstündige Arbeitszeit dürfte von einem wirklichen Schwerarbeiter in einem Feuerbetrieb im allgemeinen nur mit Anspannung aller Kräfte durchzuführen sein. Schon in der Vorkriegszeit waren daher für diese Arbeiten Erleichterungen erforderlich, die in der Gestellung von Ablösungen bestanden. Bei manchen Funktionen war z. B. für fünf Feuerarbeiter ein Ablösungsmann eingestellt, der jeden von diesen stündlich 10 Minuten ablöste. Dies schon immer geübte Verfahren ist jetzt als ausdrückliches Recht festgelegt.

Soweit die vertraglichen Abmachungen. Sie gelten zunächst für die Zeit bis zum 1. Juli 1924 und laufen, wenn sie nicht einen Monat vorher gekündigt werden, jeweils einen Monat selbstätig weiter. Der Vertrag ist dann für mehrere andere Abkommen zum Muster genommen worden. Vor allem seien erwähnt der Bergbau über Tage, die oberschlesische Eisenindustrie, das mitteldeutsche Braunkohlenrevier und andere mehr.

Natürlich ist die Durchführung der verlängerten Arbeitszeit mit Schwierigkeiten verknüpft. Die freien Gewerkschaften, deren Führer in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, Wolff, das Abkommen unterzeichnet hatte, gaben im Revier eine von den Tatsachen abweichende Darstellung der Dinge. Sie erklärten, daß es sich um kein „Abkommen" handele, sondern nur um einen „Vorschlag von Arbeitgeberseite", trotzdem in dem Eingange des von Herrn Wolff unterschriebenen Vertrages eindeutig von einer „Vereinbarung" die Rede ist. Die Mitglieder des Deutschen Metallarbeiterverbandes lehnten daher in einer Urabstimmung die Mehrarbeit ab. Später wurde mit der Einstellung gearbeitet, die Einleitung des von Herrn Wolff unterschriebenen Schriftstückes sei erst nach seiner Unterschrift hinzugefügt worden. Diese wahrheitswidrige Angabe hat der aus Gewerkschaftskreisen stammende Reichs- und Staatskommissar Wehlich, der als Vorsitzender die Vereinbarung mitunterschrieben hatte, öffentlich richtig gestellt.

In der Eisenindustrie des Rheinisch-Westfälischen Reviers war die Einführung insofern einfacher wie an anderen Stellen, da infolge Kündigung des Rahmentarifvertrages durch die Arbeitnehmer seit dem 1. Oktober ein tarifreier Zustand bestand. Man brauchte also den Tarif nicht erst zu kündigen. An anderen Stellen lagen die Verhältnisse nicht so günstig. Hier gibt die am 21. Dezember veröffentlichte neue „Verordnung, über die Arbeitszeit" die Möglichkeit, Tarifverträge, die eine längere als die Vorkriegsarbeitszeit vorsehen, mit 30tägiger Frist zu kündigen. Mehr im Interesse der Wirtschaft hätte es gelegen, wenn diese Kündigungen mit sofortiger Wirkung hätten ausgesprochen werden können.

# Frachttarife und Eisenindustrie.

Von

**F. Baare, Berlin.**

Mit dem 20. Januar dieses Jahres wird das Reichsverkehrsministerium eine Ermäßigung der normalen Gütertarife um 8 Prozent eintreten lassen. So sehr es zu begrüßen ist, daß der Verkehrsminister sich endlich, den dringenden Vorstellungen und Forderungen aller Wirtschaftskreise und der Verkehrstreibenden folgend, zu einer Herabsetzung der weit überspannten und untragbaren Tarife entschlossen hat, so hat doch das geringe Maß der gewährten Erleichterung eine allseitige schwere Enttäuschung hervorgerufen. Es muß daher offen ausgesprochen werden, daß angesichts des Preisabbaus auf allen anderen Gebieten, vor allem angesichts des starken Rückgangs der Eisen- und Kohlenpreise, diese geringfügige Tarifermäßigung für die deutsche Eisenindustrie keine nennenswerte Entlastung bringt. Es ist daher nur dringend zu wünschen, daß der Reichsverkehrsminister den unumgänglichen weiteren Tarifabbau beschleunigt und in einem Ausmaß vornimmt, der den Belangen der deutschen Wirtschaft und der Eisenindustrie in weit wirksamerer Weise Rechnung trägt.

Mit dem am 1. November erfolgten Uebergang zu Goldmarktarifen hat die deutsche Eisenindustrie die volle Last der Tarifpolitik der Reichsbahn zu tragen. Lassen sich auch die heutigen Tarife nicht absolut mit den Vorkriegstarifen vergleichen, da das Tarifsystem durch den Uebergang vom durchgehenden Tarif zum Stufentarif, durch weitgehende Umtarifierungen, durch den Fortfall zahlreicher Ausnahmetarife und durch Einbeziehung der 7prozentigen Verkehrssteuer mancherlei Aenderung erfahren hat, so kann man doch feststellen, daß die Frachten auch nach der am 20. Januar eintretenden Ermäßigung auf durchschnittlich 107 Prozent über Friedensparität hinaufgeschnellt sind. Nur auf den weiten Entfernungen bleibt die Steigerung unter 100 Prozent zurück.

Demgegenüber weist der Großhandelsindex des Statistischen Reichsamts am 8. Januar 1923 gegen 1913 nur eine Steigerung von 19,7 Prozent auf. Die Eisenbahnfrachten liegen somit um rund 87 Prozent über den Großhandelspreisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese der allgemeinen Teuerung weit voraueilende Frachtpolitik der Reichsbahn auch für die Eisenproduktion stark preissteigernd gewirkt hat und zurzeit einem Preisabbau hindernd im Wege steht. Zur Herstellung einer Tonne Roheisen werden durchschnittlich mehr als 4 Tonnen Rohstoffe gebraucht. Wie soll die deutsche Hochofenindustrie sich gegenüber dem Auslande behaupten können, wenn sie auf ihre Rohstoffe Frachten tragen muß, die das Doppelte und mehr der Vorkriegszeit betragen und die wesentlich höher sind als die Frachten in den Roheisen erzeugenden Wettbewerbsländern?

Die Reichsbahnverwaltung begründet ihre Tarifpolitik mit dem Hinweis auf die hohen Materialpreise, insbesondere für Eisen und Kohle. Demgegenüber muß auf den starken Preisabbau für diese Erzeugnisse seit 1. November hingewiesen werden. Der Stabeisenpreis fiel von 200 Mark zu Anfang November auf 150 Mark zu Anfang Januar oder um 25 Prozent. Er liegt heute nur noch rund 50 Prozent über Friedenspreis, ebenso sank im gleichen Zeitraum der Kohlenpreis von 24.92 auf 18,80 Mark oder um 25 Proz., so daß er die Friedensparität nur noch um rund 50 Prozent übersteigt. Demgegenüber beträgt die Frachtermäßigung nur 8 Prozent. Die Tarife liegen auch heute noch rund 100 Prozent über den Friedensfrachten. Es ist also dringend zu fordern, daß auch die Reichsbahnverwaltung, der kürzlich vom Ständigen Ausschuß des Reichseisenbahnrats ergangenen Meinungsäußerung folgend, nunmehr mit dem Abbau der Eisen- und Kohlenpreise auch eine weitere starke Senkung der allgemeinen Gütertarife mindestens um 20 Prozent vornimmt.

Die jetzige Tarifpolitik der Reichsbahn hat aber für die deutsche Eisenindustrie nicht nur preissteigernd, sondern auch in hohem Maße ausfuhrhemmend gewirkt. Denn die starken Tarif-


# Niedersächsisches Kohlenkontor

**G. m. b. H.**

**Wir haben laufend waggon- und fuderweise abzugeben:**

**Oberschl. u. polnische Steinkohlen – Ruhrkohlen**

**sämtliche Produkte des niedersächs. Steinkohlenreviers**

**Ia. Rohbraunkohlen und Braunkohlen-Briketts**

**Zechenkoks usw. usw.**

**zu billigsten Tagespreisen.**

**HANNOVER,**
Kaiserhaus, Thielenplatz (Eingang Prinzenstrasse 1).

Telephon West 3349.
Telegr.-Adr.: Kohlenschridde.



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [52] - -

steigerungen wirken sich in noch weit höherem Maße aus bei Erzeugnissen und für Verkehrsbeziehungen, für welche in der Vorkriegszeit Ausnahmetarife bestanden haben. Diese Ausnahmetarife haben früher wesentlich dazu beigetragen, die Produktionskosten der deutschen Eisenindustrie niedrig zu halten, ihre Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt zu fördern und die Ausfuhr zu erleichtern. Wieviel mehr ist heute eine Tarifschonung angebracht angesichts des Verlustes besonders wertvoller Gebiete im Ost und West, angesichts der Schwächung, die von der Besetzung des Rhein- und Ruhrgebiets ausgeht, und angesichts der Bestrebungen unserer Wettbewerbsländer, durch Tarifermäßigungen und andere Vergünstigungen ihre Eisenausfuhr zu steigern. Diese Ausnahmetarife sind aber leider fast restlos aufgehoben worden.

So gewährten zum Beispiel die früheren Ausnahmetarife zur Ausfuhr über See nach europäischen und außereuropäischen Ländern eine Frachterleichterung von 35 bis 45 Prozent gegenüber den normalen Frachten. Durch die Aufhebung dieser Ausnahmetarife sind die Frachten heute auf das Vier- bis Siebenfache der Vorkriegsfrachten gestiegen. Demgegenüber beträgt auf den polnischen Bahnen die Fracht von Kattowitz nach Danzig nur ein Drittel der Frachten auf der deutschen Strecke von Gleiwitz nach Stettin. In England, Holland und Schweden liegen die Tarife nur etwa 50—55 Prozent über den Friedenstarifen. Frankreich, Belgien und Polen begünstigen die Ausfuhr von Fertigerzeugnissen durch besondere Ausnahmetarife.

Ebenso sind durch die Aufhebung des früheren Ausnahmetarifs für Schiffbaueisen die Tarifsätze für Schiffbaustahl auf das Fünf- bis Achtfache der Vorkriegssätze gestiegen. Dieser Ausnahmetarif lag von jeher sowohl im Interesse der deutschen Eisenindustrie wie der deutschen Schiffswerften und hat sich zwei Jahrzehnte hindurch bewährt. Bei der Einführung dieses Tarifs im Jahre 1898 handelt es sich darum, den angesichts des billigeren englischen Wettbewerbs schwer notleidenden deutschen Werften zu Hilfe zu kommen, ihnen den Bezug des von ihnen benötigten Materials im Inlande zu erleichtern und dem englischen Wettbewerb in bezug auf schnelle Lieferzeit und Preisstellung entgegenzutreten. Hierzu mußten von allen Seiten gewisse Opfer gebracht werden. Die deutschen Eisenhüttenwerke erklärten sich bereit, ihre Gewinne an Schiffsbaustahllieferungen aufs äußerste zu beschränken, während die Werften ihrerseits den Reedern gegenüber weitgehende Zugeständnisse einräumten. Hauptvoraussetzung für die Verdrängung des englischen Wettbewerbs blieb jedoch eine wesentliche Ermäßigung der Eisenbahnfrachten für Schiffbaumaterial. Diese wurde seinerzeit von der Preußischen Eisenbahnverwaltung in verständnisvoller Würdigung der Tatsachen zugebilligt durch Erstellung eines Ausnahmetarifs für Schiffbaueisen. — Auch die Bahnverwaltung zog aus diesen Tarifen ihren Nutzen, da der Verkehr in Schiffbaueisen sich schnell vergrößerte.

Heute liegen die Verhältnisse ähnlich. Die hohen Eisenbahnfrachten machen es der deutschen Eisenindustrie zur Unmöglichkeit, den Wettbewerb mit dem auf dem billigeren Wasserwege aus England kommenden Material erfolgreich aufzunehmen. Leider sind jedoch die dringenden Vorstellungen der deutschen Eisenindustrie und der Schiffswerften beim Reichsverkehrsministerium ungehört verhallt! Die Anträge auf Wiedereinführung eines Ausnahmetarifs für Schiffbaueisen sind von der Reichsbahnverwaltung kürzlich abgelehnt worden.

---

Clausthal, 1. Januar 1924.

Wir leben in einer Zeit, in der die Weltpolitik sich um Eisen, Kohle und Erdöl dreht. Erdöl haben wir nicht, das Eisen hat man uns mit Lothringen genommen, von unseren Kohlenschätzen hat man uns erst Saarbrücken, dann Oberschlesien geraubt. Alle Anstrengungen, den Ausfall an Kohle durch eine Mehrförderung an Braunkohle zu ersetzen, sind Versuche mit untauglichen Mitteln, da ihr viel geringerer Heizwert und vor allem ihre verhältnismäßig geringe Menge, die in wenigen Jahrzehnten Erschöpfung der Lagerstätten bedingt, dieses ausschließen. So bleibt das Kohlevorkommen an der Ruhr das Herz der deutschen Wirtschaft. Danach greift jetzt der Feind. Gelingt ihm dieser Griff, so wird die deutsche Wirtschaft tot sein und mit ihr werden Millionen Deutsche Hungers sterben. Darum ist der Kampf an der Ruhr die gewaltige Entscheidungsschlacht im Kampfe ums Dasein unseres Volkes. Verluste und Entbehrungen, die dieser Kampf erfordert, sind gering im Vergleich zu dem, was uns nach verlorenem Kampf erwartet. Ein Pfui! darum allen denen, welche jetzt jammern und schreien, weil man auch von ihnen Opfer fordert. Nur wer zum Kampf bereit ist, hat ein Recht, im Vaterland zu leben! Wenn wir alle das neue Jahr mit diesem Gedanken beginnen und durchhalten, dann kann der Feind an der Ruhr schlimmstenfalls einen Pyrrhussieg erringen.

**Der Rektor der Bergakademie Clausthal.**
**Spackeler.**

---

# Die Bedeutung der Braunkohle.

Von

**Bergrat M. Meisner, Berlin-Schulzendorf.**

Das Bessere ist des Guten Feind. Auch gute Braunkohle steht mittlerer Steinkohle an innerem Nutzungswert erheblich nach. Der Unterschied zwischen ihnen gründet sich einerseits auf den niedrigeren Heizwert der Braunkohle und andererseits auf den Umstand, daß diese wegen ihrer physikalisch-chemischen Beschaffenheit für gewisse wichtige Zwecke nicht ohne weiteres verwendbar ist, selbst nicht in veredelter Form als Preßkohle. Um das gegenseitige Wertverhältnis beider Kohlenarten zahlenmäßig abgleichen zu können, hat man es unter sachverständiger Berücksichtigung aller wesentlichen Gesichtspunkte (für deutsche Verhältnisse) auf die Formel 9 : 2 gebracht. Steinkohle ist danach für 4—5 mal wertvoller als Braunkohle anzusehen.

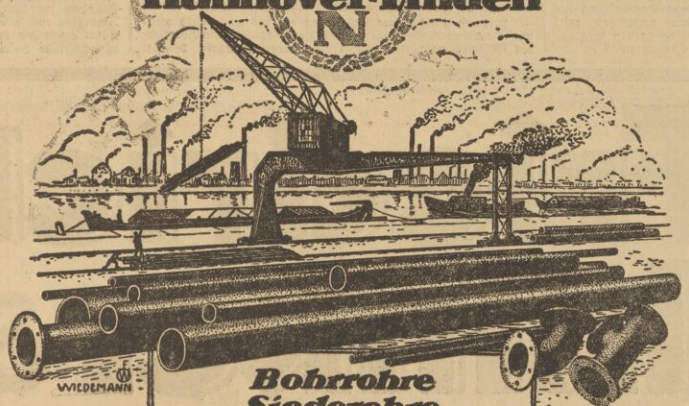
Der Krieg hat auch auf kohlewirtschaftlichem Gebiet manches verändert. Und für Deutschland kennzeichnet sich geradezu als eine der auffallendsten Kriegsfolgen jene ausgesprochene Höherbewertung der Braunkohle, welche seit Jahren immer deutlicher hervortritt. Diese gesteigerte Wertschätzung ist hauptsächlich zwangsläufige Auswirkung der kohlepolitischen Ereignisse, welche seit Friedensschluß für uns Deutsche die Hefe aus dem Versailler Leidenskelch immer bitterer gemacht haben.

Tatsächlich konnte im letzten Jahr die Braunkohle zum Hauptstützpfeiler des bedenklich erschütterten deutschen Wirtschaftsgebäudes werden. Gleich nach der Ruhrbesetzung hat der Kohlenverbrauch unverzüglich und allenthalben begonnen, sich auf Braunkohle umzustellen, wobei mehr als vorher neben Briketts auch Rohkohle Verwendung fand. Den Nachweis, daß sich auch Gewerbe, denen es auf Erzielung hoher Wärmegrade ankommt, mit Vorteil der Braunkohle bedienen können, hat dabei z. B. die Glasindustrie erbracht.

Der vorstehend gekennzeichnete Umschwung tritt in der Bergwerksstatistik klar zutage. Die gesamte deutsche Braunkohlenförderung im Jahre 1923, deren Ermittlung z. Zt. noch nicht endgültig abgeschlossen ist, dürfte mit 132 Mill. Tonnen nicht zu hoch veranschlagt sein. Diese Menge beträgt genau das Anderthalbfache der Förderziffer für 1913. Bei der Steinkohle liegt das Verhältnis sehr viel schlechter. Hier wird die letzte Jahresförderung nur auf 60 Mill. Tonnen geschätzt. Diese Jahresziffer ist die niedrigste seit 1887 und erreicht noch nicht einmal ein Drittel der Rekordförderung von 1913.

---


Hannoverscher
Röhrenhandel
Karl Nussbaum
Hannover-Linden



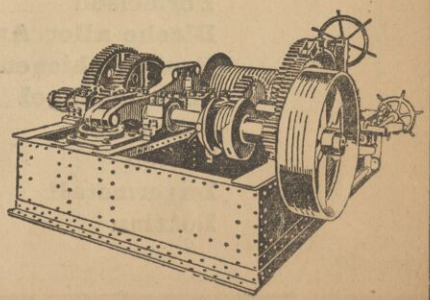

Bohrrohre
Siederohre
Gasrohre
Präzisionsstahlrohre
Stahlmuffenrohre
Gußmuffenrohre

Ständiges Lager ca. 5000 Tonnen

Tiefbohrbedarf Aktiengesellschaft
Fernruf: Nr. 41 u. 128
Lehrte bei Hannover
Telegr.-Adr. Tiebag

Bohrkräne
Spül- und Tiefpumpen
Schürfbohrmaschinen
Schöpfapparate

Bohrwerkzeuge
Schwerstangen
Gestänge
Bohrrohre



Gesamteinrichtungen für alle Arten Tief- und Flachbohrungen



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [53] - -

Allerdings hat, wie sich bei Betrachtung einer vergleichshalber herangezogenen längeren Förderstatistik (Zahlentafel 1) herausstellt, das letzte Jahr nur die beschleunigte Reife einer Entwicklung gezeitigt, die sich abzeichnen anbahnte. Erst 1922 freilich hat die Braunkohlengewinnung die Steinkohlenförderung erstmalig überflügelt. Ihr schnelleres Wachstum aber ist schon seit Jahren unverkennbar. Es kann also nicht nur außenpolitische Ursachen haben. Wirklich treten zu solchen auch noch andere Gründe, die mehr im Technischen wurzeln.

1. Deutsche Kohlenproduktionsstatistik 1913—1923.

| Jahr | Steinkohle: Förderung in 1000 t | Steinkohle: Unterschied in % gegen Vorj. | Steinkohle: Unterschied in % gegen 1913 | Braunkohle: Förderung in 1000 t | Braunkohle: Unterschied in % gegen Vorj. | Braunkohle: Unterschied in % gegen 1913 | Braunkohlenbriketts: Erzeugung i. 1000 t | Braunkohlenbriketts: Unterschied in % gegen Vorj | Braunkohlenbriketts: Unterschied in % gegen 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1913 | 190 10[illegible] | — | — | 87 091 | — | — | 21 400 | — | — |
| 1914 | 161 285 | — 14,7 | — 14,7 | 83 700 | — 3,8 | — 3,8 | 21 200 | — 0,9 | — 0,9 |
| 1915 | 146 868 | — 9,4 | — 22,1 | 87 950 | + 5,0 | + 1,0 | 22 700 | + 7,1 | + 6,1 |
| 1916 | 159 170 | + 8,0 | — 16,2 | 94 180 | + 6,5 | + 8,2 | 24 100 | + 6,2 | + 12,6 |
| 1917 | 167 747 | + 5,6 | — 11,6 | 95 542 | + 1,4 | + 9,7 | 22 000 | — 8,7 | + 2,8 |
| 1918 | 160 500 | — 4,4 | — 14,8 | 90 663 | — 5,3 | + 15,7 | 23 100 | + 5,0 | + 7,9 |
| 1919 | 116 681 | — 20,6 | — 38,4 | 93 863 | + 6,8 | + 7,9 | 19 400 | — 16,0 | — 9,3 |
| 1920 | 131 141 | + 11,7 | — 31,1 | 111 635 | + 18,9 | + 16,8 | 23 000 | + 21,6 | + 10,3 |
| 1921 | 136 211 | + 4,8 | — 27,4 | 122 906 | + 10,9 | + 41,2 | 28 300 | + 19,9 | + 32,8 |
| 1922 | 129 965 | — 4,9 | — 31, | 137 207 | + 11,8 | + 57,8 | 29 500 | + 4,2 | + 37,8 |
| 1923 | 90 0[illegible] | — 30,8 | — 53,4 | 132 000 | — 4,8 | + 51,2 | 32 000 | + 8,5 | + 46,9 |

1) Statistische Erhebung noch nicht abgeschlossen, daher z. T. geschätzt = 2) Einschl. Ruhrrevier.

2. Deutschlands Außenhandel mit Braunkohle (in 1000 Tonnen).

| Jahr | Einfuhr von: Rohkohle | Einfuhr von: Briketts | Einfuhr von: Braunk. insgesamt | Ausfuhr von: Rohkohle | Ausfuhr von: Briketts | Ausfuhr von: Braunk. insgesamt | Gesamtbilanz |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1913 | 6987 | 121 | 7350 | 60 | 861 | 2343 | — 4807 |
| 1914 | 5628 | 131 | 6021 | 47 | 805 | 2462 | — 3359 |
| 1915 | 5133 | 147 | 5574 | 39 | 522 | 1605 | — 3969 |
| 1916 | 5296 | 139 | 5686 | 37 | 502 | 1543 | — 4143 |
| 1917 | 3017 | 95 | 3202 | 25 | 353 | 1084 | — 3118 |
| 1918 | 2015 | 56 | 2183 | 31 | 243 | 769 | — 2421 |
| 1919 | 1868 | 38 | 1982 | 13 | 246 | 751 | — 1231 |
| 1920 | 2341 | 41 | 2484 | 16 | 1437 | 4327 | + 1863 |
| 1921 | 2757 | 44 | 2899 | 36 | 925 | 2811 | — 79 |
| 1922 | 2016 | 31 | 2109 | 29 | 1037 | 3129 | + 1020 |

1) Briketts auf Rohkohle zurückgerechnet.

3. Verteilung der deutschen Braunkohlenausfuhr 1922/21 bzw 1913. (in 1000 Tonnen).

| Es erhielten: | 1922 Rohkohle | 1922 Briketts | 1921 Rohkohle | 1921 Briketts | 1913 Rohkohle | 1913 Briketts |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Frankreich | — | 604 | — | 568 | — | 64 |
| Belgien | | | | | | 104 |
| Italien | | | | | | - |
| Holland | 7 | 146 | 7 | 107 | 10 | 282 |
| Schweiz | — | 178 | — | 122 | — | 211 |
| Oesterr.-Ungarn bezw. Nachf.-Staaten | 1 | 16 | 19 | 30 | 50 | 117 |
| Dänemark | 1 | — | — | — | — | 55 |
| Schweden | — | 1 | — | — | — | 19 |
| Saar, Danzig und Memel | 20 | 87 | 9 | 96 | — | — |
| And. Länder | — | — | 1 | 2 | — | 9 |
| Gesamtausfuhr | 29 | 1037 | 36 | 925 | 60 | 861 |

Die gesteigerte Fördermöglichkeit des Braunkohlenbergbaus beruht nämlich wesentlich auf der geologischen Eigenart mancher deutschen Braunkohlenvorkommen, welche stellenweise den Verhieb überaus mächtiger Flöze im Tagebau gestattet. Diese Art des Abbaus gewährt bekanntlich ausgedehnter Anwendung maschineller Kohlengewinnungsverfahren breitesten Spielraum, und die solcherart bewerkstelligte weitgehende Ausschaltung der menschlichen Arbeitskraft ist heute besonders vorteilhaft, weil seit dem Kriege allerorten empfindlicher Rückgang des bergbaulichen Hauer- und Arbeiterleistungsfaktors eingetreten ist.

Ihre erhöhte volkswirtschaftliche Bedeutung, welche gewissermaßen als gleichzeitige Ursache und Wirkung der Fördersteigerung anzusprechen ist, verdankt schließlich noch die deutsche Braunkohle nicht zum wenigsten dem Umstand, daß man seit dem Kriege gelernt hat, alle der Rohbraunkohle innewohnenden Wertigkeiten vollkommener als vorher auszunutzen. Als Weltbritanniens Handelsblockade in Deutschland großen Mangel an Erdöl und seinen Derivaten hervorrief, den später die Abtretung eines der besten deutschen Petroleumgebiete (im Elsaß) noch verschlimmerte, da wies die Braunkohle auch hier den Rettungsweg. Es hat sich bekanntlich herausgestellt, daß man vielen Mineralkohlen durch geeignete Verfahren, wie Verschwelung, Tieftemperaturverkokung oder auf andere Weise eine Anzahl von Wertstoffen entziehen kann, aus denen sich Treib-, Schmier- und Heizöle sowie Paraffin herstellen lassen, womit also willkommener Ersatz für wichtige Erzeugnisse der Petroleumraffination gegeben ist. Uebrigens wurde hiermit eine Entwicklung angedeutet, die noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist, zumal neuere Erfahrung gelehrt hat, daß die Kohle u. U. flüchtige Bestandteile herzugeben vermag, ohne in ihrer späteren heizungstechnischen Verwendbarkeit viel beeinträchtigt zu sein.

4. Deutschlands Braunkohlenvorräte (Millionen Kubikmeter).

| Es entfallen auf | insgesamt | davon gewinnbar im Tagebau | davon gewinnbar im Tiefbau |
|---|---|---|---|
| Niederrhein. Revier | 3 697 | 2 315 | 1 382 |
| Westerwald u. Hessen | 276 | 40 | 235 |
| Mitteldeutschland | 13 023 | 4 474 | 8 618 |
| Oberbezirk | 470 | 40 | 430 |
| Zusammen: | 17 535 | 6 869 | 10 665 |

Jedenfalls ist nicht unmöglich, daß die Zukunft hier noch Ueberraschungen verheißt. Dahingehende Hoffnungen verkörpern sich schon jetzt in den mehrfach aufgefundenen Verschmisterungen zwischen Erdöl- und Kohleindustrie, von denen nur die neueren Interessenzusammenschlüsse Riebeck-Stinnes-Olea sowie Dea-Graf Bismarck erwähnt seien, mit denen manche sogar die allmächtige Standard Oil Co. in Beziehung setzen wollen.

Hiedurch gerät unsere Erörterung auf das weite Feld weltwirtschaftlicher Kohlenfragen. Und hier wird eine Einschränkung des Gesagten vonnöten. Wenn oben dargelegt wurde, daß die Braunkohle fähig ist, für Deutschland alle durch den Friedensschluß gerissenen kohlenwirtschaftlichen Lücken mehr oder weniger auszufüllen, so gilt das nur für den inneren Markt. Dagegen ist die deutsche Steinkohle in ihrer weltwirtschaftlichen Bedeutung, welche Deutschland einst zur Kohlengroßmacht ersten Ranges machte, schlechthin unersetzlich. Denn die weltwirtschaftliche Stellung der deutschen und anderer Braunkohlen war früher ziemlich belanglos und ist es bis heute noch geblieben.

Die Braunkohle verträgt in keiner Form weiten Transport und eignet sich daher schlecht zum Massenversand. Als ausländische Absatzmärkte für den deutschen Braunkohlenbergbau kamen und kommen daher nur kohlenarme Nachbarstaaten in Frage, doch blieb die Ausfuhr stets verhältnismäßig gering. Zudem steht ihr eine meist viel größere, wirtschaftsgeographisch begünstigte Braunkohleneinfuhr gegenüber. Böhmische Braunkohle, der deutschen ohnehin an Heizwert und Güte überlegen, und mit der billigen Wasserfracht des Elbweges nordwärts versandt, ist in Deutschland, unter normalen valutarischen Verhältnissen, wettbewerbs- und absatzfähig.

Auch während des Krieges hielt sich die Einfuhr böhmischer Braunkohle noch auf ansehnlicher Höhe. Erst mit dem letzten Steigen der Tschechenkrone ist sie rasch und beträchtlich zurückgegangen. 1923 war sie sogar geringer als im letzten Kriegsjahr.

Weitere Einzelheiten über Deutschlands Braunkohlenaußenhandel sind auf den Zahlentafeln 2 und 3 ersichtlich. Ergänzend ist anzumerken, daß unter normalen Verhältnissen die Bilanz meist für Rohkohle passiv, für Preßkohle stark aktiv ist. 1922 betrug monatsdurchschnittlich für erstere der Einfuhrüberschuß 165 000 Tonnen, für letztere die Mehrausfuhr 33 000 Tonnen. Seither haben Ruhrbesetzung und Rückgang der böhmischen Einfuhr diese Zahlen teils auf Kosten, teils zugunsten Deutschlands verändert. Die Gesamtbilanz ist positiv, seit vermehrte Belieferung mit deutscher Kohle die böhmische Einfuhr zurückgedrängt hat.

Eine einwandfreie Berechnung unseres gesamten Braunkohlenvorrats wurde erst vor kur[illegible] unter sachverständiger und sorgfältiger Berücksichtigung neuester Forschungs- bzw. Bohrergebnisse angestellt. Nach Friedensschluß veranlaßte die Notwendigkeit, für Wiederaufbauzwecke einen klaren Ueberblick über alle verfügbaren deutschen Bodenschätze zu erhalten, die preußische geologische Landesanstalt in Berlin zu einer neuen Bestandsaufnahme des Gesamtinhalts aller nutzbaren Lagerstätten. Für Braunkohle sind die Ermittlungen vor einiger Zeit abgeschlossen. Ihr Ergebnis ist auf Zahlentafel 4 veranschaulicht.

Wie ersichtlich, wurde die Berechnung für Tagebau- und Tiefbauvorräte getrennt durchgeführt, wobei die unvermeidlichen Abbauverluste mit 30 bzw. 50 Proz. angenommen und eingerechnet sind.

Der gesamte deutsche Braunkohlenvorrat beläuft sich nach Vorstehendem auf rund 17,5 Milliarden Kubikmeter, d. s. 23—24 Milliarden Tonnen, von denen 6,9 Milliarden Kubikmeter oder annähernd 40 Prozent mittels Tagebau gewinnbar sind.

Die Förderleistung der einzelnen Reviere entspricht ungefähr, aber nicht genau, ihrem Vorratsanteil. Für die wichtigen Tagebaureviere ist sie wesentlich größer, außerdem in weiterer Zunahme begriffen, weil auch das Verhältnis der Tagebauförderung zur gesamten Kohlengewinnung sich noch ständig vergrößert. Vor dem Krieg stellte es sich auf 50, 1923 auf fast 90 Prozent.

Die oben mitgeteilten Zahlen lassen erkennen, daß Deutschlands Braunkohlenvorrat, selbst bei der zu erwartenden weiteren Zunahme der heutigen Förderziffer und ohne den besetzten Rheingau, noch fast 150 Jahre ausreicht. Diese Feststellung gewährt einen der wenigen lichtvollen Ausblicke in unsere volkswirtschaftliche Zukunft.

---

Hannover, 10. Januar.

Eine fünfundsiebzigjährige Wirksamkeit im öffentlichen Leben ist eine wahrlich ausreichende Bewährungsfrist. Wenn Sie nach Ablauf dieser Bewährungsfrist mit Befriedigung auf die führende Stellung blicken können, die Sie sich im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben Nordwestdeutschlands errungen haben, so verdanken Sie das drei Eigenschaften: Unabhängigkeit der Gesinnung, die sich nicht durch Tagesmeinungen und Schlagworte beirren läßt, innere geistige Freiheit, die es Ihnen ermöglicht, das Gute und Echte zu erkennen, wo es sich auch finden mag, und endlich echt deutsche Gesinnung, die sich nicht an Worten berauscht, dafür aber um so tiefer ist. Daß Ihnen diese Eigenschaften erhalten bleiben mögen, ist mein Wunsch zu Ihrem Ehrentage.

**v. Oswald,**
Geheimer Kommerzienrat, Bergassessor a. D.
Vorsitzender des Aufsichtsrates der Rombacher Hüttenwerke.

---


Friedrich Schlinker & Co.

Eisen-, Röhren- und Armaturen-Grosshandlung

HANNOVER

Fernspr. Nord 4421-22 — Telegr.-Adr. Bergschlinker

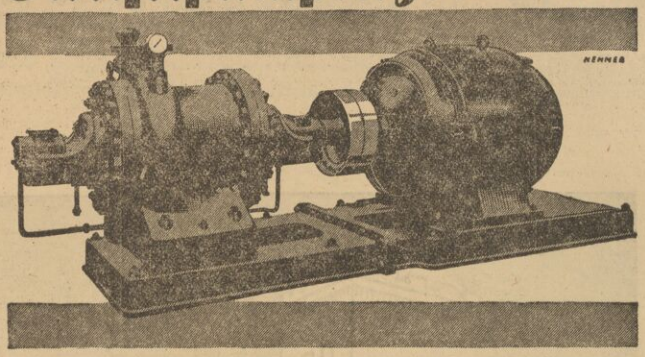
Stabeisen
Formeisen
Bleche aller Art
Grubenschienen
Schienennägel
Schrauben
Nieten
Lagermetall
Lötzinn

Siederöhren
Glasröhren
Flanschenröhren
Muffenröhren
Flanschen
Fittings
Absperrschieber
Absperrventile
Armaturen jeder Art



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [54]

# Kreiselpumpen jeder Art



Spezial-Laugenpumpen für die Kali-Industrie · Dampfmaschinen mit Zwischen- oder Abdampfverwertung · Dieselmaschinen jeder Größe

**Gebrüder Sulzer Akt.-Ges., Ludwigshafen a. Rh.**

Zweigbüro Hannover, Bödekerstraße 93

---

# Hanno-Gesellschaft für Kontorbedarf

## m. b. H., Hannover, Luisenstraße 5.

Fernsprecher: Nord 4035-4036.

**„Hanno"-Büromöbel in allen Holz- und Stilarten, Büro-Maschinen, System-Registraturen, System-Buchhaltungen, systematische Arbeitseinrichtungen.**

**Fachmännische Beratung in allen Fragen des Organisations-Wesens.**

Generalvertretung der nachstehend aufgeführten Werke:

„Hersa"-Büromöbelfabriken, G. m. b. H., Stettin.

Christoph & Unmack, A.-G., Niesky - O.-L., Abt. Regis-System-Registraturen.

Gebrüder Weinmann, Berlin, „Oda"-Organisationsmittel.

Triumph-Werke, A.-G., Nürnberg, Abt. „Triumph"-Schreibmaschinen.

F. Soennecken, Bonn-Rhein, Abt. „Excelsior"-Kopiermaschinen.

Printator, G. m. b. H., Berlin, „Printator"-Etiketten-Druckmaschinen.

Wedruma-Müller, Leipzig, „Wedruma"-Werbedruckmaschinen.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [55] - -




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [56] · ·

Sonntag, 20. Januar 1924.

1849 Hannover 1924

# Das Kampfspiel · Sportbeilage zum Hannoverschen Kurier

**Amtliches Organ** des Hauptausschusses für Leibesübungen des VI. Kreises (Hannover-Braunschweig) der deutschen Turnerschaft, des Bezirks 7 im Norddeutschen Fussballverband, des Norddeutschen Rugbyverbandes, des Hannoverschen Hockeyverbandes und des Deutschen Rodelbundes.

## Carl Diem.

Eine Würdigung

von

Professor Brosmer.

Carl Diem ist als Schriftsteller erst in der Nachkriegszeit durch seine hauptamtliche Stellung als Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen weiteren Kreisen bekannt geworden. Daneben entfaltete er als Mitbegründer der Deutschen Hochschule für Leibesübungen im Dienste der wissenschaftlichen Ausbildung und Forschung eine sehr energische, oft ganz zu Unrecht angegriffene literarische Tätigkeit. Ursächlich oft angegriffen von Leuten, die eigentlich froh sein müßten, daß es noch Männer mit ausgesprochener Tat- und Willenskraft gibt. Die Geschichte wird diesen hemmenden Persönlichkeiten, die meistens in zweiter Linie standen, kein erfreuliches Zeugnis ausstellen. Die deutschen Verbände für Leibesübungen haben Diems Wirken, soweit es ganz neutral war, viel zu verdanken. Und der wissenschaftlichen Forschung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen hat Diem auf literarischem Wege geholfen, die Anerkennung des physiologischen und biologischen Prinzips zu erreichen. Heute reden viele Leute klug über die neueren (von F. A. Schmidt seit fast 40 Jahren vertretenen) Anschauungen. Aber sie vergessen, daß gerade die Deutsche Hochschule für Leibesübungen von Anfang an in diesem Sinne ihre praktischen Uebungen aufbaute. Dort war die Tat vor oder mindestens mit dem Wort. Kaum eine andere Schöpfung einer freien deutschen Körperschaft hat solch heftige, meist indirekte Anfeindungen ausstehen müssen. Diem hat sich besonders durch seine unermüdliche geschickte literarische Tätigkeit in der Tagespresse und in den führenden Zeitschriften durchgesetzt. Heute vollkommen. Ein kleiner Kreis unabhängiger, freier Männer stützte ihn von Anfang an. Wie schwer war es doch noch vor 3 Jahren für Diem einzutreten. Ueberall'n waren Warnungen ergangen. Woher denn? „Die alten Leute wissen schon." Dieser Diem wollte sich in alles „einmischen", als ob es nicht gerade stets ein Vorzug des deutschen Geisteslebens gewesen wäre, frei die Ansicht zu äußern, sie zu begründen und dafür zu werben.

Als Schriftsteller ist Dr. Diem sehr vielseitig gewesen. Seine gewandte Feder, sein schalkhaftes Temperament, eine vortreffliche Schilderungskunst und ein feinfühliges Naturverständnis haben ihn längst vor dem Kriege prächtige Essays schreiben lassen. Sie sind eingegliedert in seinem neuesten Buch „Sport ist Kampf" (Verlag Hackebeil, A.-G., Berlin S. 14). Als „100-Mark-Commis" (1906!) nahm er als Leiter der deutschen Mannschaft an den olympischen Spielen in Athen teil. Ehrenamtlich war der Auftrag. Diem brachte seine persönlichen Mittel dadurch auf, daß er täglich für drei deutsche Zeitungen einen Artikel schrieb, so jedoch, „daß keiner dem andern glich." Ist solch ein frischer Unternehmungsgeist und solch ein herber Idealismus in die Nachkriegszeit hinübergerettet worden? Die Arbeiten gediehen so, daß er nach der Rückkehr in einer Schriftleitung eintreten konnte. „Meine Laufbahn begann," sagte er. Wie kreuz und quer diese Bahn lief, zeigen die Kapitel des sehr unterhaltend geschriebenen Buches „Sport ist Kampf".

Ein kurzes Kapitel ist überschrieben „Götz". Es ist keine Frage, daß der alte Turnführer Götz den jungen Fuchs erkannt hat. Dr. Diem hat sich in die technische Seite des deutschen Turnens zusehends eingearbeitet und ist in seinem Urteil ruhiger und gerechter geworden. Man ersieht dies aus der Grundstimmung der soeben erschienenen Neuauflage seines Buches: „Zur Neugestaltung der Körpererziehung" (Verlag Wiedmann, Berlin), in dem er sich mit physiologischen und biologischen Problemen im Aufriß beschäftigt.

Aber nicht alles, was auf dem Gebiet der Leibesübungen blüht, läßt sich rein pädagogisch oder biologisch fassen. Es kommt auch hier nicht nur auf die Leistung, sondern auch auf den geistigen Inhalt an. Das deutsche Turnen ist aber zunächst eine volkstümliche Bewegung als freie Erziehung und Gesinnungsgemeinschaft gewesen und muß dies auch bleiben. Aus diesen inneren Gründen allein hängen so viele von ganzem Herzen an ihr. Das Systematische im technischen Uebungsaufbau und die freie Auswahl des Uebungsstoffes muß sich auf wissenschaftlicher Grundlage ergeben. Diese Dinge ändern sich. Der Geist aber muß bleiben und wirken, sonst kann von einer Turngemeinde nicht mehr gesprochen werden.

Diem, der durch Herkommen und Neigung ein Sportsmann ist, hat für die Forderung der uns alle umschließenden Probleme in steigendem und glücklichem Maße Sinn gehabt. Gerade als Schriftsteller! In echtem Blüchergeist hat er die Herausgabe des „Handbuches für Leibesübungen" begonnen. Drei Bände von den 30 geplanten sind erschienen. Das Unternehmen steht bis jetzt in der Weltliteratur einzig da. Nebenher gehen die „Beiträge zur Turn- und Sportwissenschaft", Monographien einzelner Gebiete. Diem war Bahnbrecher auch auf literarischem Gebiete.

## Der Boxsport.

Von

Jimmy Roche.

Nach langen, physisch und moralisch zermürbenden Kriegsjahren hat man den wahren Wert der Leibesübungen erkannt. Der Sturmlauf der gesamten, Leibesübung treibenden deutschen Jugend gegen Bequemlichkeit und Vorurteil, Rückständigkeit und Stumpfsinn hat sich in allen deutschen Gauen fühlbar gemacht. Unsere körperliche Erziehung muß gleichwertig werden unserer geistigen und beruflichen. Es fehlt ein ergänzendes körperliches Sichausarbeiten in freier Luft. Fußball und Leichtathletik, Rudern und Schwimmen, Ringen und Schwerathletik haben in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung genommen, während man in Amerika und Australien, in England und Frankreich zum männlichsten aller Sports, zum unvergleichlich schönen Kampfessport, dem Boxen, seine reitende Zuflucht als Regenerator genommen und diesen sogar in Schulen, Universitäten, beim Militär und den Polizeibehörden zum obligatorischen Teil in den Unterrichts- bezw. Dienststunden gemacht hat. Inzwischen hat nun auch der vor dem Kriege aus Unkenntnis seiner erzieherischen Werte so stark verkannte Boxsport in Deutschland seinen Einzug gehalten. Die fast ungehemmte Entwicklung des Boxens ist lediglich auf die hohen erzieherischen Werte zurückzuführen, deren Erkenntnis sich nun bei uns in fast allen Schichten der Bevölkerung immer mehr Bahn bricht. Das tiefere Eindringen in die Sphäre dieses Sports, der wie kein anderer höchste physische und vor allem geistige Qualitäten von seinen Jüngern verlangt, wird und muß eine immer stärkere Ausbreitung desselben in unserem Vaterlande zur Folge haben. Jetzt, nachdem die Manneszucht, die so oft verfluchte und ebenso oft gelobte, entfesselt, jede Disziplin gebrochen und uns alles genommen ist, ist es unser Ziel, in diesen Zeiten mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zur Hebung der Volkskraft und Volksgesundheit zu wirken. In dieser Hinsicht steht an erster Stelle der Boxsport. Derjenige, der das Boxen als einen Akt brutaler Kraft betrachtet, bei dem zwischen zwei Gegnern nur der körperlich stärkere Aussicht auf einen Sieg hat, ist kurzsichtig und bekundet nur, daß er vom innersten Wesen dieses Sports durchaus falsch unterrichtet ist. Boxen ist die Verteidigungskunst, ist Fechten mit Naturwaffen, entwickelt und stärkt die edelsten männlichen Tugenden: wie Geistes-

**Allrussischer Lastkraftwagen-Wettbewerb**

des Bundes sozialistischer Sowjetrepubliken auf der Strecke Moskau—Twer—Moskau, Oktober 1923

Bei dieser seit Jahren erstmalig wieder veranstalteten internationalen **Lastwagen-Prüfung** großen Stils war die Marke VOMAG mit zwei bereits im vergangenen Jahre gelieferten und wahllos herausgegriffenen, also für die schwierigste aller bisherigen Dauerfahrten nicht besonders hergerichteten Dreitonner-Fahrzeugen beteiligt, die beide **strafpunktfrei** über die durch dauernden Regen grundlosen Straßen liefen

**VOMAG**

**ERSTER**

**Alleiniger Sieger im Gesamtergebnis — Einziger Gewinner des Wanderpreises**

vor 14 Wettbewerbern der bekanntesten Marken aus Deutschland, Amerika, Frankreich, England, Italien, Oesterreich usw.
Sämtliche Konkurrenzwagen fuhren unter Vollast und unter plombiertem Verschluß der wichtigsten Konstruktionsteile, wie Motor, Steuerung u dergl. Für die Preiszuerkennung waren ausschlaggebend

**Größte Wirtschaftlichkeit** (Betriebsstoff- und Oelverbrauch usw) **während der Fahrt**

**Bester technischer Zustand** (Verschleiß Formänderungen usw.) **nach der Fahrt**

Für die Kenner der VOMAG-Nutzfahrzeuge bedeutet dieser überlegene Sieg, der deutsches Erzeugnis an die Spitze der internat. Fabrikate stellt, keine Ueberraschung, sondern eine Bestätigung des Fachurteils über die Berliner Lastwagen-Ausstellung, das lautet:

**Die VOMAG-Konstruktion ist unerreicht in Einfachheit und Zuverlässigkeit!**

**Vogtländische Maschinenfabrik A.-G. (VOMAG), Plauen i. V.**

Gesellschafterfirma des Deutschen Automobil-Konzerns (D. A. K.), Leipzig

**Verkaufsstelle: Deutsche Automobil-Handels-Gesellschaft m. b. H. (D. A. H.), Hannover, Prinzenstrasse 21.**

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [57] - -

gegenwart, Mut, Kaltblütigkeit, Hartnäckigkeit und Entschlußkraft, Ausdauer und Willensstärke und versteht somit seine Jünger mit der in unserer schweren Zeit notwendigen Summe von Lebenskraft und Unternehmungsmut, Eigenschaften, die unerläßlich notwendig sind, wenn man wohl vorbereitet den Kampf mit dem Dasein aufnehmen will. Es gilt die Wehrkraft und die Muskulatur des Volkes zu fühlen, für den einzelnen — neben der Aneignung von praktischen Vorteilen wie Selbstverteidigung — auch die harmonische Entwicklung der Gliedmaßen. Es gilt, dem toten Gestein künstlerischer Gestaltung des Altertums ebenbürtige Armende gegenüberzustellen.. Welch stolze harmonische Kraft strahlt aus den Körpern der alten Griechen, und vor uns steht das historische Bild der Olympischen Spiele, an uns vorbei ziehen die Reihen der Läufer und Springer, der Diskuswerfer, der Ring- und Faustkämpfer, und sie alle, besonders aber die beiden letzteren Gruppen, zeigen uns die Wirkung sorgfältigster Pflege und Uebung an dem wunderbaren herkulischen, ebenmäßigen Bau ihres Körpers. Die Wirkung auf Geist und Moral aber zeigt uns das Blühen und Emporschießen einer Nation, unter deren Gesetzen die Körperkultur die Pflicht jedes einzelnen war. Die Leistungen deswegen als unwesentlich und beachtungsunwürdig zu übergehen, weil sie nicht auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft oder des Militärwesens entstanden, sondern nur auf der sportlichen Arena erworben sind, ist verkehrt. Der Zusammenhang zwischen Sport und Volkskraft ist, wie der Zeitfortschritt immer wieder lehrt, ein festgefügter und der Höhepunkt einer starken, alle Volkskreise umfassenden Körperkultur.

## Hannoversche Musterturnschule.

Von

**C. Loges.**

Die Hannoversche Musterturnschule für ideale Körperbildung ist vom Leine-Weser-Gau zu dem Zweck eingerichtet, die Leibesübungen für das weibliche Geschlecht loszulösen von denen für das männliche Geschlecht und ihnen eine eigene Richtung zu geben, bei der dem nicht nur ganz anders gerichteten weiblichen Körper in Bau, Funktion und Aufgabe Beachtung geschenkt wird, sondern auch die weibliche Psyche berücksichtigt wird.

Dieses hohe Ziel verfolgt die Leitung der Schule seit etwa vier Jahren. Und die unermüdliche, alle Widerstände brechende Arbeit ist für das gesamte Mädchen- und Frauenturnen im Leine-Weser-Gau, im 6. Turnkreis und weit über dessen Grenzen hinaus, ja selbst im Ausland (Hollandreise 1923) von tief einschneidender Bedeutung gewesen. Durch verschiedene Kurse für Turnlehrerinnen blieb auch das Seniorturnen nicht ohne Anregung. In 39 Vorführungen konnte die Schule Beweise ihres Fortschrittes bringen. Sie hat sich damit in vielen großen Städten der fachmännischen Kritik ausgesetzt, aber überall Anerkennung gefunden. Selbst die Kreise, die engherzig an dem Frauenturnen in der Richtung des Männerturnens arbeiteten und die Musterturnschule als Tanzschule bezeichneten und die von der freien Bewegung des Körpers, sei es bei den Freiübungen, Hüpfen und Springen oder Tanz, nichts wissen wollten, sind durch die Vorführungen belehrt.

Die Schule erstrebt die Heranbildung von Vollmenschen. Die Ausbildung des Körpers als Selbstzweck, irgendwelcher besonderer Leistungen willen oder im Sinne des Schönheitskultes wird abgelehnt. Gesundheit, Kraft, Gewandtheit und Ausdruck werden angestrebt und bilden in ihrer Gesamtheit den Kernpunkt für Leistung und schönheitliche Form.

Als Mittel bedient sich die Schule solcher Bewegungsformen, die geeignet sind, dem Kinde die ihm eigene natürliche Beweglichkeit zu erhalten und dem Erwachsenen die ihm verlorengegangene hemmungslose Beweglichkeit wieder zu verleihen, die ferner geeignet sind, die inneren Organe, Herz und Lunge und damit in Verbindung den Stoffwechsel zu fördern und den Knochen- und Muskelbau zu entwickeln.

Die starren Bewegungsformen des alten Spieß-Maußschen Turnens, die nur auf Stellungen berechnet sind, also rein äußerlicher Zwecke wegen geturnt werden, bei denen der natürliche Bewegungsablauf gehemmt wird und die dem ganzen Freiübungsturnen den Stempel der Langweiligkeit und wegen ihrer Starrheit der Leblosigkeit aufgedrückt haben, sind vollkommen ausgeschaltet.

Das ursprüngliche Turnen, wie es Guts-Muts und Jahn geschaffen haben, dient wieder als Grundlage, auf der aufgebaut wird. Schon diese, besonders Guts-Muts, nahmen die Gründe zu einem System vom menschlichen Körper, nicht von Stellungen und Haltungen. Das Leben selber gibt die Formen und Bewegungsrichtungen an. Und so wie im Menschen alles lebt und ständig einer flutenden, nie stille stehenden Tätigkeit unterworfen ist, so sollen auch die Bewegungsformen geschaffen sein.

Als wesentlichste Formen werden solche im Stehen, Gehen, Laufen und Springen verwendet, die in Verbindung mit einer gründlichen Ausbildung der Rumpfmuskulatur unter Berücksichtigung fortgesetzter Spannung und Lockerung die geschmeidige Beweglichkeit fördern sollen.

Der Tanz als Körperkultur im reinsten Sinne des Wortes ist das Ziel aller Leibesübungen der Schule. Dieser Uebungszweig mit einer vielseitigen Vorübung brachte eigentlich erst die reinliche Scheidung zwischen dem weiblichen und männlichen Uebungsstoff. Alles Tanzen geht auf Turnen zurück. Nur mit einer gründlichen Körperschulung läßt sich der Tanz vereinbaren. Der Tanz ist darum die Bekrönung einer allseitigen Körperbeherrschung. Er liegt dem weiblichen Wesen, darum wird er auch viel leichter erlernt als die schwierigen Uebungsformen an den Geräten.

Darum sei das Geräturnen aber nicht ausgeschaltet. Die Uebungen des Mutes und der Geschicklichkeit und diejenigen der Streckung des Körpers im Hang sind zur vollkommenen Ausbildung unbedingt erforderlich.

## Durchs Rennglas.

**Rückblicke und Ausblicke auf den grünen Rasen. — Statistisches. — Die Not der Provinzrennvereine. — Unsere Herrenreiterei. — Was bietet die Bult 1924?**

Von

**Walther Crome-Schwiening.**

Die Rennsaison ist vorüber. Nur noch einige Wochen Atempause, dann setzt das pulsierende Leben auf den Galopprennbahnen wieder ein. Blickt man auf die verflossene Rennzeit mit kritischem Auge zurück, so muß man leider sagen, es war nicht immer alles so im deutschen Rennbetrieb, wie die Turfleute auf der einen Seite und das große Publikum, das erfreulicherweise in immer stärkere Anzahl die Rennbahnen besucht, auf der anderen Seite es sich gedacht hatten. Gerade die Masse ist ja der schärfste Kritiker, und nicht mit Unrecht hat man des öfteren von verschiedenen deutschen Rennplätzen gehört, wie mangelhaft manche Renntage organisiert waren, und wie wenig auch bisweilen der technische Rennbetrieb klappte. Daß unsere Leinestadt hierbei eine rühmliche Ausnahme macht, sei bei dieser Gelegenheit anerkannt. Der unheilvolle, verlorene Krieg hat dem deutschen Rennsport Wunden geschlagen, so tief und schwer vernarbend, daß noch manche Saison ins Land ziehen wird, bis wieder die alte Blütezeit erreicht ist. Aber

**deutsche Energie und deutscher Sportgeist**

werden sich immer den auftretenden Schwierigkeiten entgegenstellen, und sie werden es letzten Endes auch sein, die in dem Kampfe um das Ansehen und das Wiederemporwachsen des deutschen Rennsports siegen werden. Eine wenig erfreuliche Nachkriegserscheinung ist auch heute noch nicht ganz verschwunden — die zahlreichen kleinen Rennställe von Leuten, die den Krieg zum Reichwerden benutzen konnten und nun glaubten, in die Reihen unserer guten, mit dem Rennsport seit langem innig verwachsenen Rennstallbesitzern der älteren Garde mit eintreten zu müssen. So schossen, als das deutsche Turfleben wieder in die „Friedensjahre" einlenkte, diese „Neuen" wie Pilze aus dem Boden, und die Liste der Rennstallbesitzer und der „Auch-Rennstallbesitzer" ist recht umfänglich geworden. Ob das zum Besten unseres Rennsports ist, möchte ich füglich bezweifeln. Aber als Mann von Passion muß man eben immer wieder die Hoffnung verlieren, daß alle diejenigen allmählich wieder von der Bildfläche des grünen Rasens verschwinden, zum Heile des gesunden deutschen Rennsports. Leider ist in den letzten Jahren viel von der echten, rechten Passion der älteren Turfgarde verschwunden, und diese muß wieder geweckt werden.

Rein sporttlich betrachtet, stand die verflossene Flachrennsaison fast durchweg

**im Zeichen der blauweißen Streifen**

der Herren A. und C. v. Weinberg, und zwar waren es vornehmlich die beiden Dreijährigen Augias und Ganelon, die durch ihre Schlag auf Schlag einsetzenden Erfolge alle bedeutenden Rennen des deutschen Turfs gewannen. Eine nicht gerade gute Saison hatten die schwarz-weißen Streifen des Hauptgestüts Altefeld zu verzeichnen. Aberglaube war noch mit der beste Vertreter. Sein bekannter, enormer Speed verhalf ihm zu manch hübschem Sieg. Der Stalljockey Zimmermann war auch nicht immer der richtige Reiter für die schweren Altefelder Pferde, und seine Ritte ließen manchmal arg zu wünschen übrig. Start in den Vordergrund der verflossenen Saison traten die Insassen des Stalles L. und W. Stlarek, der besonders in dem sich glänzend bewährten Famulus und Eigilbert seine stärksten Waffen hatte. Auch auf der Hindernisbahn waren die Farben dieses Stalles äußerst erfolgreich. Das Gestüt Weil hatte in dem stets bran nach vorn laufenden Hampelmann seinen besten Vertreter, der fast zwanzig Male gestartet wurde. Der Stall Oppenheim sowie der Breslauer Stall Lewin können ebenfalls auf keine allzu glückliche Rennzeit zurückblicken, und ihnen schließen sich noch manche bekannte Rennstallbesitzer an, von den kleinen und kleinsten ganz zu schweigen, die bei starker Konkurrenz gar nicht aufkommen können. Die Opelschen Pferde wurden meistenteils in der Provinz gestartet und galoppierten sich dort ihren Hafer redlich zusammen. Im Westen des Reiches dominierten die Pflegebefohlenen der Trainer J. Blume und Schunk, und Freigeist und Mißgunst waren die gewinnreichsten Pferde dort. Was unseren jüngsten Jahrgang betrifft, so hat er nicht den Erwartungen entsprochen, die man auf ihn gesetzt hatte. Den erfolgreichsten Zweijährigen stellte der Stall Seidlitz-Sandreczki mit Patrizier. Auch einige Bemerkungen über

**die Erfolge heimischer Farben,**

die mit der Familie Reinicke in engster Verbindung stehen. Der sehr tüchtige und umsichtige heimische Trainer G. Reinicke brachte es trotz der starken Konkurrenz mit seinen Pflegebefohlenen auf insgesamt 37 Erfolge auf dem grünen Rasen. Das ist eine famose Leistung, zu der man Vater Reinicke nur beglückwünschen kann. Er hat in seinem Aeltesten, Erich, einen Jockei, der für die Insassen des väterlichen Stalles das richtige Gefühl mitbringt und der vor allem auch mit dem Kopfe reitet. Auch dem heimischen, fleißigen Trainer Broda, dem kurz vor Toreschluß noch ein hübscher Sieg beschieden war, sei die Anerkennung nicht versagt.

Im Hindernissport war es der Stall des Filmmannes Oswald, der durch kostspielige, große Pferdeankäufe triumphierte. Herzog, Fuchsmajor, König Midas, Perikles waren es, die die rotgelben Jacken von Sieg zu Sieg trugen, so daß Oswald an die Spitze der erfolgreichsten Hindernisrennstallbesitzer trat. Wie schon oben erwähnt, trugen die Sieger auch oft die Farben des Stalles L. und W. Stlarek, der sich namentlich auf Alarid Ceres und Geldulf stützen konnte. Dann kommt ein alter, in den letzten Jahren stark in den Hintergrund geratener Stall, der des Herrn Heinz Stahl, der sein Material, nachdem es arg reduziert war, wieder durch gute Käufe ergänzte. So bildeten u.a. Ritter Blaubart, Giramete und Eidmete wertvollen Zuwachs im Stahlschen Stalle. Arg vom Pech verfolgt war zwischen den Flaggen das Gestüt Starpel. Die beiden prachtvollen Steepler Feierabend und Argelus gingen durch gefährliche Stürze in den Pferdehimmel ein. So blieb es vor allem Ortus, der aus dem Stalle Bett erwarbenen Machenschaft und Romberg vorbehalten, die Starpelschen Farben ehrenvoll zu vertreten. Ein gutes Pferd besitzt u. a. der Stall O. Traun in Rautendelein, die mehrere Rennen gewinnen konnte. Aus den Vollblütlern nahm Rächer die führende Stelle der Hindernispferde ein.

**Ein trübes Kapitel**

in der Bilanz des deutschen Rennsports bildet in den Nachkriegsjahren — und in besonders erschreckendem Maße zeigte sich das in der letzten Saison — die Not der Provinz-Rennvereine. Die damals von Woche zu Woche sich steigernde Geldentwertung im Bereich mit den übrigen unheilvollen wirtschaftlichen Faktoren konnte naturgemäß nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Rennvereine bleiben. Und daß die kleineren Vereine die Hauptleidtragenden waren, versteht sich von selbst. So mußten wir denn im vergangenen Jahre die höchst bezeichnende Tatsache erleben, daß einige Provinzvereine gegen Schluß der Saison, nachdem sie schon mit Hängen und Würgen sich bis dahin durchgekämpft hatten, einige ihrer Herbstrenntage ganz ausfallen oder doch wenigstens sehr starkeinschränken mußten, denn was die Abhaltung eines einzigen Renntages kostet, davon hat der Laie nicht die leiseste Ahnung. Daß es unserem hannoverschen Rennverein trotz aller wirtschaftlichen Nöte dennoch gegückt ist, so tapfer das Rennjahr 1923 durchzuhalten und er keine noch so enormen Kosten scheute, bis zum allerletzten Renntag den Besuchern der Bult gute Pferderennen zu bieten, das sei auch an dieser Stelle noch einmal anerkannt. Das Entgegenkommen gegenüber den Provinzrennvereinen war von den maßgebenden Stellen oft gleich Null, und wie manch erbitterte Strauß mußte zwischen Provinz und den maßgeblichen Behörden dieserhalb ausgefochten werden. Deshalb ist im Interesse der gesamten Provinz Rennvereine nur zu wünschen, daß wenn in Kürze in Berlin über die neuen Renntermine im Reiche verhandelt wird, bei den Besprechungen mehr Mitgefühl mit der Provinz gezeigt wird. Auch dem geringen Entgegenkommen gegenüber den Provinz-Rennvereinen seitz auch die Reichsbahn starken Anteil, die indezug auf Pferdetransporte usw. wenig Rücksicht zeigte. Auch hier tut eine eingreifende Aenderung im Interesse der Erhaltung des deutschen Rennsports unbedingt not. Denn nur ein Hand-in-Hand-Arbeiten kann den deutschen Rennsport wieder heben, aber keine Zentralisation auf der einen Seite und das Sterben des Rennsports in der Provinz auf der anderen.

Und noch an einem weiteren bedauerlichen Kapitel im deutschen Turfleben darf man nicht achtlos vorübergehen: das ist

**das Sinken der Herrenreiterei.**

Wer erinnert sich nicht mit Freude der schönen Herrenreiten in den Jahren vor dem Kriege? Seit Kriegsende ein ständiges Sinken dieses Zweiges des deutschen Turfs. Man braucht wahrlich nicht lange nach den Gründen dafür zu suchen. Einmal hat der Weltkrieg sehr viele unserer Besten im Rennsattel draußen im Heldenkampfe dahingerafft, dann haben sich zahlreiche bekannte Rennreiter vom grünen Rasen zurückgezogen und drittens — der wundeste Punkt — es fehlt uns an geeigneter Nachwuchs. Die durch den Schandfrieden von Versailles eingetretene starke Verminderung des deutschen Heeres hat natürlich ein Uebriges dazu beigetragen, die Reihen unserer Rennreiter gewaltig zu lichten. Die Klassereiter, die wir heute noch besitzen und die sich aktiv an Rennen beteiligen, kann man gut an den Fingern abzählen. Daß von den paar übriggebliebenen Klasse-Herrenreitern noch einige von der alten Garde — man denke nur beispielsweise an die Herren Braune (diesen besonders), v. Bachmayr, v. Borchem usw. — in den Rennsattel steigen, das zeugt doch wahrlich von einer seltenen Liebe zum schönen Rennsport. Mit dem Wiederaufblühen des deutschen Rennsports muß aber auch das Wiedergroßziehen unserer Herrenreiterei innig verbunden sein. Und hieran können auch unsere Rennvereine regeren Anteil nehmen, indem sie wieder mehr reine Herrenreiten in ihre Veranstaltungen aufnehmen. Wenn auch unsere Herrenreiter jetzt gegen Jockeys starten dürfen — und man hat ja sehr oft in Rennen die erfreuliche Tatsache feststellen müssen, daß sich im Finish die Ersteren als die Besseren erwiesen — so ist die Beschäftigung unserer Herrenreiter jetzt doch relativ viel zu gering, um junge Talente, die hier und dort schlummern, zu wecken, auf daß sie würdige Nachfolger großer Vorbilder werden.

**Die diesjährige Saison auf der Bult**

wird sich aller Voraussicht nach wieder in dem gleichen Rahmen halten, wie im vergangenen Jahre. Beantragt sind vom Hannoverschen Renn-Verein folgende Termine: 6. und 8. April, 11. und 13. Mai, 8., 9., 12. und 15. Juni, 3., 5., 7. und 10. August, 14. und 16. September. Werden diese Termine genehmigt, würden wir also wieder einmal zwei viertägige, zusammenhängende Meetings haben, die schon deshalb vorteilhafter sind, als hierzu eine größere Expedition auswärtiger Ställe nach der Leinestadt zu erwarten steht. Die beiden hiesigen Trainer G. Reinicke und Broda werden wieder mit einem stattlichen Pferdematerial in die Ereignisse auf der Bult eingreifen. Es ist also ein gutes Rennjahr für Hannover zu erwarten.


# Die ersten grossen Kredite
## für Industrie, Handel und Landwirtschaft!

Die Verhandlungen mit unserem Bank-Konsortium sind nunmehr erfolgreich zu Ende geführt.

Wir verkaufen **auf Kredit** bei geringer Anzahlung

**100 Lastkraftwagen — 100 Anhängewagen**

fabrikneu oder wenig gebraucht **zu Vorzugspreisen.** Alle Grössen und namhaften Fabrikate am Lager. 6 Monate Vollgarantie. — Nur obige 100 Fahrzeuge werden auf Kredit verkauft. Es empfiehlt sich daher, zeitraubende Korrespondenz zu vermeiden und abschlussberechtigte Herren umgehend nach hier zu entsenden, bevor die grosse Auswahl vergriffen ist.

Fritz Troschke A.-G. für Lastkraftwagen, Berlin-Schöneberg, Hauptstrasse 91-93 (Telegr.-Adr.: Fritokraft Berlin, Fernsprecher: Rheing. 2481-83)

**Lastkraftwagen! — Troschke fragen!**



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [58] - -

Sonntag, 20. Januar 1924.

Hannover 1849 1924

# Neues vom Film

Beilage zum Hannoverschen Kurier

## Einfluß des Films aufs Theater?

Von

Carl Hagemann,
Intendant des Wiesbadener Staatstheaters.

Wir stehen im zweiten Jahrzehnt einer Herrschaft des Films, deren Bedeutung für die große Menge die aller anderen Erbauungs- und Unterhaltungsstätten weit überwiegt. Dem Film huldigen heute alle Kreise der Bevölkerung. Das entlegenste Viertel der Hauptstadt, jedes größere Dorf hat sein Kino. Eine Ufa-Premiere in Berlin übertrifft an gesellschaftlichem Glanz die großen theatralischen Ereignisse aus der besten Reinhardt-Zeit. Das Kino liefert mühelose Unterhaltung. Man spielt hier billigeres, unproblematischeres und primitiveres Theater als in den richtigen Schauhäusern. Und die Zeit und ihre Menschen, mit einem Minimum von am Abend noch vorhandener Nervenkraft, kommt diesen Darbietungen einer auf Hast, Abwechslung und Sensation gestellten, leicht aufnehmbaren Schaukunst willig entgegen. Der Film hat das lebendige Theater für seine Zwecke usurpiert, ohne daß es ihm bisher geglückt ist, etwas wirklich Eigenes und Neues, seinem letzten Wesen Angemessenes zu schaffen. Das Problem des Kino-Dramas — wenn es so etwas überhaupt gibt — ist bis heute ungelöst.

Doch soll uns das hier nicht beschäftigen. Mir ist vielmehr vom „Hannoverschen Kurier" die Frage vorgelegt worden, ob und wie weit sich ein Einfluß des Films auf das Theater, also auf die lebendige Bühnenkunst als organisch gewachsener, wesentlicher Faktor der öffentlichen Kunstpflege feststellen läßt.

Um das gleich vorweg zu nehmen: ich sehe keinen, so gut wie keinen. Sehe wenigstens keinen grundlegenden. Die Kunst theatralischer Darstellung im Schauspiel und in der Oper hat sich namentlich auf deutschen Bühnen seit Anfang des Jahrhunderts in einer Weise entwickelt, wie niemals vorher. So schnell, so zielbewußt und so fundamental, daß man meinen sollte, zwischen der Brahmschen Darbietung eines der letzten Ibsen-Stücke und einer Inszenierung Jessners, Fehlings, Viertels und Martins liegen nicht zwanzig, sondern zweihundert Jahre. Doch ist diese Evolution der Bühnenkunst aus sich und ihren inneren Bedingungen heraus erfolgt: im engsten Anschluß an die vom Zeitgeist bedingte und befruchtete neue Zielsetzung der Kunstübung schlechthin, deren einzelne Zweige der Schaubühne ja als Hilfen für ihre Auswirkung mehr oder weniger dienstbar sind — nach einer ganz bestimmten und ganz geschlossenen, an und für sich bestehenden Tendenz also. Ohne sonderliche Einwirkung von außen, etwa von der Technik her. Das einzige, was die Technik für unsere heutige Art bühnenkünstlerischer Gestaltung leisten mußte und auch, in einwandfreier Weise, geleistet hat, ist die Steigerung im Wesen und in der Handhabung des Lichts. Aber auch hier liegen die Dinge keineswegs so, daß der hauptsächlich auf die Darstellungskraft des Lichtes beruhende Film die Durchbildung der Beleuchtungstechnik gefordert und veranlaßt und das Theater dann gleichzeitig mit davon profitiert habe. Nicht einmal hier, im ureigensten Gebiet der kinematographischen Praxis, geht der Fortschritt lediglich auf die Ansprüche und Bedürfnisse des Films zurück. Wir würden auch dann über unsere Scheinwerfer, Spielflächenlampen, Rundhorizont-Beleuchtungen, indirekten Rampen und was dergleichen mehr ist, verfügen, wenn es nie einen Film gegeben hätte.

Und dasselbe gilt für die künstlerische Raumgestaltung überhaupt. Es kann nicht der mindeste Zweifel sein, daß der Film lange, viel zu lange im rein Naturalistischen oder Naturalistisch-Phantastischen befangen war und größtenteils noch befangen ist — daß vielmehr erst in allerletzter Zeit, nachdem Theater-Regisseure von Qualität sich dem Kino zugewandt haben, versucht wird, die im Theater längst heimischen technisch-dekorativen Methoden auch im Film zur Anwendung zu bringen. Von einem nachweisbar bedeutsamen Einfluß des Films auf das Theater kann also in allen die Durchbildung des Spielplatzes betreffenden Fragen nicht die Rede sein.

So viel kurz von der äußeren Gestaltung des Bühnenbildes. Wie steht es nun aber mit dem Schauspieler selbst, mit der durch ihn und seine darstellerischen Fähigkeiten bedingten Kunst der bewegten Gruppen, der Ensembles und Massenwirkungen? Hat hier der Film nach irgendeiner Richtung hin dem Theater aufgeholfen — hat die Kunst des Theater-Schauspielers von der des Filmschauspielers irgendwie maßgebend profitiert? Oder besser (da der Theater-Schauspieler und Film-Schauspieler zumeist dieselbe Person ist): ist die Bühnenkunst als solche dadurch, daß sich die Schauspieler der lebendigen Bühne vielfach auch im Film betätigen, in irgendeinem Sinne verändert oder auch nur erweitert worden? Ich glaube nicht. Im großen und ganzen sicher nicht. Gewiß mag der Schauspieler seine mimisch-gestischen Fähigkeiten durch häufigeres Filmen unter guter Regie hier und da gesteigert — mag ihm die ausschließliche Betätigung des mimisch-gestischen Ausdrucksmittels im Spiel für die Leinwand noch Darstellungsgebiete erschlossen haben, die im Theater infolge des gesprochenen Wortes und seiner Ausdruckswerte nicht zwingend herangezogen zu werden brauchen, doch aber wieder im stummen Spiel gelegentlich angewendet werden können und dadurch eine gewisse Bereicherung auch für das Theater bedeuten. Irgendwelche neuen Ausdrucksphänomene hat der Film aber meiner

---

Film ist die moderne Uebertragung einer Weltanschauung in eine Kunstform, die durch Zusammenschweißen vieler Künste im Feuer eines einzigen starken Zielwillens entsteht.

Fritz Lang.

---

Der deutsche Film steht heute an seinem entscheidenden Wendepunkt. Wenn er von den besten amerikanischen Filmen, die jetzt allmählich nach Deutschland kommen, zwar die technische Beherrschung, aber nicht die Sujets übernimmt, wenn er, wie in Ludwig Bergers „Verlorenem Schuh", auf die filmdramaturgische Gliederung des Themas ebenso viel Wert legt wie auf die technische Durchführung, wird er Weltgeltung erhalten. Der deutsche Film wird international sein, wenn er deutsch ist; wie der amerikanische Film international wurde, weil er amerikanisch blieb.

Herbert Ihering.

---

Ansicht und meiner Erfahrung nach der Schauspielkunst als solcher und damit dem Kulturtheater nicht gebracht. Ich kann nicht finden, daß unsere bedeutenden Schauspieler, die in beiden Zweigen der darstellenden Kunst tätig sind, durch ihr Wirken im Film als Schauspielkünstler irgendwie gewonnen und damit das ernste Theater bereichert oder grundlegend weiter gebracht haben. Im Gegenteil. Eher ist häufig nicht nur keine Vereinerung in den mimisch-gestischen Ausdrucksmitteln, sondern geradezu eine Vergröberung festzustellen, die sich namentlich nach längerer und intensiver Tätigkeit im Film beim Wiedererscheinen des betreffenden Schauspielers auf der Bühne in recht unangenehmer Weise bemerkbar macht. So bei Kortner, zum Teil auch bei Wegener, Bassermann und anderen. Jedenfalls haben diese Schauspieler durch ihre Beschäftigung im Film ihre Qualität keineswegs zu steigern, geschweige denn dem Theater überhaupt auf diese Weise neue Darstellungswerte zu gewinnen vermocht. Vielmehr kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Filmtätigkeit unserer ersten Schauspieler für ihr künstlerisches Wirken auf der lebendigen Bühne ungünstigere Bedingungen schafft als bisher, indem die langwierigen und anstrengenden Proben einen großen Teil ihrer Vitalität im Atelier absorbieren und die nötige Konzentration auf die verlangte Bühnenleistung dann abends im Theater weniger gelingen will, ganz davon abgesehen, daß die Probenarbeit auf der Bühne infolge der wirtschaftlich lukrativeren Filmtätigkeit heute meist zu kurz kommt. Das einzige, was der Film den Schauspielern positiv gebracht hat, ist die Möglichkeit, sich selbst im bewegten Bild zu sehen und damit an ihren eigenen Fehlern zu lernen. Doch kann man nicht sagen, daß sie davon besonders reichlichen Gebrauch gemacht haben.

Ob schließlich der Regisseur durch seine Tätigkeit im Film neue Ausdrucksmöglichkeiten für die Regie der Bühne zu gewinnen vermag oder gewonnen hat, müßten die Kollegen bekunden, die auf beiden Gebieten tätig sind. Es wäre immerhin denkbar, daß die Phantasie für die räumliche Gestaltung des Spielplatzes und für die Anordnung der Gruppen durch fortgesetzte und abwechslungsreiche Arbeit im Film eine Schulung erfahren könnte, die das Theater als solches mit seiner viel größeren Beschränktheit in der Entfaltung der entsprechenden Mittel nicht zu bieten vermag. Im übrigen kann ich mir aber nicht denken, daß ein moderner Regisseur von Rang und Können für sein Schaffen auf der Bühne sich im Film neue Gesetze oder Normen holen wird. Die Kunst des Theaters steht so wesentlich auf dem gesprochenen oder gesungenen Wort und auf den dadurch vermittelnden Gedanken und Gefühlen, daß der ganz einseitig auf mimisch-gestische Werte eingestellte Film hier kaum eine wesentliche Bereicherung liefern kann.

## Das Buch des Volkes.

Von

Roland Schacht.

Schon daß der Film neben begeisterten Vorkämpfern erbitterte Gegner hat, beweist, daß er keine bloße technische Spielerei oder ein bloßes Volksbelustigungsmittel, sondern eine ernstzunehmende Angelegenheit ist. Der Streit um ihn ist seiner, wie gewöhnlich, wenn ein Neues auftaucht, durch Verlegung des Kampfplatzes vom künstlerischen und kulturellen aufs moralische Gebiet vergiftet worden. Es wäre ersprießlicher, nicht zu entscheiden, wer recht hat, denn das wird die Entwicklung ganz von selber lehren, sondern, um das Wesen des Films zu ergründen, den eigentlichen Ursachen dieser Meinungsverschiedenheiten nachzugehen.

Als etwas Neues hat der Film grundsätzlich gegen sich all jene, denen das bereits Vorhandene völlig genügte, die saturiert und ausruhend das einmal geistig Erworbene genießen wollen und nun mit Betrübnis oder Mißvergnügen, aus Tyrannei oder Besorgnis die Erfahrung machen, daß andere ihre Freuden gering achten, nicht teilen oder sich gar um sie bringen wollen. Für sich hat der Film all jene, denen aus irgend welchen Gründen das Vorhandene nicht genügte. Der Kampf um den Film ist zu einem guten Teil ein Kampf der Generationen oder richtiger verschiedener geistiger Organisierungen. Natürliche Entwicklung läßt sich mit Argumenten nicht fortdisputieren, aber man kann dem Kampf der Meinungen dadurch seine Schärfe nehmen, daß man ihn entwicklungsgeschichtlich betrachtet.

Sehr viele Vorwürfe gegen den Film beruhen auf Vorurteilen oder unvollständiger Kenntnis. Da ist mal jemand, als es gerade regnete, zufällig in einen schauderhaften Blödsinn hineingeraten ... oder sein Dienstmädchen hat ihm erzählt ... oder „wenn ich schon diese Plakate sehe" ... Nun, das ist doch nicht ganz hinreichend, um sich über den Film ein Urteil erlauben zu dürfen. Das Volk verschwendet im Kino sein bißchen Geld? Aber „ein Vergnügen muß der Mensch haben!" Das „gute Buch" des Gebildeten ist zwar eine sehr schöne Sache, aber es setzt ein erträgliches Heim und eine ruhige geheizte Stube, meistens auch noch eine gute und durch geistige Arbeit lebendig erhaltene Schulbildung voraus. Das Volk will nicht lesen, sondern sehen. Die berühmten Greuelgeschichten ferner über die entsittlichende, verrohende Wirkung des Films sind seit dem Verbot für Jugendliche und der Wiedereinführung der Zensur, die, von einzelnen Mißgriffen abgesehen, eine sehr heilsame Tätigkeit entfaltet, kaum noch berechtigt. Was heute auch der grausamste Film bietet, geht über das, was die Gerichtssaalberichte der Zeitungen und das Leben, wie es nun einmal ist, selbst bringen, keineswegs hinaus.

Schwerer wiegt das Hauptargument: das niedrige geistige und künstlerische Niveau der Filmproduktion, das Kolportagemäßige der Stoffe, die Verballhornung von Meisterwerken der Literatur. Diese Einstellung geht vom Standpunkt des gebildeten Bürgertums aus, der von der klassischen Literatur bestimmt wird. Seit langem ist es das Bestreben der auf diesem Standpunkt stehenden Volkspädagogen gewesen, auch das Volk in möglichst weitem Umfange dieser Bildung teilhaftig werden zu lassen. Man hat die klassische Literatur in einer Unzahl von verdienstlichen billigen Ausgaben verbreitet, man hat für billige Klassikervorstellungen gesorgt, Vorträge der Einführung gehalten und sich nach Kräften bemüht, das Volk „empor" zu bilden und zu „heben". Und so unbestreitbar diese Bemühungen auch schöne Erfolge zu verzeichnen gehabt haben, so unbestreitbar bedeutet doch der geradezu sensationelle Erfolg des Kinos, daß riesige Volksmassen dieser Bildungsschule einfach entlaufen sind oder den Film der Bildung vorziehen. Es ist leicht darüber zu jammern oder zu fluchen, richtiger ist es, den Gründen dieser Desertion nachzugehen.

Diese Volkspädagogen scheinen mir nämlich eines übersehen zu haben: daß auch unsere klassische Literatur nichts Ewiges, Allgemeingültiges, Absolutes, sondern in ihrer Wirkung an die geistige Einstellung ihrer Schöpfer gebunden ist. Diese Schöpfer lebten in einer Zeit, die von der unsrigen grundverschieden war. Sie standen auf dem Niveau der damaligen geistigen Bildung, schrieben durchaus für den damals recht kleinen Kreis Gebildeter, denen Bildung nichts künstlich Angelerntes, sondern natürlich überkommenes Erbgut war. Sie schrieben in einer Sprache, die schon damals nicht volkstümlich war, aus Erlebnissen heraus, die nicht mehr oder doch auf diese Weise nicht mehr die unsrigen sind. Sie setzten viel sprachliche Kultur und jene Distanz zum Leben voraus, die eben der Gewinn eines „weltläufigen" Lebens ist.

HANNOVER Osterstr. 83 Vogell & Pagel HANNOVER Osterstr. 83

(Gegründet 1870)

Waschmaschinen
Wringmaschinen
Wäschemangel
Aufwaschtische. Hackstöcke
Flaschenschränke
Waagen mit und ohne Gewicht

Fleischhackmaschinen
Brotschneidemaschinen
Reibmaschinen
Messerputzmaschinen
Teppichkehrmaschinen
Brotkasten

Grudeöfen
Gaskochplatten
Ofenschirme
Ofenvorsätze
Kohlenkasten
Küchenabfallkasten

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [59]

Und so überaus wertvoll diese klassischen Schöpfungen als Richtlinien und Maßstäbe, als künstlerische Lebensbewältigung für die Masse der Gebildeten auch noch unserer Zeit sind, so verhängnisvoll und unnatürlich scheint mir der Irrtum jener Kreise, die fordern, daß nun auch die Lichtspielschule besuchende Arbeitertochter die kleine von der Hand in den Mund lebende Handwerker sich zwischen Kochtopf und Schreibmaschine, zwischen Akkordarbeiten und Hausbau in die, eine ganz anders geartete Muße, ein ganz anderes geistiges Niveau voraussetzende Atmosphäre von Goethes „Iphigenie" oder die Konflikte Posas und König Philipps versenken sollen und müßten.

Das Volk will Helden, die ihm nahestehen, deren Empfinden dem seinen entspricht, will Konflikte, die es als natürliche empfindet. Man hüte sich ja, alles irgendwie Amüsante als Kolportage abzutun. Auch Euripides ist von Aristophanes als Kolportage bezeichnet worden, aber Racine wie Goethe haben gerade von ihm gelernt. Auch Shakespeares Plutarchbearbeitungen waren für Ben Jonson, der dem Strafforder seine geringe klassische Bildung vorwarf, unzweifelhaft kolportagehaftes Volkstheater. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß alle wirklich lebendigen Werke unserer Klassiker kolportagehafte Züge aufweisen. Ist der Stoff von Schillers „Räubern" keine Kolportage? Die Szenen im Götz? Der Abschied Maria Stuarts? Die Greuel der Shakespeareschen Tragödien mit Gift, Dolch, Geistererscheinungen, Gräberszenen, Morden, Wahnsinn, Familienzwist krassester Art?

Aber die künstlerische Bewältigung? Freilich ist die entscheidend. Aber der Film ist noch eine sehr junge Kunst. Auch Shakespeares Theater hatte unzulängliche Vorstufen. Und welche enormen Fortschritte hat nicht der Film seit seinen Anfängen schon gemacht! Und dann: man darf vom Eichbaum keine Birnen verlangen. Das heißt, man darf den Film nicht mit dem Theater vergleichen. Er selbst hat freilich bisweilen in Verkennung seiner ganz besonderen Mittel und Wirkungsmöglichkeiten mit dem Theater zu konkurrieren versucht, ist aber, von einzelnen Rückfällen und rein geschäftlichen Spekulationen auf die Zugkraft gewisser Titel von Theaterstücken und Literaturwerken abgesehen, von diesem Irrweg schon wieder zurückgekommen. Mit dem Theater kann und darf der Film nicht verglichen werden. Er ist etwas neben ihm und es wird von seiner und des Theaters natürlicher Lebenskraft abhängen, ob er das letztere einmal gänzlich verdrängen oder als eine Art Volkskunst weiter neben dem Theater existieren wird wie früher beispielsweise der Holzschnitt neben dem Kupferstich existierte, das deutsche Singspiel neben der italienischen Barockoper, die Posse neben dem Lustspiel usw. Seine Entwicklung wird ganz von der Lebenskraft und dem natürlichen Geschmack des Volkes abhängen, das sein Publikum bildet.

Vom Standpunkt aber der Enthusiasten betrachtet, welche Fülle von durch den Film vermittelten Eindrücken. Schon der eigentümliche Zauber des Schattenspiels im Dunkeln, die kräftige Anregung der Phantasietätigkeit bei der Umsetzung der Flecke in Abbilder von Realitäten. Und was alles gibt es im Film zu sehen: ferne Länder und wilde Völker, nicht nur als ferner Bericht wie in Büchern, sondern leibhaftig, sinnlich nahegebracht, plastisch durch Einbeziehung in eine Handlung, die der Zuschauer vor sich zu erleben glaubt. Seltene Tiere Naturerscheinungen, die Wunder der Technik, sportliche Höchstleistungen, Gestalten der Vergangenheit, Gestalten der Phantasie, Märchenhaftes, Wunderbares. Und was alles zu fühlen! Alle Süßigkeit, aller Glanz, alle Freuden, alle Schauer, alle Schrecken des Lebens eingespannt in zwei kurze Stunden, auf die einige große ständig wechselnde Bilderbuchseite, ein Kaleidoskop von wechselnden Stimmungen, ungeheuren Abenteuern, Gefahren und Schicksalen.

Man täusche sich nicht. Die Orientalen haben ihre Märchenerzähler, deren Suggestivkraft die Hörer hingerissen fesselt. Auch wir hatten, bis noch vor hundert Jahren, ehe die unvermeidliche Kehrseite der allgemeinen Schulpflicht: die allgemeine Nivellierung, die verhängnisvolle Abhängigkeit vom Gedruckten hervortrat in Stadt und Land Träger lebendigster Tradition von Volksmärchen und Volkslied. Diese Tradition ist gestorben und kann nicht künstlich wieder erweckt werden. Aber der Trieb, sinnlich lebendig und stark ergreifend zu erzählen, ist nicht tot: im Film erwacht er zu neuem Leben: hier erlebt das Nähmädchen seinen heimlich gehegten Glückstraum, der Junge die Phantasien seines Ehrgeizes, das Volk seine natürliche Freude an spaßhaftem Tand oder fürchterlicher Moritat. Und ganz wie das echte alte Volksmärchen die alte, ehrwürdige, literarisch gepflegte Heldensage, dem veränderten Niveau anpaßte, so bemächtigt sich der Film, bald plump, bald geschickt, literarischer Motive, wie der Ballade von den Raubrittern sang oder vom Bauernaufstand, so der Film vom harterzigen Raffke und vom Streiks der historische Odysseus ist zum geschickten Detektiv, und Amadis zum schönen reichen jungen Mann mit allen Tugenden geworden. Der Prinz und die Gänsemagd aber, die Prinzessin und der Schweinehirt, Schneewittchen und die böse Stiefmutter, sie sind wieder aufgelebt und blühen fort in veränderter Gestalt. Und dies neue, glänzige, naturgemäße, freudenspendende Spielzeug will man aus lauter Pedanterie dem Volke verargen? Der Film ist noch lange nicht am Ende, er ist heute, in einer Zeit, in der die Kundigen die Kunstleistungen der Gebildeten mit Skepsis beurteilen, der Träger lebendigsten Volkssempfindens. Vergeßt nicht, daß Goethe aus dem löschpapierenen Puppenspiel den Faust entwickelte!

# Der deutsche Film.

## Eine Bilanz.

Von

**Walter Bloem d. J.**

Zuvörderst ist von ihm zu vermelden, daß er tot ist. Wie man in den Zoologischen Gärten noch die Ueberreste ausgestorbener Rassen mühsam am Leben erhält — so wird von einigen unserer kapitalkräftigsten Gesellschaften noch ab und zu ein deutscher Film gedreht. Das Feuer ist aus, hier und da glimmt noch ein verborgener Funke.

Es wird zu sagen sein, was seine tödliche Krankheit war; welche Funken noch glimmen; welche Feuer daraus — in besserer Zeit — sich erheben mögen.

Der deutsche Film verdankt seine Entwicklung unzweifelhaft der Blockade. Bis zum Beginne des Krieges wurde der Markt vom Pathé-Trust beherrscht, der keinem deutschen Unternehmen Ausbreitungsmöglichkeiten ließ. Die Blockade schuf um den deutschen Film eine Treibhausluft, in der er — geschützt vor den eisigen Winden der internationalen Konkurrenz — tropisch gedieh.

Im Lande der Kunsttradition lehnte er sich begreiflicherweise jener Kunstform an, mit der er scheinbar die größte Verwandtschaft besitzt, dem Theater. Er übernahm außer den Bühnendarstellern auch den Bühnenstil: sei es in der gepreßten, theatralischen Gebärde, sei es in jener geistigen Abstraktion, die das Bühnendrama durchweht, und es so dem Verständnis der großen Menge entrückt. Die traditionslosesten aller Künste wurde auf diese Weise von uns mit der gewissen Naturnotwendigkeit unserer künstlerischen Vorbildung auf einen falschen Weg geführt, und es gab kein Beispiel, das hellsam Fälte wirken können. Die deutsche Filmwelt war — aus Anmaßung wie aus Schaffensfreude — von der Unvergleichlichkeit ihrer Schöpfungen so überzeugt, daß warnende Stimmen: überm großen Teich und in Nordland würde Vollkommneres geschaffen, belächelt wurden. Das war die Zeit, in der der deutsche Film überhaupt am Kampf der deutschen Geister rege teilnahm: die Zeit der Tendenzfilme, der servellen wie der sozialen. Unser Hochmut erhielt den Schein des Rechts, als nach dem Fallen der Blockade Amerika seine filmischen Ladenhüter in Mitteleuropa absetzte. Erst als die Schweden ihre zarten Spiele nach Deutschland brachten und hingerissene Bewunderer fanden, wurde es deutlich: Wir blieben zurück!

Die Schweden verfügten nur über wenige hervorragende Darsteller. Ihre Operateure waren zum großen Teil in Deutschland geschult und konnten es nicht besser wie wir. Aber sie hatten Filmdichter! Der deutsche Filmdichter hatte den Ehrgeiz, es der Bühne gleichzutun an Geist und Tendenz; er war gesäugt an der lebensfernen Abstraktion des Theaters, und er schrieb einen Film um des Problems willen. Unsere Filmindustrie selber legte auf gutes Saatgut wenig Wert: wenn es nur billig war.

Jedoch: beim Auftauchen des schwedischen Films waren die deutschen Ateliers zum Platzen gefüllt, und immer neue Glashäuser wuchsen aus dem Boden. Der Bedarf an männlichen und weiblichen Divas saugte den trüben Strom des Angebots mühelos auf, und die Launenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der Stars überstieg jedes erträgliche Maß: Henny Porten und Pola Negri mit berühmtem Beispiel an der Spitze. Aber es wurde gearbeitet, daß die Glashäuser dampften.

Es ist zum mindesten nicht unverständlich, daß Deutschlands Versenkung: daß die ganze Seuche von Haß, die der Krieg auch die Adern der Welt hindurchgeschwemmt hat, auf die deutschen Filmstoffe Einfluß genommen hat. Man traute sich nicht vor mit Stoffen aus der deutschen Geschichte, noch weniger aus der deutschen Gegenwart. Nun ist die Geschichte überall ein Buch mit sieben Siegeln. Diese Fremdheit des historischen Stoffes, die durch den Schwung keiner Liebesgeschichte vertraulich beseelt werden kann, hat der deutsche Film am bittersten erproben müssen. Denn da unser Wissen ebenso wie die zuverlässige Echtheit unsrer Bühnenausstattungen einen geistigen und materiellen Fundus für Geschichtsfilme geschaffen hatten der in der Welt zweifellos kaum anderswo zu finden wäre, so beschränkten wir uns einen ganzen Sommer lang fast nur auf den historischen Großfilm. Diese Masse im Wesen gleichartiger Werke konnte unmöglich den erhofften Absatz finden, und noch heute ist der Widerwille gegen historische Filme unüberwindlich; er grenzt an Ekel. Im letzten Sinn ist dieser Abscheu aber nicht bloß verursacht durch den übermäßigen Genuß dieser einen Filmgattung, so wie man sich an Süßigkeiten den Magen verderben kann, sondern mehr durch die Mängel, die dem historischen Stoff stets anhaften, namentlich im Film. Keine Echtheit der Kostüme und der Dekorationen kann den Mangel an strömender, wohlbekannter und vertrauter Lebensfrische ersetzen, und es ist schwer, den Männern in wallendem Bart und in blinkender Rüstung den Hauch von Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Verlogenheit, zu nehmen. Und damit, daß der deutsche Film sich ringsumher mit diesem bunten Flitter des Gewesenen und Vermoderten umhängte, mußte er auch die ganze Unnahbarkeit und Kälte der Geschichte auf sich nehmen. Und immer die fremde: die italienische, englische, ägyptische! Von minderen Kräften wurden süßliche Liebesgeschichten mit altdeutschem Rahmen umhängt — es kam eine wirkungslose Butzenscheiben-Romantik dabei heraus.

Und die Gegenwart? Unsre Filme spielten in der englischen Aristokratie, in den Kreisen amerikanischer Finanzgrößen. Wer von allen denen, die diese Filme schrieben, drehten, spielten — wer, frage ich, hat in seinem Leben einen englischen Lord, einen amerikanischen Großkapitalisten je von Gesicht zu Angesicht gesehen?

Und hier handelte es sich nicht um das „Malgesehenhaben", sondern um die intimste Kenntnis der Lebensart, die diesen und gerade diesen Kreisen eigentümlich ist. Gewiß: der deutsche Spießer wie der deutsche Intellektuelle wissen dort nicht Bescheid, aber das Ausland bekommt den Brechreiz, wenn sich auf der Leinwand ein amerikanischer Industriekönig benimmt wie der Leinwand ein amerikanischer Industriekönig benimmt wie der Bürgermeister von Köpfchenbroda und ein englischer Lord wie unser bekannter Rinaldini von der Portokasse. Dem deutschen Regisseur fehlt die Kenntnis fremder Sitten und Gebräuche, die Reiseerfahrung — man kann deshalb niemanden [illegible], denn unsre Grenzen sind seit zehn Jahren durch die Geldblockade verriegelt. Mit einheimischem Schauspielermaterial ausländische Menschen darzustellen, ist jedem Volke unmöglich —, es sei denn die oberflächliche Schilderung sehr verwandter Rassen.

So wies die ganze Lage der Dinge den deutschen Film auf die Gestaltung der eigenen Volksseele hin: auf die Wiedergabe, des unhörbar schwingenden Tons der deutschen Erde. Hier und





Sellwinderstraße 9-11

J. W. Sältzer

Sellwinderstr. 9-11 HANNOVER Schmiedestr. 29

Größtes Kauf- u. Versandhaus

der Provinz Hannover

für Manufaktur- und Modewaren


GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [60] - -

nur hier erfüllen wir die einzige Forderung, die der Film der Welt erhebt: echt, wahr und originell zu sein. Aber diese Wege zu gehen — die einige Könner (besonders Lang und Murnau) in letzter Zeit mit Erfolg beschritten haben —, dies verbot die uns eingeborene Furcht vor dem Bekenntnis zu sich selbst.

Zu diesen Elementen, die den Untergang und die Erfolglosigkeit des deutschen Durchschnittsfilms besiegelten (denn auf den Durchschnitt kommt es an, wenn eine Industrie gedeihen will), kommt nun noch die Tradition, die im klassischen Drama ebensowohl ihre Nahrung fand wie in der mächtigen Verherrlichung des deutschen Schicksals. Während die andre Welt, im Morgenrot eines siegreichen Friedens, ihre Filmwerke weit abrückte von Trauer und Lebensnot, wußten wir uns nicht genug zu tun an Tragik. Oft an Tragik um jeden Preis: es mußte gestorben werden! Im klassischen Drama stirbt der Held am Schluß, im amerikanischen Film siegt er! Er siegt um jeden Preis, und der Zuschauer geht nur ins Lichtspiel, um einen siegen zu sehen.

Ich sagte: der schwedische Film zeigte uns, daß wir zurückblieben. Als der amerikanische Film kam, wußten wir: wir sind geschlagen! Während die Schweden uns mehr ideell übertrafen, in der Wahl der Stoffe und im Erdgeruch der ihre Werke durchwehte, ohne daß ihre Schauspieler, Regisseure und Operateure allzusehr über den unsern standen, schlug uns der Amerikaner auf der ganzen Linie glatt aus dem Felde. Der Amerikaner, über dessen Kunstbanausentum wir nur überlegen zu lächeln wußten! Die splendid isolation, in der sich die deutsche Filmindustrie bisher entfaltet hatte, rückte nahe auf den Leib und um den Hals. Weder am Können noch am Eifer mangelte es dem deutschen Film; wohl aber am lernenden, kritischen Vergleich: am freien Spiel der Kräfte. Die schützenden Treibhausmauern sanken plötzlich dahin, und die verzärtelte Pflanze unseres selbstsicheren Schaffens zitterte und welkte.

Der amerikanische Sieg, erfochten über den deutschen Film, beruhte zunächst auf einer wahrhaft grandiosen Ueberlegenheit im Technischen. Schon allein das einfache chemische Material, der Codakfilm, erwies sich in den Halbtönen unserm eigenen Material weit überlegen. Man malte mit dem Licht, man warf es nicht grell und flach über die weite Szene; sondern die Amerikaner tauchten den Hintergrund in eine kühle Dämmerung, aus der die Seelenhandlung umleuchtet hervorströmte. Im Vergleich zu diesem Können verfügten unsre Operateure über den glanzlosen Dilettantismus eines Vorstadtphotographen.

Schon die Technik der Aufnahme hielt sich himmelweit von der unsern entfernt. Bis dahin pflegte der deutsche Regisseur seine Szenen in einer großen, oft ziemlich ausgedehnten Fernaufnahme zu erledigen, und war dies geschehen, so rückte er für diese oder jene Nahaufnahme den Darstellern mit der Kamera auf den Leib und ließ sie ihr Spiel wiederholen. Also in Durchschnittsszenen ein-, zwei- bis dreimaliger Apparatwechsel. Der Amerikaner nahm überhaupt nur Blitzszenen auf: sein Apparat umkreiste die Darsteller gewissermaßen lauernd, um sie bald hier, bald dort zu erfassen, bald nah, bald fern. Tatsächlich liegt dieser Technik eine Sorgfalt und zeitlich ausgedehnte Mühe zugrunde, von der unsre Regisseure keine Ahnung hatten.

Und über dem allen lag die schwingende Frische dieses Menschenmaterials — Schauspieler, Komödianten? So konnte nur ein traditionsloses Volk spielen, so auch nur in Bildern dichten: in engster, innigster Beziehung zum lebendigsten Leben. Kein Vorfall ist zu armselig, kein Hinterhof zu verkommen: der Amerikaner macht einen Film daraus. Ich behaupte nicht, daß der amerikanische Filmdichter es dem Deutschen an Erfindungskraft gleichtut — aber wozu braucht der Amerikaner Filme erfinden?! Das ganze Leben ist ein Klentopp, schaut's euch an, schreibt's ab.

Hier begann die Katastrophe des deutschen Films.

Vielmehr die Heilung begann. Es starben ab die faulen Komödianten und die starrsinnig-ästhetischen Experimentierer. Wohl sind durch die ungemessene Geldentwertung viele Reste des deutschen Films verdorrt, die noch hätten blühen sollen, allzuviele! Aber es sind noch ein paar unverwelkte Wurzeln in der Erde, und was aus ihnen hervorsprießt, ist gutes Zuchtmaterial.

Eine Zeitlang wurde der amerikanische Film kopiert. Man ließ den Apparat herumspringen, daß dem Darsteller schwindelte. Man spielte in einem weichen Dunkel — Rembrandt war ein Waisenknabe. Es durfte nicht mehr gestorben werden. Das waren zwei, drei Monate — dann machte der Dollar einen dicken Strich durch die Epigönchen.

Jetzt sind ein paar am Werk, die aus ihrer eignen Seele schaffen. Sie haben am Eignen wie am Fremden gelernt, sie haben gewägt und verworfen. Mit dem niederträchtigen Startum ist es aus, und Henny Porten ist froh, mal wieder vorm Kurbelkasten zu stehen — und wenn's auch bloß als Marie ist, nicht aber als Magdalena. Neue lebensvolle Gesichter und Gesichtchen strahlen über die verwelkte, fade Visage der Diva von gestern hinweg; über ihre trägen, gedehnten Bewegungen huschen fröhliche, frische, schwingende Gebärden. Unsre Leute sind unverbraucht: wir haben Fleiß und Talente; und unser Land wricht eine heimliche, lautlos schwingende Sprache — vielleicht nicht so heiter und lebensstolz wie in den Ländern der beruhigt Schaffenden, aber für sich unvergleichlich und eindringlich stille.

Der deutsche Film ist tot. Der von gestern.

Soll das heißen, daß er nichts getaugt habe, daß all die unendliche Mühe und Arbeitsfreude weggeworfen und verschwendet war? Der Boden, aus dem Regisseure wie Lubitsch und Lang, Darsteller wie Jannings und Schünzel eine Filmdichterin vom Ausmaß Thea von Harbous gewachsen und geworden sind — ein solcher Boden ist gesund! Hier existanzen Werte vom Humor der „Puppe" (Lubitsch), von der Kraft der „Marquise Recamier" (Delmont), von der Innigkeit der „Jugend" (Sauer), von der Grazie der „Bohème" (Mühlgelli). Den bezwang nicht die Verträumtheit des „Müden Todes" (Lang), vom gleichen Meister der tolle „Mabuse" und ebenso seine wirklich geniale Vision „Die Nibelungen"? Dies und manches andere sind Spitzenleistungen, die uns berechtigen, eine bessere Zeit getrost zu erwarten. Die Filme sind bekannt, zum Teil berühmt, und sie bestehen auch vor dem kritischen Auge durch ihre schöpferische Eigenart, durch das solide Können ihrer Künstler.

Ich sehe den deutschen Film niedergebrochen und zerstört wie Deutschland. Aber ich sehe auch, daß neue Kräfte — wenige, doch drängend ersehnte — sich aus dem winterlich harten Boden wagen. Denn überall sinken und schweben die Gezeiten: Wachsen, Uebermut, Niederbruch und Erneuerung.

## Filmzukunft.

Von

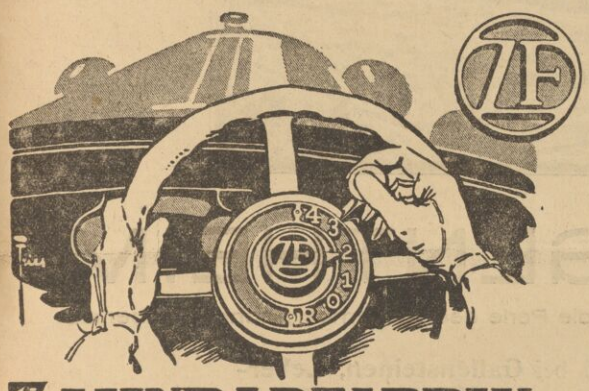
**Friedrich Schnack.**

Der künftige Film wird dort beginnen, wo die Tätigkeit des Schauspielers aufhört. Filmspieler und Schauspieler sind entgegengesetzte Einheiten: ihre Leistungen vollziehen sich in Dimensionen, die nichts miteinander zu tun haben. Die Verwechslung der Ebenen ist lebensgefährlich. Das Schauspiel ist die Gestaltung des Wortes, der Film ist die Ueberwindung des Wortes d. h. im Schauspiel wartet die Bewegung vor dem Wort, im Film hinter dem Wort. Das Schauspiel findet seinen Ausdruck in der Realität des Raumes, der Film in der Irrealität des Raumes. Im Schauspiel: die Existenz der Gestalt, im Film: die Existenz der Phantasie.

Die Filmoratäuer, wie sie heute gekurbelt werden, sind deshalb — sowohl in Romantik als auch in Realistik — so unwahr, in sich brüchig verlogen, weil der Schauspieler, der im Film handelt, stets die Einstellung aufs Theater hat, ohne die Beziehungen zum Film zu besitzen.

Man scheide den Schauspieler von der Leinwand und man wird mehr für die Entwicklung des Films tun, als bis jetzt getan wurde! In einigen Jahren wird diese Notwendigkeit allgemein erkannt sein.

Alle Schauspieler, die im Film spielen sind im Grunde für die Bühne verloren und mit ihr zerfallen. Es gibt genug Beispiele trauriger Zusammenbrüche. Keineswegs aber sind sie für den Film gewonnen. Die Filmspieler kommen aus anderen Bezirken. Man wird sie finden, sobald das künftige Filmmanuskript, das Traum, Phantastik, Vision, Spuk zu verdichten hat, gefunden ist.

**Sie schalten** geräuschlos und spielend leicht mit der Gangwählerschaltung des **Sodengetriebes** ohne Schalthebel.

**Sie schonen** die Zahnräder Ihres Getriebes vor unnatürlich starkem Verschleiß und sparen an Bereifung durch die Gangwählerschaltung des **Sodengetriebes** ohne Schalthebel.

**Sie schützen** sich vor Gefahren in kritischen Schaltmomenten durch die verblüffend einfache Gangwählerschaltung des **Sodengetriebes** ohne Schalthebel.

***Fragen Sie Ihren fachmännischen Berater oder wenden Sie sich wegen nachträglichen Einbaus in Ihren Wagen an die***

**ZAHNRADFABRIK A·G· FRIEDRICHSHAFEN**



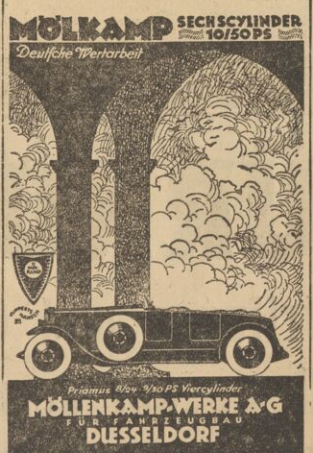
**F. A. LATTMANN**
**GOSLAR AM HARZ**
GOLDENE PREISE:
WELTAUSSTELLUNG BRÜSSEL 1910 / BUGRA LEIPZIG 1914

**ABTEIL. BUCHDRUCKEREI**
**MIT MECHANISCHER BUCHBINDEREI**
GEGRÜNDET 1604
liefert für Industrie und Handel alle Arten Drucksachen, in Sonderheit illustrierte Kataloge, Prospekte, Reklamedrucksachen in Ein- und Mehrfarbendruck bis zu der feinsten Ausführung / Herstellung großer Werke, komplett mit Einbänden / Setzmaschinen-Betrieb

**ABTEIL. SPIELKARTENFABRIK**
GEGRÜNDET 1841
Spielkarten aller gebräuchlichen Arten für das Inland wie für den Export nach allen Ländern / Sorgfältigste Bearbeitung nur besten Rohmaterials, saubertster Druck, vorzügliche Glätte und gute Haltbarkeit sind die besonderen Vorzüge der Goslarer Spielkarten
Sonder-Anfertigungen mit Reklame-Aufdruck

**Telefon-Anlagen**
jeder Art und Größe
**Elektr. Uhren-Anlagen**
Instandhaltung, Reparaturen, Erweiterungen
**Nie. ersächs. Telefon- und Telegr.-Ges. m. b. H.**
Hannover. Telefon Nord 9380, 9381, 9382.
Zweigniederlassungen: Osnabrück und Bielefeld.

**MÖLKAMP** SECHSCYLINDER 10/50 PS
Deutsche Wertarbeit



Priamus 8/w 4/50 PS Viercylinder
**MÖLLENKAMP-WERKE A-G**
FÜR FAHRZEUGBAU
**DÜSSELDORF**

Vertreter gesucht.

Nach **Süd-Amerika** über Spanien



mit den Dampfern des
**NORDDEUTSCHEN LLOYD BREMEN**
Beste Reisegelegenheit in allen Klassen
Anerkannt gute Verpflegung und Bedienung
Kostenlose Auskunft und Fahrpläne durch sämtliche Vertretungen
in Hannover:
**Norddeutsch. Lloyd Generalvertretung.**
Lloyd-Reisebüro G. m. b. H.,
Georgstrasse 39 (Ecke Andreaestrasse),
in Hildesheim:
**J. H. Schlote**, Einumerstrasse 8,
in Stolzenau: **Carl Stieck.**
in Göttingen: **Louis Brand**, Markt 14,
in Uelzen: **Gottfr. Arndt**, Bahnhofshotel.
in Bielefeld: **Ferdinand Schmidt Sohn** Brüderstrasse 7.



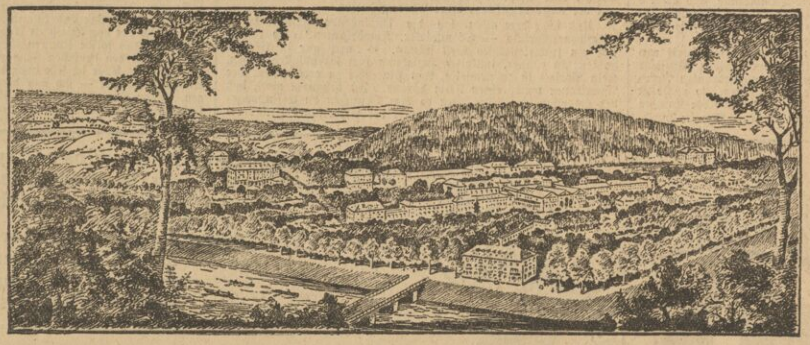
GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [61] - -

**DÜRKOPP**
Nähmaschinen
für Haushalt, Gewerbe und Industrie

DÜRKOPP

**DÜRKOPP**
Spezialnähmaschinen
für Wäsche und Konfektion

DÜRKOPPWERKE Aktiengesellschaft BIELEFELD



# BAD MERGENTHEIM

nächst Würzburg und Rothenburg o. d. Tauber, die Perle des württembergischen Taubertals

verdankt seinen Ruf als Spezialbad bei **Gallensteinen, Leberleiden, Stoffwechselerkrankungen wie Zuckerkrankheit, Fettsucht, Gicht u. a., Magen- und Darmleiden, chronischer Verstopfung usw.** den anerkannten Heilerfolgen der

## Mergentheimer Karlsquelle

Für Hauskuren kommt das an der Karlsquelle selbst gewonnene Salz sowie Pastillen in Frage

**Hotels:** Kuranstalt Hohenlohe und Kurhaus

Sämtliche Zimmer mit fließendem Warm- und Kaltwasser sowie Zentralheizung versehen — Eigene Bäder im Hause — Vorzügliche Diätküche — Anfragen erbeten an die Kurverwaltung

# DÜRKOPP

## Milch-Zentrifugen und Oelschleudern
## Das Beste auf dem Markte

DÜRKOPPWERKE Aktiengesellschaft BIELEFELD



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [62] - -

Leichtlaufend

DÜRKOPP

Stabil

Fahrräder

Unverwüstlich

DÜRKOPPWERKE Aktiengesellschaft BIELEFELD.

# Kleinflugzeugsport.

Von

**Walther Kiessel.**

Am 10. August 1896 starb Otto Lilienthal in den Stöller Bergen bei Berlin den Fliegertod! Deutschland blieb stumm, niemand rührte das tragische Geschick dieses Pioniers der Luftfahrt, der als ein wahrer Prophet in seinem Vaterlande nämlich nichts galt. Jahrzehnte darauf kamen die ersten Nachrichten von den „fliegenden Brüdern" Wright aus Amerika zu uns, niemand glaubte und traute ihnen. Erst als sie selbst nach Europa kamen, in Frankreich und in Deutschland ihre Künste zeigten, änderte sich die Situation. Mit einem Schlage war das Interesse an dem Problem des Menschenfluges geweckt. Die beiden Amerikaner bauten ihre Erfahrungen zumeist auf Lilienthals Arbeiten und Lehren auf. Ehe sie zu dem Motorflug übergingen, hatten auch sie ihre Studien im Gleitflug gemacht, angeregt eben wieder durch Lilienthals Flüge. So hat er vor allem den Anstoß zum Fliegen gegeben. Zwar hatten sich vor Lilienthals Zeit schon bedeutende Gelehrte und Künstler mit der Sache beschäftigt, ihre wissenschaftlichen Abhandlungen und ihre wenigen, kaum nennenswerten praktischen Versuche aber waren der großen Welt unbekannt geblieben, sie haben zudem auch des Rätsels Lösung nicht gebracht. Das blieb unserem Landsmann vorbehalten, der sich nicht nur auf unfruchtbare theoretische Betrachtungen beschränkte, sondern seinen Glauben an den Menschenflug zum ersten Mal in die Tat umsetzte.

Zunächst kurz die Beantwortung zweier Fragen: „Was ist Gleitflug"? und „Was verstehen wir unter Segelflug"? Die erstere ist klar und einleuchtend zu beantworten für jedermann. „Gleitflug" ist nichts weiter als ein Hinabschweben eines Fluggerätes mit oder ohne Motor von der Höhe zur Erde. Der erst unserer Zeit seine Entstehung verdankende Begriff „Segelflug" hat bei unendlich vielen den Gedanken auftauchen lassen, als handele es sich um die gleichen Begebenheiten in der Luft, wie sie bei segelnden Wasserfahrzeugen auftreten. Eine Verwandtschaft ist wohl nicht wegzuleugnen, sie trifft aber insofern nur zu, als hier wie dort die im Winde verfügbaren Arbeitskräfte- und Mengen nutzbar gemacht werden. Die Art der Nutzbarmachung aber ist eine wesentlich verschiedene. Das Wasserfahrzeug bewegt sich in zwei Elementen, Boot und Ruder im Wasser, die Segel in der Luft, das Segelflugzeug liegt jedoch nur in der Luft, und es muß sich die für die dauernde Aufhebung der Schwerwirkung erforderlichen Arbeitsmengen allein aus der Unständigkeit und Unstetigkeit des Windes holen. Die Schwankungen in der Geschwindigkeit und Richtung bewegter Luftmassen sind die Kraftquellen des Segelflugzeuges. Dazu kommt eine zweite Energiequelle, die der Segelflieger in aufsteigenden Luftströmen findet, sei es an Bergabhängen, sei es unter einzelnen Wolken am Himmel.

Es hat viele Kämpfe gekostet, ehe die Luftfahrt in Deutschland sich auch als Sport durchsetzen konnte. Mit Händen und Füßen wehrten sich einige führende Männer des Verbandes zur Förderung der deutschen Luftfahrt dagegen; erst als man über sie zur Tagesordnung überging, konnte man auch in Deutschland von einem Luftsport, vornehmlich dem Freiballonsport, sprechen. Leider blühte dem Flugsport im Gegensatz zum Auslande auch kein Weizen in Deutschland mit dem Auftauchen der Motorflugzeuge. Die wenigen Herrenflieger, wie v. Mumm, v. Tiedemann, Caspar u. a. m. gaben entweder ihre Passion bald wieder auf oder wurden Fabrikanten und Berufsflieger. Dann kam der Krieg und mit ihm das mächtige Aufblühen der Fliegerei an und für sich. Der unselige Ausgang des Krieges zerstörte unsere Luftfahrt. Unserer Motorfliegerei wurden Fesseln angelegt, so unsinnig und kulturwidrig, daß selbst das Ausland, das uns im Weltkriege feindlich gegenüberstand, sich darüber empörte. Den Geist aber, der unsere Flieger auf ihren Feindesflügen in Ost und West stets beseelt hatte, übermenschliche Taten zu vollbringen, konnte ihnen kein Vertrag von Versailles ihnen nehmen. Und so kamen wir ganz von selbst auf den Gleit- und Segelflug zurück, fingen gleichsam noch einmal mit der Fliegerei von vorne an.

Die Jahre, die zwischen Lilienthals ersten Flugversuchen und dem Aufblühen der Motorfliegerei kurz vor dem Ausbruch des Krieges lagen, aber waren nicht ungenutzt verstrichen. Ingenieur Offermann hatte bereits in den Jahren 1908—1910 in der Eifel, der Primaner Gutermuth von 1910 ab in der Rhön Gleit- und Segelflugversuche unternommen, wobei es Gutermuth, den schon der kühle Rasen deckt, sogar im Jahre 1913 glückte, einen Flug von 834 Meter Länge und einer Dauer von 2 Min. auszuführen. Genannt seien auch die Flieger Peschkes und Wenk einerseits, Harth und Messerschmitt andererseits die sich den Schwarzwalder Feldberg als Uebungsstätte erwählt hatten. Richter und Bendemann aus Berlin, Poelke und v. Falkenstein aus Frankfurt a. M., Schneider aus Eupen, Scherz, Gruner und Günther aus Chemnitz, Heidenreich aus Breslau, Franke aus Schmarsleben, um nur einige zu nennen, waren weitere Anhänger dieses Sports. Und am 25. August 1909 gründeten Darmstädter Gymnasiasten die Darmstädter Flugsportvereinigung, deren Versuche sich von der Mehrzahl der übrigen besonders und vornehmlich dadurch unterschieden, daß sie ziel- und zweckbewußt unternommen wurden. Den Darmstädtern danken wir also vor allem, daß dieser „alte" neue Sport seinen Einzug auch auf unseren Schulen und Hochschulen fand. Im allgemeinen aber fand der Gleit- und Segelflugsport erst Verbreitung nach dem Kriege. Jetzt erstanden uns aus der Zahl der vielen Förderer und Vorkämpfer der Fliegerei, die nur mit der Feder der Sache dienten, Männer, die wirklich ernste und praktische Versuche vollbrachten. Die Entwicklung der Segelfliegerei — von ihr wollen wir ganz besonders plaudern, denn der Gleitflug ist nur eine Vorschule für sie, seit dem ersten Wettbewerbsjahre in der Rhön ist noch zu gut in aller Erinnerung, so daß wir sie hier nur kurz zu streifen haben. Wolfgang Klemperers Flug von 1830 Meter Länge und 2.22 Minuten Dauer war die Höchstleistung des Jahres 1920, im folgenden Jahre war Martens, ein Student der Technischen Hochschule Hannover, der Held der Flüge. Auf dem von seinen Studienkameraden unter der Leitung des Dr.-Ing. Jadelung erbauten „Vampyr" glückte ihm ein Flug von 15 Min. Dauer und einer Länge von 7,5 km, nachdem Klemperer kurz zuvor schon einen 13-Minuten-Flug vollführt hatte. Martens' Rekord aber wurde kurz darauf von Harth auf einem Harth-Messerschmitt-Eindecker bedeutend überboten. Der „fliegende Regierungsbaumeister" blieb sogar 21 Minuten in der Luft, eine Leistung, die einzig dastand und auch das Ausland zu hellster Bewunderung fortriß. Dann kam 1922 und mit ihm die Stundenflüge von Hentzen und Martens auf dem kampferprobten „Vampyr", die hauptsächlich dazu angetan waren, das allgemeinste Interesse an dem Segelflug zu erwecken. Jetzt sprach alle Welt von der Rhön, ihren Jüngern und deren Flügen, deutscher Fliegerruhm wurde neu gegründet. Und auch das Jahr 1923 hat sein Verdienst in der Weiterentwicklung des Segelfluges, wenngleich die von Außenstehenden erwarteten, welterschütternden Rekordflüge innerhalb des Rhönwettbewerbes selbst auch ausblieben. Sie stellten sich später ein, zuerst überbot Martens den Weltrekord für die größte motorlose Flugstrecke, bald darauf verbesserte Boisch diesen Rekord erneut durch einen fast 19 Kilometer langen Ueberlandflug auf seinem famosen „Konsul". Aber was man während des vorjährigen Wettbewerbs an Neukonstruktionen und fliegerischen Leistungen bewundern durfte, bedeutete die Krönung der bisherigen Entwicklung. Wir haben gesehen, daß es möglich ist, motorlos zu fliegen.

Was erwarten wir von dem Segelflug der Zukunft? Eine hervorragende Schule für den Nachwuchs unserer Motorflieger; ein reiches Betätigungsfeld für alle sich auf den Flug erstreckenden wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen, eine nie versiegende Quelle für die Fortschritte der Flugtechnik, ein weites, herrliches Feld für den schönsten Sport! Die Wissenschaftler und Forscher haben sich bereits tatkräftig des Segelflugs angenommen. Und für unseren Fliegernachwuchs läßt sich keine bessere Schulung denken als der Segelflug für das Sichhineinfinden und Sichhineinfühlen in die Luft und ihre Gewalten, für das Erkennen und Ausnutzen ihrer Kräfte und das Ueberwinden ihrer Gefahren. Und wenn zum letzten der Motor-Flugsport bisher noch keinen festen Boden gefunden hat in unserem Vaterlande uns noch keinen Luftsport, wie wir ihn wünschen und herbeisehnen, geschenkt hat, der Segelflug hat uns das Tor geöffnet für den Luftsport der Zukunft!

Und dann gehen wir einen Schritt weiter und fordern das schwachmotorige Kleinflugzeug, in dessen Entwicklung gerade der Segelflug eine der wichtigsten Rollen mitzuspielen hat. Wir müssen heute mehr denn je auf die Wirtschaftlichkeit in unserem Flugbetriebe hinarbeiten. Das Kleinflugzeug soll das Verkehrsmittel für „Jedermann" werden. Der Geschäftsmann, wie der Globetrotter, der Beamte und Angestellte wie der „Herr" sollen sich seiner bedienen. Besonders im ländlichen Verkehr kann es viel Gutes stiften. Das Kleinflugzeug soll aber auch unserer Verkehrsluftfahrt in bezug auf die Ausbildung unserer Verkehrsflieger dienlich sein, soll zu guter Letzt unseren alten Piloten ihre Flugtüchtigkeit erhalten. Und das Kleinflugzeug soll uns wieder in der Luftfahrt zum Sport zurückführen.

Ein weiter Weg liegt aber noch vor uns. Unsere Motorenindustrie hat uns leider bisher im Stich gelassen. Noch hat man erst von etwa drei wirklich schwachmotorigen Flugzeugen in Deutschland gehört, gesehen haben sie nur wenige. Das Ausland hat uns darin bereits wieder überflügelt.

Alte Reserve

1846

Winkelhausen

die deutsche Weinbrandmarke

Mittels der

**Rebello-Pressen** für Kraft- und Handbetrieb

können hergestellt werden: **Briketts** aus Rohtorf, Kohlen-, Koksgrus, Sägemehl ꝛc., sowie Bausteine, Fußboden- u. Wandplatten, Ornamente ꝛc. Interessenten wollen sich wenden an:

**A. Roebelen, München, Schellingstr. 91.**

Der Reichsfahrtsieger
der Jahre 1922 und 1923

**Type 8/30 PS.**

4 Zylinder, 2- und 4sitzig
Kleiner anerkannt vorzüglicher Reise- u. Sportwagen. Hervorragender Bergsteiger
In Form elegant und rassig
Sparsam im Verbrauch

DÜRKOPP

**Type 12/45 PS.**

Der neue 6-Zylinder
Der bequeme elegante Reisewagen
Zuverlässig, stabil
Nach den neuesten Fortschritten der Technik gebaut

DÜRKOPPWERKE Aktiengesellschaft BIELEFELD

General-Vertretung Hannover: Autohaus Hentschel, Nikolaistrasse 44

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [63] - -

# „Mindener Wandplatten"

Der **billigste** und **schönste** Fliesenbelag. Für **Innen-** und **Aussenarchitektur** geeignet. Für Güte und Haltbarkeit **jede Garantie.** Architekt G. aus S. schreibt am 22. 12. 23: Die von Ihnen bisher gelieferten Platten sind **erstklassig** und ich kann Ihnen nur meine Freude über die **grossartigen dekorativen Flächen,** die wir mit den Platten erzielt haben, aussprechen. Da ich beabsichtige, die Platten in einem weiteren Neubau zu verwenden usw. usw.

Mindener Wandplatten-Werke A.-G., **MINDEN i. W.** Fernruf 380

---

## Für den Röhrenbau

# Holz

## nicht Eisen




## STOCKELBUSCH HOLZROHR A.G.

VERWALTUNG:
HANNOVER
ARNSWALDSTR. 10

FABRIKATION:
BAD LAUTERBERG
IM HARZ

---

BR

## Brasch & Rothenstein

Internationale Spedition

BR

Fachgemäße Ausführung aller Speditionen — Groß- und Auto-Ferntransporte

**Spezialität: Ausland- und Uebersee-Transporte**

**Schnellverkehre nach Holland und England**

Vertreter für die Nordische Messe in Kiel.

---

## WILLY MATHIAS

TELEGRAMM-ADRESSE:
BANKMATHIAS

BANKGESCHAFT

TELEFON: VULKA 5019, ELBE 6592, NORDSEE 2192 PRIVAT ALSTER 9392

HAMBURG SPEERSORT 17

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [64] - -

# Georg von Cölln G. m. b. H., Hannover

DUISBURG - DORTMUND - HAGEN i. W. - HAMBURG - MAGDEBURG

Stabeisen und Bleche, I- und U-Eisen, Röhren, Fittings, Roheisen, Zink- und Weissbleche, Metalle, Metallfabrikate, Guss- und Kleineisenwaren, Badeeinrichtungen, Herde und Oefen

## Abteilung Kruppsche Kraftfahrzeuge:

1. Kruppsche 5-t-Lastkraftwagen, Kipper, Spezialfahrzeuge, Sattelschlepper, Kommunale Fahrzeuge jeder Art. 2. Faun-Lastkraftwagen 2 und 3 t, Elektromobile, Omnibusse, Anhänger, Kleinkraftwagen. 3. „Ego"-Kleinkraftwagen 2-, 3- u. 4-Sitzer. 4. Ilo-Leichtkrafträder, $1^1/_2$ u. 2 PS

◆

# Bahnbedarfswerk Georg von Cölln G.m.b.H., Hannover-Brink

Normal- und Schmalspurgleisanlagen von Projektbearbeitung an bis zur betriebsfähigen Uebergabe, Oberbau- und Feldbahnmaterial jeglicher Art, Transportwagen in jeder gewünschten Ausführung, Drehscheiben, Rangieranlagen

◆

# Eisenbau Georg von Cölln G. m. b. H., Hannover-Brink

fertigt Eisenkonstruktionen aller Art nach eigenen und fremden Entwürfen; Brücken jeder Spannweite, Fabrikhallen, Eisenfachwerksbauten, Fördertürme, Dächer, Säulen, genietete Träger, Trägerlagen, Blechkonstruktionen usw.

◆

# von Cölln-Huckert G. m. b. H., Hannover

Eisendrähte, Drahtstifte, Schrauben, Nieten, Drahtgeflecht, Ketten, Schaufeln, Spaten, Gabeln, Rechen, Krupp-Milchentrahmer, Landmaschinen

# GEBR. JÄNECKE & FR. SCHNEEMANN

BERLIN STUTTGART

Kommanditgesellschaft auf Aktien

HANNOVER

LEIPZIG MÜNCHEN

J&S

## DRUCKFARBEN FUER DAS GESAMTE GRAPHISCHE GEWERBE

SPEZIALITAETEN:

FARBEN FUER OFFSETDRUCK, TIEFDRUCKFARBEN, SICHERHEITS- UND SCHNELL-KOPIER-FARBEN, MATT-, DOPPELTON- UND BLECHDRUCKFARBEN; MERKANTILFARBEN, SOWIE SAEMTL. ZUSATZMITTEL

SEIT DEM GRUENDUNGSJAHRE STAENDIGE LIEFERANTEN DES HANNOVERSCHEN KURIERS

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [65] - -

ENTSÄUERT
PAL 11/2018



Wir
liefern unter anderem:
Lokomotiven, Waggons,
+
Transport- und
Verladeanlagen,
+
Landw. Maschinen,
+
Schreibmaschinen.

# Rheinmetall

DÜSSELDORF + BERLIN W. 8.

1854-1134

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [66] - -

Gr 2° XXIII

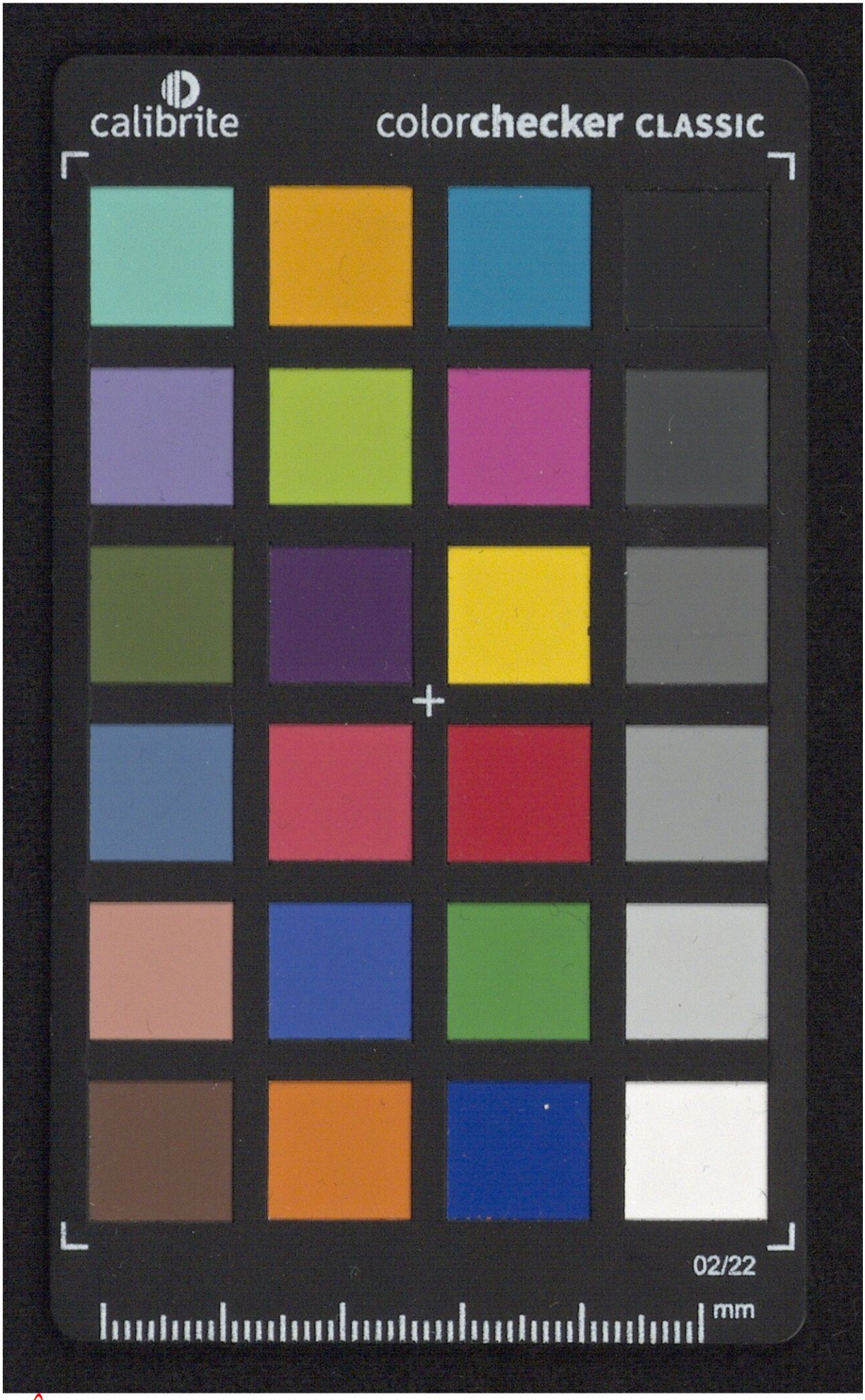
GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [67] - -



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [68] - -




GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Signatur: C 5777, [69] - -

IN COPYRIGHT